

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 19.1968

Landesgeschichtl. Vereinigung
Berlin
1968

JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

19. BAND

BERLIN 1968

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

19/1968



JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

19. BAND

Herausgegeben

im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung
für die Mark Brandenburg e.V. (gegr. 1884)

von

GERHARD KÜCHLER und DR. WERNER VOGEL

BERLIN 1968

Redaktionsschluß für Band 20

1. Juni 1969

Schriftleitung: Dr. W. Vogel, Berlin 26, Elsenpfehlstraße 46, Ruf: 412 58 05

*Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin 44, Selchower Straße 33,
Ruf: 62 63 00*

Druck: Paul Funk, Berlin 30, Stauffenbergstraße 11-13, Ruf: 13 41 44

Klischees: Dr. S. Toeche-Mittler, Berlin 61, Friedrichstr. 219/220, Ruf: 18 60 99

INHALT

Gerhard K ü c h l e r :	
Nachruf auf Harry Methling	6
Wilhelm We ß l i n g :	
Die Märkischen Streifzüge von August Trinius und Theodor Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg (mit 1 Abb.)	8
Vally T e n n i g k e i t :	
Een Mensch namens Nante. Zur Geschichte der Nante-Darstellung (mit 4 Abb.)	21
Dr. Irmgard W i r t h :	
Unveröffentlichte Briefe von Theodor Hosemann und eine Erwerbung des Berlin-Museums aus dem Jahre 1968 (mit 1 Abb.)	45
Prof. Dr. Johannes S c h u l t z e :	
Heinrich I. von Schlesien im Barnim und Teltow?	51
Dr. Friedrich H ü l s e n :	
Besiedlung und Entstehung der Hufengewannflur in Groß und Klein Behnitz im Havelland. Ein Diskussionsbeitrag (mit 1 Karte)	54
Friedrich U c k e r :	
Der Maria-Magdalena-Tag in Prenzlau nach 1543	66
Dr. Helmut K u b l i c k :	
Die Agrarreformen im Kreise Cottbus seit 1763	70
Erich B i e h a h n :	
Nicolaï und der Runenstein von Langheinersdorf (mit 1 Abb.)	87
Arne H e n g s b a c h :	
Kladow um 1900. Siedlungsgeschichte eines Villenvorortes (mit 1 Karte, 2 Abb.)	92
Friedrich D e h m l o w :	
Die Verkaufsurkunde für Berlin-Zehlendorf vom Jahre 1242 und das Dorf-ordnungsbuch von 1686	102
Dr. Hans S a r i n g :	
Ein wenig bekannter Gedenkstein im Tiergarten (mit 1 Abb.)	108
Bücherschau	114
Hoops: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Dr. Vogel) — Übersicht über die Bestände des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin-Dahlem (Dr. Faden) — Übersicht über die Bestände des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam (Dr. Vogel) — Metsk: Bestandsverzeichnis des Sorbischen Kulturarchivs in Bautzen. III Das Depositum Wendenabteilung (Dr. Vogel) — Buck: Zur Geschichte der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse in Preußen 1810–1933. Spezialinventar des Bestandes Preuß. Ministerium für Handel und Gewerbe, Bd. 1 (G. Küchler) — Miedk: Preußische Gewerbepolitik in Berlin 1806–1844 (G. Küchler) — Bratring: Statistisch-topographische Beschreibung der gesamten Mark Brandenburg (Dr. Vogel) — Müller: Märkische Landwirtschaft vor den Agrarreformen von 1807 (Dr. Vogel) — Radig: Das Bauernhaus in Brandenburg und im Mittelbegebiet (K. Pomplun) — v. Bissing: Friedrich Wilhelm II., König von Preußen (Dr. Faden) — Jacobson: Jüdische Trauungen in Berlin 1750–1813 (G. Gnewuch) — Seibicke: Beiträge zur Mundartkunde des Nordostsächsischen östlich der Elbe (H. G.) — Fischer: Die Ortsnamen der Zauche (Methling) — Engelhard: Die Entwicklung der Kulturlandschaft des nördlichen Waldeck seit dem späten Mittelalter (A. Hengsbach) — Stengel: Abhandlungen und Untersuchungen zur Geschichte des Kaisergedankens im Mittelalter (Dr. Faden) — Bismarck in der Karikatur (Dr. Vogel) — Borkenhagen: 125 Jahre Schultheiss-Brauerei (H.-W. Klünner)	
Gerhard K ü c h l e r : Aus dem Leben der Vereinigung	130



Harry Methling

* 29. Juli 1891 in Rostock

† 25. September 1968 in Berlin

Am 25. September 1968 verstarb nach kurzer, schwerer Krankheit unser allverehrter Freund und Vorstandsmitglied Harry Methling.

Zwei Jahre ist es erst her, daß wir gemeinsam mit dem Verstorbenen seinen 75. Geburtstag feierten, — sein Wirken, sein Leben in unserem Kreis, seine Verdienste um die Förderung der brandenburgisch/berlinischen Landesgeschichte ausführlich in unserem Mitteilungsblatt Nr. 53 vom 1. September 1966 würdigten.

Der gebürtige Rostocker, der als Jungkaufmann schon vor dem 1. Weltkrieg nach Berlin kam, arbeitete sich hier unter Inanspruchnahme der Bildungsmittel und Bildungsmöglichkeiten der Reichshauptstadt energisch, fleißig und gewissenhaft zu einer leitenden Stellung als Technischer Kaufmann in der Ölindustrie empor. Ein ganzer Mann, der in Verantwortung vor sich selbst und der Umwelt seinen geraden, aufrichtigen Gang verfolgte. Neben dem beruflichen Weg — durch Wehrdienst bei der Fliegertruppe im 1. Weltkrieg unterbrochen — fand Harry Methling hier schon früh, als Ausgleich der Berufstätigkeit, den Weg zur märkischen Landesgeschichte, zur Landeskunde. Es ist erstaunlich, wie er neben dem frühzeitig gepflegten Wandern mit einer Intensität und Beharrlichkeit sein historisches Wissen ausweitete und bildete. Nicht nur in der „Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde“ an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, sondern auch in Seminaren, Bibliotheken und bei Fachhistorikern. Dabei fand er immer den persönlichen, menschlich so warmen Kontakt zu Mitschülern wie Lehrern, etwa unseren unvergeßlichen Professoren Dr. Willy Hoppe oder Dr. Friedrich Solger. In diesem Kreise lernte er auch seine Lebensgefährtin kennen.

1938 stieß er zu unserer Vereinigung, wo er bald in die Führerschaft gewählt wurde. Seine Wanderungen und Geschichtsfahrten fanden besonderen Anklang und zahlreiche Teilnehmer. Seine Fahrtberichte und historischen Aufsätze, erst in unseren Monatsblättern, nach 1949 in den Mitteilungsblättern, sind in der Vermittlung gediegener ortsgeschichtlicher Vorarbeiten und Forschungen noch heute

lesenswert und von aktuellem Interesse. So entstanden im Laufe der Jahre die Abhandlungen: An der Barnim-Lebuser Grenze — Fürstenwalde/Spree — Vom Schwielowsee zu den sächsischen Dörfern — Siedlungen am Südrand der Zauche — Am Nordrand der Zauche — Dreilinden/Kohlhasenbrück/Stolpe/Wannsee — Rüdersdorf — Kleits Grab/Stimmings Krug — Hermann Lucke zum Gedächtnis — Berliner Vergangenheit in Bild und Karte — Die Hanse und der Deutsche Orden. Erschöpfender und umfangreicher noch und zum Teil als Niederschlag jahrelanger Vorbereitungen, Forschungen und Ermittlungen sind Harry Methlings Aufsätze in verschiedenen Bänden unseres Jahrbuchs für brandenburgische Landesgeschichte: Schifffahrt auf der Ucker — Das Wunderblut von Wilsnack — Geschichtliche Entwicklung im Kartenbild — Mittelraddampfer „Prinzessin Charlotte von Preußen“, das erste in Deutschland gebaute Dampfschiff — Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in der ehemaligen Provinz Brandenburg bis zum Jahre 1939. Die letztere Arbeit gab der Historischen Kommission zu Berlin beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin Anlaß, ihm die Bearbeitung der Eisenbahnkarte für den Brandenburgischen Handatlas zu übertragen. Sieben ausführliche Buchbesprechungen in unseren Jahrbüchern stammen ebenfalls aus der Feder von Harry Methling. Seine letzte ist in diesem Band 19 enthalten.

Fördernd, anregend, helfend, nahm er stets regen Anteil am Vereinsgeschehen. Von 1960 bis 1964 unser Bibliothekar, organisierte er nicht nur unsere Bücherei zu größerer Produktivität um, sondern stellte in Wort und Schrift — es sei nur an seine Aufmerksamkeit auslösenden Bücherschauen erinnert — die Fülle seines Wissens, seines Erfahrungsgutes zur Verfügung. Begabt mit dem tiefgründigen Humor seiner mecklenburgischen Landsleute, besaß er die zusätzliche Gabe, anderen Zusammenhänge aufzuklären, aus der Fülle seiner weitreichenden Kenntnisse und Erfahrungen wie aus der Ausgeglichenheit seines Wesens und seiner menschlichen Güte Belehrungen und Informationen zu vermitteln. Immer wieder unterstützte er Mitglieder und Besucher, die seinen Rat suchten. Besonders der jungen Generation half er, im Dickicht historischer Verwicklungen einen Standpunkt zu finden; — jenen jungen Menschen, denen das geschichtliche Geschehen der Gegenwart und der Ablauf der letzten Jahrzehnte es so schwer machen, historische Umstellungen zu begreifen. Auf Harry Methling traf zu, was einmal Leopold von Ranke von einem Historiker meinte: es zieren ihn zwei Dinge; zum einen die selbstverständliche Liebe zur Vergangenheit, zum anderen die Fähigkeit, diese Liebe in den Strom der Zeit hineinzustellen. In der Ausgeglichenheit seines Wesens, in seiner Güte und Schlichtheit, doch auch in seiner Intelligenz und Gefühlsstärke verkörperte Harry Methling die geschichtliche Tradition unserer Vereinigung, die lebendig von Mensch zu Mensch verbindet.

Tiefbewegt und aufrichtig trauernd nahmen mehr als 150 Mitglieder zusammen mit den Familienmitgliedern in der überfüllten Halle des Krematoriums Wilmersdorf am 3. Oktober 1968 von Harry Methling Abschied. Seine Urne wurde auf dem Städtischen Friedhof Steglitz, Bergstr. 37, beigesetzt.

Sein Andenken wird lange in unserem Kreise fortleben. Sein Wirken bleibt in seinen Schriften und Veröffentlichungen, in unserer Bücherei, — immer wieder aufklingend, wenn ein brandenburgischer Landesgeschichtler seinen Arbeiten begegnet.

Gerhard Küchler

Die Märkischen Streifzüge von August Trinius und Theodor Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg

Wer auf einem Ausflug nach Tegel und Hermsdorf an den stillen märkischen „Waldsee“ gerät, findet hier nebeneinander zwei kleine Wohnstraßen, nach Theodor Fontane (1819—1898) und dem eine Generation jüngeren August Trinius (1851—1919) benannt. Der Taschenatlas verzeichnet das Paar noch ein zweites Mal, und zwar im Osten Berlins an der Wuhlheide nahe der Rennbahn Karlshorst. Der Name Fontane ist geläufig — aber Trinius? und warum benachbart?

Seinerzeit war Trinius ein beliebter Reiseschriftsteller; auch als Erzähler und sogar Dramatiker hat er sich versucht. Geboren am 31. Juli 1851 in Schkeuditz bei Leipzig, verlebte er die ersten Jahre in Erfurt. Bald zog die Familie nach Berlin; im Süden nahe dem Kreuzberg wuchs der Schüler in der Großstadt auf. Vom Beruf des Kaufmanns wechselte er zur Zeitung. Nach „fast drei Jahrzehnten Gastrecht“ verließ er 1890 die Kaiserstadt und siedelte in die Heimat über, nach Waltershausen am Nordhang des Thüringer Waldes. Hier ist er 68jährig am 4. April 1919 gestorben.

In dieser zweiten Hälfte seines Lebens hat er der Heimat wohl sechzig Bücher gewidmet, Wanderskizzen wie Erzählungen, und das „grüne Herz Deutschlands“ mit dem „Rennsteig“ berühmt gemacht; der Dank seines Fürsten war der Hofrat und der Geheime Hofrat. Zugleich trieb ihn, wie er sagt, „das Sehnen in die Weite“ durch halb Europa. „Wandern heißt leben“ — so überschrieb er seinen Werdegang, den eine thüringische Zeitschrift 1911 zum 60. Geburtstag erbat¹. „Ich bin durch die drei nordischen Reiche gezogen, weilte in Portugal, durchwanderte die Schweiz, Italien und andere Lande. Doch das Herz blieb daheim in deutschen Landen. Dem Alldeutschland widmete ich drei Bände, für die ich innerhalb zweier Jahre elf Monate zwischen Dänemark und der Schweiz, Luxemburg und Schlesien hin und her als fahrender Mann zog. Aus diesem Werke haben ungezählte Schulbücher diesseits und jenseits des Mains Auszüge gebracht; sogar in Kurzschrift erschien es. Von der Pfalz bis zum Tore von Basel wanderte ich mit Rucksack und Stab wiederholt lange Wochen, und die Frucht dieser Fahrt war das große Werk über den Wasgenwald (Vogesen), das ich auch dem Kaiser überreichen durfte. Der stolzen Elbkönigin Hamburg und ihrer Umgebung habe ich drei Bände mit meinen ‚Schlendertagen‘ geschenkt. Den Tälern Mosel, Saale, Unstrut, Werra widmete ich je ein besonderes Werk.“

Doch zuerst bekannt geworden sei er durch seine „Märkischen Streifzüge“, die in drei Bänden 1884—1887 erschienen — wie er hinzufügt: „im Gegensatz zu Fontane, der ja echter märkisch, fester und knapper fühlte und schrieb, die aber trotz Fontane freundlichste Aufnahme fanden“. Unser Touristenklub, gegr. 1884, seit 1935 Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg, hat Trinius alsbald zu Rate gezogen: „Die Wanderung vom 5.—6. April 1885 führte von Luckenwalde über den Hohen Golm nach Jüterbog im Hinblick auf die Streifzüge von August Trinius“². (Fontane ‚reichte‘ nicht bis dorthin.)



Felix Weßling, ein Onkel des Verfassers, war begeisterter Thüringenwanderer und schrieb für die Zeitschrift des Rennsteigvereins. Dadurch kam er wohl in Schriftwechsel mit Trinius, der ihm 1904 dieses Foto widmete.

*Dem Felix Weßling
in der Zeitschrift des Rennsteigvereins
Herrn Trinius
1. 10. 1904*

Aug. Trinius

Die „Gegenwart“, eine angesehene Zeitschrift, begrüßte sogleich den ersten Band als „ein durchaus würdiges Seitenstück zu Theodor Fontanes klassischen Wanderungen“. Weniger klassisch galt Fontane dem Verein für die Geschichte Berlins, dem in seinen eben 1884 beginnenden „Mitteilungen“ der Neue besser gefiel: „Trinius hat mit seltener Frische und Anschaulichkeit in schwungvoller Sprache geschildert. Das Buch macht den Fontaneschen Wanderungen keine Konkurrenz. Fontane hat ja das Verdienst, zuerst in feuilletonistischer Weise die Schönheiten der Mark vorgeführt zu haben. Aber so hoch dies Verdienst auch sein mag, es ist Trinius doch zu danken, daß er in anderer Weise die Mark schildert. Er steht nicht so isoliert da wie Fontane, der, ohne die Resultate der neueren Forschung zu berücksichtigen, dasjenige, was er schreibt, für apodiktische Wahrheit hält. Es hat über diesen Gegenstand schon nach Erscheinen des 4. Bandes der Wanderungen unser 2. Vorsitzender, Herr Budczies, s. Zt. im Verein am 17. Dezember 1881 einen eingehenden Vortrag gehalten. Trinius dagegen hat alle Quellen benutzt, er weiß auch, daß in Berlin und der Mark Geschichtsvereine existieren und daß

deren Arbeiten zu beachten sind. — Be.⁴³ Zum 2. Band 1885 sagte der Verein: „Trinius hütet sich namentlich vor der fatalen Art Fontanes, inkongruente (nicht sich entsprechende) Gegenden zu vergleichen, eine schottische Landschaft mit einer märkischen, von einem märkischen Capri und dgl. zu sprechen, Geschmacklosigkeiten, die auch noch andern märkischen Schriftstellern nachgewiesen werden können. — E. Fr.“ Des Merkens würdig, daß Fontane, der bei der Gründung 1865 den Beitritt zum Verein abgelehnt, ihn gerade jetzt vollzogen hat. 1890 wurde er bereits Ehrenmitglied.

Fontane war solche Kritik gewohnt. Verwunderlich nur das seltsame Mißverständnis: gerade das vermeintlich „Inkongruente“ hatte ja den Anstoß gegeben. Nicht mit der Mark hat Fontane begonnen, sondern mit Reiseskizzen aus Schottland. Bekannt sind die Eingangsworte zur „Grafschaft Ruppın“ 1861: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen“ — weniger bekannt, daß jenes Vergleichen schon „Jenseits des Tweed“ 1860 auftritt, wo ihn die Fahrt von Edinburgh nach Stirling ans Havelland erinnert, vor allem auch durch die „Fülle historisch-romantischer Anknüpfungen“ (mit Lepel 1858).

Dies eben: der Sinn für Geschichte ist beiden Wanderern eigen. „Jeder Fuß breit belebte sich und gab Gestalten heraus“, heißt es in der Einleitung zum Ruppınband — und ähnlich bei Trinius: „Erst belebt mit den unvergeßlichen Gestalten ihrer Geschichte empfängt die Schönheit der Mark ihren ganz eigenen Stimmungsgehalt.“ Auch im „Feuilletonistischen“ unterscheiden sie sich durchaus nicht. Beide gaben ihre „Skizzen“ zunächst an Zeitungen. „Wanderungen“ wie „Streifzüge“ wollen „weder Baedeker noch Ranke“ sein, keine planmäßige Landesaufnahme, sie streben nicht nach Vollständigkeit. „Reise-Feuilletons, so darf ich sie vielleicht nennen“, sagt Fontane im Schlußwort zum „Spreeland“ 1881 und bekennt noch Jahre später im Entwurf zu den „Bredows“⁴⁴, er sei „froh, dem Churbrandenburgischen Gründlichkeitsstil aus dem Wege gegangen zu sein und lieber (gutmütiger Spott über seine Kritiker) die Rolle des oberflächlichen Plauderers gespielt zu haben“. „Es ist ein Buntes, Mannigfaches . . . , sorglos gesammelt . . . , ohne vorgeschriebene Marschroute, ganz nach Lust und Laune“ — so Fontane, und nicht anders Trinius: „Es ist ein bunter, zwanglos gebundener Blütenstrauß.“ Und fast wörtlich übereinstimmend: „Darin sind sie sich gleich, daß sie aus Liebe und Anhänglichkeit an die Heimat geboren wurden“ (Fontane 1861) — ebenso Trinius 1884: „Eines umschlingt sie alle: das Band aufrichtiger Anhänglichkeit und Liebe für das freundliche Stückchen Erde, das ich so oft durchwanderte.“ Heimat blieb ihm Thüringen, obwohl er sich gelegentlich einen „halben Märker“ nannte. Durchaus mit Recht. Denn auch seine Liebe wird getragen von dem, was Fontane fordert: „Der Reisende in der Mark muß sich mit einer feineren Art von Natur- und Landschaftssinn ausgerüstet fühlen . . . Es gibt gröbliche Augen, die gleich einen Gletscher oder Meeressturm verlangen, um befriedigt zu sein. Die mögen zu Hause bleiben“ (Ruppın 1864). Zwanzig Jahre später folgt ihm Trinius wie ein jüngerer Bruder, im Vorwort zu den ersten Streifzügen: „Wessen Augen nur noch an wildgrotesken Felsgebilden und brausenden Meereswogen sich ergötzen können, der ziehe nimmer über den einsamen Teltow oder pilgere die schwermütigen Seen der wendischen Spree entlang.“

Natürlich regt sich der Gedanke, der Jüngere habe den Älteren ‚benutzt‘. Ja, er nennt ihn wiederholt unter seinen Quellen, und liest man sein „Abschiedswort“

vor dem Scheiden von Berlin⁵, so könnte man fast glauben, der halbe Märker sei auch ein halber Fontane geworden: „Und wenn ich dich preise, Mark Brandenburg, wie könnte ich da den vergessen, der mir all' die Jahre ein geistiger Wanderkamerad gewesen, Meister und Pfadfinder zugleich, ein Mann, wie geschaffen für Liebe und Verehrung: Theodor Fontane! Keiner wie Fontane hat das Wesen der Mark so tief und wahr erfaßt, ihren Stimmungsgehalt, den Erdgeruch, den Duft ihrer Landschaft so anziehend und sehnsuchterweckend geschildert. Nicht im Geräusch und Kampf der Welt: draußen auf sonniger Haide, am knisternden Kaminfeuer alter Herrensitze, im Schatten der Stadtmauern märkischer Städtchen ... ward er mir teuer für alle Zeit.“ Nein — kein zweiter Fontane! Seine „Streifzüge“ — sagt Trinius im Lebensbericht 1911 — hätten ihm mancherlei Ehrennamen eingebracht, unter denen „jedenfalls der als ‚Matthisson der Mark‘ der bezeichnendste“ gewesen sei. Dabei mag ihm Schillers anerkennende Rezension der Gedichte von Friedrich Matthisson (1761—1831) vorgeschwebt haben, gedruckt in den „Kleinen Schriften vermischten Inhalts“. Andere nennen Matthisson weichlich, einen „sentimentalpoetischen Schriftsteller“ (Scherrers Deutsche Literaturgeschichte). Die von Schiller mitgeteilten Proben dürften wohl heute kaum noch begeistern. Wenn aber Vilmar in seiner Literaturgeschichte diesen Gedichten als „Triumph“ allenfalls zugesteht, „im Leser dieselben Empfindungen zu erregen, welche der Anblick der geschilderten Landschaft hervorruft“, so trifft das doch einen Vorzug der Prosa von Trinius, durch den er manchen noch heute reizvoll und lesenswert erscheinen mag.

Das hängt — so seltsam es klingt — zunächst mit seiner Technik des Wanderns zusammen, die ihn von dem „Touristen“⁶ Fontane unterscheidet. Von diesem könnte ein Vers seines „Hans Sachs von Freienwalde“ (Oderland) gelten:

„Wir sind nicht bloß zum Wandern
(Wie's immer auch gefällt),
Wir sind zu manchem andern
Und bessrem auf der Welt.“

Im Vorwort zu „Ruppin“ 1864 rät er für das „Reisen in der Mark“: „Wenn du nicht das Glück hast, zu den ‚Dauerläufern‘ zu gehören, ... ist dir der Wagen ein unabweisliches Wanderungsbedürfnis.“ Unser Jahrbuch 16 (1965) brachte die hübsche Erinnerung an „Fontanes Fuhrherrn Moll aus Fürstenwalde“. Nein, Dauerläufer war er nicht. Man denke an die Weihnachtswanderung nach Malchow im „Spreeland“ — nicht gerade weit, Omnibus bis Alexanderplatz, Pferdebahn bis Weißensee, „und der Umspannungsmoment war nun für mich auch da: Schusters Rappen muß' aus dem Stall“. Oder an die lustige Selbstverspottung in demselben Bande auf dem Wege nach Buch, das man damals mit „unsern Lustgartenomnibussen“ erreichen konnte: „Wir aber, in jenem stolzen Wandergefühl, das sich nach Strapazen sehnt, haben den Omnibus verschmäht und trefen erst mit der untergehenden Sonne in Buch ein.“

Wie anders klingt das bei Trinius: „Mit jenem Hochgefühl, wie es nur die Wanderlust kennt, und das selbst einmal Strapazen nicht scheut, sehen wir gelassen Schwager Postillon mit seinem gelben Gefährt, in dessen dunklem Innern die Ruhe eines Kirchhofs herrscht, bei uns vorrüberrollen ... die Lerchen trillern heute in den Lüften, und der blaue Sonnenschein liegt lachend auf Weg und Steg. Da pilgert es sich frohgemut durch den Wald.“ (Streifzüge I, 168). So sind

wir kaum überrascht, bei ihm ein Wort zu finden, das 20 Jahre später durch die Jugendbewegung zum Begriff geworden ist: „Wir märkischen Wandervögel“ (I, 247). — Wer wirklich wandert, hat Zeit, Muße. Lust am Wandern und lyrisch-romantische Neigung bringen es bei Trinius mit sich, daß ihm der Wanderbericht immer wieder als Stimmungsbild wortreich, lyrisch beschwingt aus der Feder fließt. Kapitel Joachimsthal, nach Verlassen des Zuges — jetzt ist er in seinem Element, wie er, von Bodenwelle zu Bodenwelle durch den Spätsommertag schreitend, dem Hochwald zustrebt. Nur einem Fußgänger können dann die zwischen vergilbten Farnkräutern doch leicht zu übersehenden Erdbeerblüten auffallen, denen er eine elegische Betrachtung ihres hoffnungslosen Mühens widmet. Ähnlich die Herbstwanderung von Biesenthal über Lanke zum Liepnitzsee: Die laue Luft des schönen Tages verführt den Wanderer sehnsüchtig auf Kuckucksruf und Amselschlag zu lauschen — vergebens, vorbei! Immortellen und halbverblühtes Heidekraut im Moose mahnen an das Vergehen. — Wer in solche zu lyrischer Breite anschwellende Darstellung hineinzuhorchen versteht, dem wird zuweilen ein geradezu rhythmischer Schwung auffallen: „... und des Himmels Bläue lächelt freundlich hernieder ...“ — oder wenn es von der Wolke heißt: „... und schwebt wie ein lustiges Segel nach Süden“. Und gleich danach „umfängt uns jetzt der rauschende, dämmernde Laubwald“. Seine Beschwingtheit leidet auch nicht während der Spreewaldfahrt: „Das Stillesitzen im engen Kahne vermochte nicht, uns das Empfinden froher Wanderlust zu nehmen. blieb doch immer noch für Aug' und Herz genug des Wanderns übrig.“ Die Ausnahme bestätigt nur die Regel, und humorvoll stellt er die Frage, wie im Spreewald den zahlreichen Müllern zumute sein mag, denen doch nach dem Volkslied das Wandern „zur Ehrensache geworden ist“.

Der Wanderer und der Tourist — sollte wirklich ihre unterschiedliche Technik einen besonderen Anteil haben an dem von Trinius betonten Gegensatz zu Fontane, der „fester und knapper fühlte und schrieb“? Es möchte so scheinen, wenn ein Literaturhistoriker wie Heinrich Spiero in seinem Fontanebuch⁷ folgert: „Fast alle Naturbilder und ersten Eindrücke werden vom Kutschsitz oder von der Ruderbank her gewonnen“ — das habe sich auf die „Wanderungen“ im Sinne einer Straffung ausgewirkt. Einen Beweis geradezu könnte im „Oderland“ „Der Blumenthal“ bieten. „Er hat seine Romantik“, bemerkt Fontane und gibt auf der Höhe der Brücke über den Gamengrund den Eindruck in kurzem Satz: „Der Vorüberfahrende fühlt sich wie gebannt, und der Eiligste hat es nicht eilig genug, um nicht ein paar Minuten an dieser Stelle zu verweilen.“ Dann drängt es ihn zum Ziel, zu der Trümmerstätte, wo einst vor 500 Jahren die Stadt Blumenthal gestanden haben soll. Auch Trinius besucht diese „Stadtstelle“, aber, von Strausberg aufbrechend, läßt er uns den ganzen Wandertag miterleben: „Der Morgenhimmel blaute über Stadt und Land, die Lerchen wirbelten in den Lüften ...“, und gegen Abend — im Gamengrund ruht schon die Dämmerung — gelangt er zu dem als verwunschen geschilderten Heidekrug und nimmt den Rückweg durch den Forst bei Sternenschein: das Erlebnis des Fußgängers, der im Schreiten die Natur beobachtet, ja schwärmerisch genießt.

Es ist nicht nur die Technik, so augenfällig die Beispiele sich bieten. Deutlich empfinden wir den „Matthisson“ in Trinius, und Fontane ist eben — Fontane. Hier gilt doch der Satz: „Der Stil ist der Mensch.“ Gerade wenn sie nicht unterwegs, nicht in Bewegung sind: bei historischem Erzählen zeigt sich das. So im

Kapitel Schloß Grimnitz, bei Joachimsthal, einst der Sitz des märkischen Minnesängers Otto IV. mit dem Pfeil und seiner Gemahlin Heilwig von Holstein. Typisch ist es, daß Fontane das Paar samt dem einstigen Schlosse mit dreieinhalb Zeilen in einer ganz sachlich gehaltenen Fußnote abtut (Oderland). Trinius dagegen (Streifzüge I, 95) entwirft ein strahlend-romantisches Bild, dessen Höhepunkt die Treue der Heilwig ist; als Nonne verkleidet, bewirkt sie die Befreiung ihres gefangenen Gemahls und gelangt auf wunderbare Weise zu dem Lösegeld. Rührselig schließt dann die Darstellung: „Und wie im Traume klang mir nun das Hifthorn wieder aus dem Forst herüber, und Otto mit dem Pfeil, zur Seite auf milchweißem Zelter sein blondes Lieb, ritt stolz in den Burghof ein, begrüßt von dem frohen Zuruf der Edelknaben und dem weichen melodischen Harfensang der Gehrenden.“

Mit dem milchweißen Zelter rückt Trinius in bedenkliche Nähe des sog. Gartenlaubentils, und wer sich auf die Suche macht, wird noch mehr dergleichen finden. Beim Einzug in Mittenwalde schallt ein Lied „aus einem rosenumrankten Fenster, in dem ein lachender, lockenumrahmter Mädchenkopf sichtbar wird . . . Das Mädchen erröte leicht, und es schien, als neigten die Rosen beschämt das Haupt.“ — In Hohenfinow schwenkt der Jäger zum Abschied den Hut, „das blondzopfige Töchterlein schaut dem Wagen sinnend nach“, und am Abend lustwandeln die Dorfmadchen, „auf ihren Wangen blühen die Rosen“ — und schließlich hüpfet der Bach süßlich-sinnig (oder unsinnig) gar in Rhythmen einher: „Zierliche Wellen plaudern mit frohem Getändel und schelmischen Blicken an uns vorbei.“

Gewiß, all das abgegriffene Inventar der Gefühlseligkeit wird heutzutage als Kitsch⁸ empfunden — es sei hervorgehoben: heutzutage. Neue und neueste Untersuchungen haben nämlich Merkwürdiges ergeben. Von Heine bis zu H. Hesse, G. Hauptmann, Th. Mann, ja bei Brecht und Tucholsky wurde Kitsch zutage gefördert. Es geht also nicht an, einen Autor allein wegen solcher Stilblüten zu deklassieren und darüber vielleicht wertvolle Gehalte zu übersehen. Diese Einsicht sollte uns auch bei Trinius leiten.

Umso stärker freilich hebt sich Fontane von dem Jüngerem ab. Er weiß nicht weniger um „aufkeimendes romantisches Bedürfnis“, so etwa im Anblick von Schildhorn, aber er gibt ihm nicht nach, es bleibt bei einem toleranten Lächeln. Wo er einmal weich und lyrisch angerührt wird, zerfließt er niemals. Wenn er den von Todesgewißheit erfüllten Freiherrn von Canitz, Staatsmann und Poet (1654—1699), an einem schönen Junitage auf seiner Lieblingsbank im Park von Blumberg (Spreeland) zeigt, wie er „Figuren in den Sand zeichnend“ Phasen seines Lebens an sich vorüberziehen läßt, da ist es der aussetzende Kuckucksruf, der dem Sinnieren eine Grenze setzt. Unvergesslich bleibt aus demselben Bande die überlegene Gestaltung eines gefühlsträchtigen Erlebnisses „In Kätner Post's Garten“. Fontane überrascht Kinder beim Baden, „... und aus Lachen und Kinderunschuld wob sich hier ein Bild, das uns auf Augenblicke glauben machte, wir sähen in eine feenhafte Welt . . . Das älteste Mädchen war eine Schönheit; ihre Augen lachten, und das lange, aufgelöste Haar schwamm wie Sonnenschein neben ihr her“. Mit dieser fast heidnisch-naturhaften Erscheinung rundet Fontane das, was er — kontrastierend und doch in der Tiefe zusammenhängend — folgen läßt, zu einem Bilde seliger Unberührtheit: die Kinder singen auf Wunsch des Vaters und der fremden Gäste „durch die sonnenstille Luft“ das Zinzendorfsche

Lied „Jesu geh voran . . .“. „Das Lied hätte die doppelte Zahl von Strophen haben können, wir wären willig gefolgt. Es hatte jeden von uns ergriffen.“

Ergriffen scheidet der Leser — ja, das war Fontanes Gewinn: „Das Beste, dem du begegnen wirst, das werden die Menschen sein . . . Laß dir erzählen . . . dieses Geplauder wird dich mit dem Zauber des Natürlichen und Lebendigen umspinnen.“ So hatte er zur zweiten Auflage von „Ruppin“ geschrieben. Aber man darf darüber doch nicht die spätere, oft angezogene Briefstelle vergessen — an seine Frau am 12. August 1882 —: „ . . . es ist eine Torheit, aus diesen Büchern herauslesen zu wollen, ich hätte eine Schwärmerei für Mark und Märker. So dumm war ich nicht.“ Jenes Natürliche und Lebendige konnte auch sehr entzaubern. Eine Begegnung nach dem Besuch von Falkenrehde im Havelland: im Krug Warten auf den Omnibus — ein unaussehlicher junger Mann, „dessen Gesamthaltung, trotz einer gewissen weltmännischen Tournüre, unverkennbar auf eine mühevoll absolvierte Obertertia hindeutete“. Den dunstigen, verqualmten Wagen füllt dann ein Dialog: Wortführerin ist Mutter Sootzmann, welche „an die Norne in Walter Scotts ‚Piraten‘ erinnerte“. Ihr Redefluß, der auf irgendeinen unharmonischen Abschluß hinauszulaufen droht, wird von ihrem Partner unwillig gestoppt, während der Bildungsknabe aus der Krugstube sich über „Stickstoffoxyd und zu früh zugemachte Ofenklappen“ verbreitet — eine viel-sagende Andeutung, die dem Leser weiteren Unsinn erspart. Echter Fontane der Schluß: „Was war die Falkenrehder Gruft gegen diesen Omnibus und was der ‚Enthauptete‘ gegen Mutter Sootzmann, die Norne!“ — Bei dem gern ausmalenden Trinius findet sich ein regelrechtes Seitenstück. Die Fahrgäste einer Postkutsche genießen auf der Heimfahrt einen „göttlichen Humoristen“, dessen Gewäsch bis zum Ende ausgewalzt wird, kein Satz wird dem Zuhörer „geschenkt“, man ist enttäuscht: man hat seine Zeit an eine der sattsam bekannten „trivialen“ Lustspielfiguren verschwendet.

Aber Trinius ist ja nicht nur „Gegensatz“, zuweilen rückt er an Fontane heran. „Laß dir erzählen“ — wie gut ist ihm der Begleiter auf dem Wege nach Wandlitz gelungen, ein armer Teufel aus Bernau, der mit selbstverfertigten Schweizer Landschaften, die sein Auge nie geschaut, von Dorf zu Dorf hausiert und zwischen Familiensorgen allerlei Spaßiges vom Hussitenfest verrät. Und gar die Plauderei mit dem würdigen Elshof-Schulzen bei Kagel — „von seines Hauses Freud und Leid“ berichtet er und weist zum Schluß auf die gewichtige Familienchronik: „min Bibel“. Gerade die Begegnungen im Raume Bernau seien Trinius dankbar angemerkt. In Ützdorf, „geborgen zwischen Wald und See“, gleitet er beim Gesange der Frösche unversehens in die Geschichte vom Kampfe des Froschkönigs Bausback gegen den Mäuseprinzen Bröseldieb und zitiert uns die Stelle, wo der Dichter des ‚Froschmeuseler‘, der aus Bernau gebürtige Georg Rollenhagen (1542—1609), den Froschkönig mit seinen Heerscharen als „Eutzdorfer Müllerknecht“ in Dienst treten läßt. Näher der Gegenwart liegt die Begegnung mit dem „heldenmütigen Wippchen, der seine blutgetränkten Kriegsberichte — vom russisch-türkischen Kriegsschauplatz 1877-78 — mit einer verblüffenden Verwegenheit aus dem friedfertigen Bernau allwöchentlich in unsere ahnungslose Residenz schleuderte“ — in den ‚Berliner Wespen‘, die Wippchen = Julius Stettenheim (1831—1916) herausgab. Ausführlich gedenkt Trinius einer besonderen Hussitenfeier am 15. Mai 1882 unter Teilnahme des damaligen Kronprinzenpaares (Kaiser und Kaiserin Friedrich): 450 Jahre nach dem Abwehr-

sieg der Stadt, ein rauschendes Fest mit der Wagenburg der Hussiten, dargestellt durch Studenten der Berliner Kunstakademie. Ein von Trinius vergessener Mitgestalter des Festes — und vieler Künstlerfeste — sei hier nachgetragen: der Pharmazeut und Chemiker Dr. J a c o b s e n⁹, Seele des 1882 gegründeten und mit Tegel eng verbundenen Allgemeinen deutschen Reimvereins. Als Dr. Havelmüller ist er bekannt aus Heinrich Seidels „Leberecht Hühnchen“; weniger bekannt ist, daß ein Ereignis in seiner Familie Stinde zum ersten Kapitel seiner „Familie Buchholz“ angeregt hat.

So liebenswürdig Trinius zu schildern vermag — eine Literaturgeschichte reiht ihn unter die „liebenswürdigen Erzähler“ —, so selten erreicht doch der wortreiche Thüringer den „Meister“. Die Bilder, wenn sie in schlichter Erzählung erstehen und gelegentlich durch Briefe dokumentiert werden, ähneln sich zwar rein äußerlich — fast immer aber versteht es Fontane, seinem Stoffe eine Pointe abzugewinnen, ihn unerhört zu straffen. Mittenwalde könnte als Musterfall dastehen. Drei „Kämpfer“ sind es, die er hier aufspürt: Paul Gerhardt, Kronprinz Friedrich bei seinem ersten Verhör nach der Flucht und der Major von York. Alles rafft dann der Schluß machtvoll zusammen: „Wer reist nach Mittenwalde? Tausende wallfahrten nach Gohlis, um das Haus zu sehen, darin Schiller das „Lied an die Freude“ dichtete. Mittenwalde besucht niemand, und doch war es in seinem Propsteigarten, daß ein anderes, größeres Lied an die Freude gedichtet wurde, das große deutsche Tröstelied ‚Befiehl Du Deine Wege‘.“ — Trinius hat das Unglück, hier ganz im Schatten dieser Fontanestelle zu stehen; wie sehr fällt dagegen sein ‚gartenlaubumrankter‘ Einzug in das Städtchen ab, zumal er dann den geistlichen Dichter mit einem nichtssagenden Gemeinplatz charakterisiert. Erst im 3. Bande der Streifzüge wird bei Lübben seine Würdigung ausführlich nachgeholt.

Es kann nicht ausbleiben, daß im geschichtlichen Erzählen die eigene Geschichtsauffassung hervortritt und damit abermals der Gegensatz der beiden Schriftsteller, der Wesensart und wohl auch der Generation. Alt ist der Streit um die Quitzows. Trinius bricht den Stab über die „Raublust der verwegenen Abenteurer und adligen Wegelagerer“ und faßt den Kampf gegen sie in ein Bild nach patriotischem Klischee: „Da brach mitten durch den Nebel langer Trostlosigkeit die aufsteigende Sonne einer neuen, besseren Zeit, und aus dem strahlenden Anblick sog das arme geprüfte Land neues Hoffen und verjüngte frische Kraft.“ Solch „altes, beinahe heilig gesprochenes Herkommen, die Quitzows als Landesverräter anzusehen“ hält Fontane für eine vielleicht „rühmliche, aber deplacierte Loyalität“. In den „Fünf Schlössern“ handelt er über „Die Quitzows und ihr Recht oder Unrecht“; gewissenhaft prüfend, stellt er die Urteile der Historiker R i e d e l und G. W. v o n R a u m e r einander gegenüber, um ein Urteil ‚aus der Zeit heraus‘ bemüht: daß 1412 niemand voraussehen konnte, daß der Burggraf von Nürnberg mehr als ein vorübergehender Pfandinhaber sein würde wie frühere, und „daß alles, was damals einen vornehmen Namen und ein gesellschaftliches und moralisches Ansehen in der Mark hatte, den Standpunkt der Quitzows teilte“. Indessen, eben dies ist Fontanes Irrtum, wie Willy H o p p e feststellte¹⁰: „schon vor dem Auftreten des Zollern wandten sich entscheidende Kreise von ihnen ab“. Nicht anders 1961 Johannes S c h u l t z e: „nur Macht-hunger, Geltungsbedürfnis, Eigennutz und Streitsucht ...“. Um Fontane aber nicht falsch zu verstehen: sein Kapitel schließt: „Dennoch haben wir uns zu beglückwünschen, daß es kam, wie's kam.“

Unberührt davon bleibt seine wiederkehrende Mahnung: „Beurteilen wir die Dinge aus der Zeit heraus“, aus ihrer Zeit, — und ebenso die Abwehr jedes patriotischen Überschwangs; er ist darin Moltke verwandt, dessen Feststellung zeitlos gilt: „Wenn man eine ruhmvolle Tat zu erzählen hat, so braucht man nicht zu sagen, daß sie ruhmvoll gewesen ist. Die einfache Darstellung des Verlaufs enthält das Lob.“ Aufschlußreich dafür ist „Die Königseiche im Brieselang“ — „ein tausendjähriger majestätischer Baum“, oft von Wallfahrern aufgesucht. Zwei junge Turner aus Nauen hatten einst — schon 1862 — eine Tafel mit Versen angebracht, welche die Auferstehung des Reiches prophezeiten. Wie beide dann bei Königgrätz fochten, bei St. Privat stürmten, schwer verwundet wurden und „als lorbeergeschmückte Helden“ heimkehrten, — diese Erzählung wird bei Trinius in der ihm eigenen gefühlsgetragenen Weise eine Huldigung für die uralte, nun schon verdorrte Eiche, Symbol der Reichsidee und des neuerstandenen Reiches. Bei Fontane wird die Beziehung der beiden zur Eiche in rein sachlicher Darstellung — ohne ein einziges Heldenwort — als Anmerkung unter den Text gebannt. Die Würdigung des von begeisterten Ausflüglern gefeierten ‚Genius loci‘ fällt ebenso humorvoll wie unfeierlich aus. „Es handelte sich jetzt für uns darum, der Eiche ein besonderes Zeichen unserer Huldigung zu geben. Ein dreimaliges Hurra erschien uns für unsere zivilen Verhältnisse teils präventiös, teils unzureichend.“ Sein Gefährte, offenbar ein gleichgestimmter Ironiker, findet eine originelle Ehrung: ein Glas mitgeführten Kapweins wird „ihr zu Füßen“ als Trankopfer verschüttet — nach all den Trankopfern „fränkischer und deutscher Weine, indischen und Jamaika-Rums“ als Huldigung des noch fehlenden Südafrika „Gabe aus Gegenden, in denen nur Freiligrath und der Kaffer ‚einsam schweift durch die Karoo‘ ... Wir schwenkten die Hüte, stimmten Lieder an von Arndt und Körner und machten uns auf den Rückweg“. Der Rückfall in Turnerart fast zuviel der Ironie, zumal ein Brieselang-Gewitter sie mit den vielen Extrazüglern — mit Pauke! — im Laufschrift zur rettenden Bahn treibt.

Man kennt das bei Fontane, der ja selbst in mächtigen Bänden ausführlich die Einigungskriege dargestellt und dessen Ältester in Frankreich mitgefochten hat: „Heldentum ist Ausnahmezustand und meist Produkt einer Zwangslage“, sagt sein alter Major von Stechlin. Fontane ist auf Gerechtigkeit bedacht, er sieht das Gute der neuen Zeit und übersieht nicht ihre Schwächen. Für ihn gibt es keine „gute alte Zeit“. Wiederum der alte Stechlin: „Als der alte Fritz zu sterben kam, dachte er auch, nu ginge die Welt unter. Und sie steht immer noch, und wir Deutsche sind obenauf, ein bißchen zu sehr. Aber immer besser als zu wenig.“ Trinius dagegen, dessen Knabenzeit aus den Erzählungen der Mutter vom Sagenzauber des Kyffhäusers umwoben ward, hat als 20jähriger auf märkischem Boden die Erfüllung des Barbarossa-Traums durch das „Haus Brandenburg“ erlebt. Ihm kann man die Begeisterung nachfühlen, mit der ihn die Geschichte der beiden Turner erfüllt. Umso überraschender, daß er sich zugleich viel schärfer über die Erscheinungen seiner eigenen Zeit äußert.

Während der 70jährige Fontane zu den Wegbereitern Gerhart Hauptmanns zählt, wendet sich Trinius gegen diesen „innerlich völlig verfaulten Realismus“. Zielt er auf seinen ‚Meister‘: „Unbegreiflich will es uns erscheinen, daß Männer von Geist und Talent nicht feinere Ohren besitzen, den Stimmen des Volkes zu lauschen, was dieses entbehrt und braucht, wonach es sich sehnt?“ (1893). Schon im Skizzenbuch „Vom grünen Strand der Spree“ 1885 heißt es über „Hinter-

treppen-Literatur“: „Während an der Hintertür der ‚blutige Doktor‘ anklopft, spazieren Emile Zola und Sacher Masoch vorn über die mit Teppichen belegten, von Ampeln erhellten Treppen, bei der Herrin des Hauses ihre Visitenkarte abzugeben.“ Noch mehr erbittert ihn der Parteienbetrieb im Reichstag. Er schildert ein „Berliner Wahllokal“: „Hier starre Reaktion, dort zersetzender Liberalismus; auf der einen Seite strammes Deutschtum, auf der andern schillernder Kosmopolitismus, dazwischen Rassenhaß ... Brotneid ... Religionshaß ...“. Ihn bedrückt der Kampf aller gegen alle, das „Zerrbild, welches jede neue Wahlschlacht dem unparteiischen Beobachter bietet“. Seine unbedingt loyale, hohenzollerntreue Gesinnung, ihm Herzenssache, kann sich mit der Wende der Zeit nicht abfinden. Im schon erwähnten „Abschiedswort“, November 1889 in der National-Zeitung, steigert sich der Schmerz: „Verkümmert ist die Habe unseres deutschen Volkes“, unheimlich klingt sein Kassandrарuf: „Zuweilen will's bedünken, als müsse bald ein Weltenbrand das Firmament auflösen lassen.“

Tiefer Kulturpessimismus hat den noch nicht Vierzigjährigen erfaßt. Draußen in der Mark sorgt er sich um die Erhaltung von Tracht und Brauch, von Burgen und Stadtmauern — „unsere Zeit nivelliert eben alles“ — um die Pflege der Sage: „Auch ihre Tage sind bereits gezählt.“ Noch schlimmer geht es in der wachsenden Weltstadt (1877: 1 Million) zu. Wohl hat er Sinn für manches Schöne, für die neuen Brückenbauten, von ihnen sieht er Berlin „wie ein nordisches Venedig gleichsam aus dem Wasser aufsteigen“. Aber die Trauer um das Verschwindende überwiegt. Der Verlust der Tiergartenidylle, als noch „der alte Wiprecht (Generalmusikdirektor des Gardekorps, 1802—1872) so kernig und frisch im Hofjäger den Taktstock schwang“ — jetzt bedrängen den Tiergartenrand Prachtbauten mit Inneneinrichtungen im Butzenscheibengeschmack. „Der Grunewald, der noch von keiner Bahn berührt einem verschwiegene Märchensitze glich, ist heute an jedem Sonntage ein lärmdurchtobter Volksprater.“ Das greift sogar weiter hinaus. „Jahrzehntelang war Lehnitz noch vergessener als ehemals, bis eines Tages die Berliner Prozessionsraupe hier erschien, um sich nun allsommerlich einzupuppen und bei Kiefernduft, Kuhmilch und erfrischender Seeluft ein gar vergnügliches und beschauliches Leben zu führen ... Es wird bald in der Mark kein Forsthaus, kein Dorf oder keinen Heidekrug mehr geben, wo nicht Berliner Familien gleich Schwalben mit jedem Frühling ihren Einzug halten.“ Das Schicksal solcher Überflutung fürchtet er sogar für den entfernten Fläming, für die „Stille und Abgeschlossenheit von Schloß Wiesenburg ... jeder Sonntagstrain speit ganze Wagenladungen aus“. — Es ist wohl nicht unberechtigt, den steten Mahner zu den Wegbereitern des Heimatschutzes zu rechnen. Das Wort hat 1897 ein Berliner geprägt, Ernst R u d o r f f (1840—1916), Professor an der Hochschule für Musik in Charlottenburg, Sohn eines Berliner Universitätsprofessors. 1904 gelang ihm die Gründung des „Deutschen Bundes für Heimatschutz“, bald eine machtvolle Bewegung, die dann staatliche Schutzgesetze erwirkt hat.

Überblicken wir die verschiedenen Schriften von Trinius aus seinen „fast drei Jahrzehnten Gastrecht“, so läßt sich beinahe von einem märkisch-berlinischen Gesamtwerk sprechen. Welche Fülle von Erinnerungen geben die Stichwörter — nur einige — aus den „Streifzügen“! Bd. I: Nördlich von Berlin (Hohenfinow — Schloß Grimnitz — Liepnitzsee); An der Oberspree (die Müggelberge —

Schenkenländchen, Teupitz); Havellandschaften (Tegeler See — Schlachtfeld von Groß-Glienicke); Quer über den Fläming (Belzig und Burg Eisenhart — Treffen bei Hagelberg 1813 — Schloß Wiesenburg — Burg Rabenstein — der hohe Golm). Bd. II: Östlich von Berlin (Friedrichsfelde — Strausberg — Im Blumenthal — Buckow, Märkische Schweiz); Im Lande Lebus (Müncheberg — die Schlacht bei Kunersdorf); Spreelandschaften (Erkner — Kloster Kagal — Fangschleuse — Fürstenwalde — die Rauenschen Berge); An der Nuthe (Kloster Zinna — Schloß Beuthen — Saarmund und die Burgfischerei); Havellandschaften (Heiligensee, Bötzw — Lehnitzsee — Wandlitzsee). Band III, mehr geschichtlich erzählend, strafft sich um den Lauf der Spree von Monbijou bis Spandau und führt „zwischen Spree und Havel“ nach Babelsberg. Der Gartenschöpfer Lenné leitet zu dem stillen Mitarbeiter von Babelsberg, dem Fürsten Hermann von Pückler-Muskau über und zu seinen Parkanlagen in Muskau und Branitz. Unter seinen Begegnungen mit Künstlern liest man Stellen aus dem merkwürdigen Briefwechsel mit der Gartenlaube-Autorin Eugenie Marlitt. Weit ausführlicher als bei Fontane ist dann die Lausitz mit dem Spreewald abgehandelt. Zu den „Streifzügen“ treten weitere vier Veröffentlichungen, der Hauptstadt gewidmet. Bereits 1885 erschien „Vom grünen Strand der Spree — Berliner Skizzenbuch“, auf 140 Seiten 20 Kapitel, z. T. sehr lebendige Zeitbilder. 1889 folgte „Die Umgebung der Kaiserstadt Berlin“, schon in der „Aufmachung“ als Familienbuch gedacht, mit zahlreichen Illustrationen und kurzem Text. Noch stärker überwiegen die Abbildungen in dem großformatigen Bande der Reihe „Wanderungen durch deutsche Gaue“, herausgegeben von Jos. Kürschner, „Berlin und die Mark“ 1897, eigentlich nur eine Aufzählung der Sehenswürdigkeiten. Wertvoller und sehr lesenswert ist der Erinnerungsband von 1893 „Auf märkischer Erde“, in der Hauptsache berlinische Eindrücke, schließend mit dem eingangs zitierten „Abschiedswort“. Diesen Aufsatz von 1889 hat Trinius dem „Meister und Pfadfinder“ zum 70. Geburtstag gesandt mit einem dankbar-verehrenden Begleitbrief¹¹:

Berlin SW, Katzbachstr. 8, 28. 12. 1889

Hochverehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen beifolgend einen Artikel der National-Zeitung zu übersenden, mit der Bitte, denselben doch freundlichst lesen zu wollen. Es ist ein Abschiedswort an die Mark Brandenburg und somit gleichsam auch an Sie, dessen Namen dauernd mit der Mark verbunden ist. Der Artikel ist aber auch ein Rechenschaftsbericht und eine Danksagung — und beides richtet sich also auch an Sie. Vieles blieb ungesprochen, und selbst das, was ich sage, reicht nicht an das Empfinden heran, das mich beim Schreiben beherrschte.

Nur wenige Stunden trennen Sie noch von einem schönen Festtage, den mit Ihnen tausende bewegten Herzens begehen werden, Ihrem siebzigsten Geburtstage! Von fern und nah, in Schrift und warmer Rede wird es Ihnen fröhlich entgegentönen, wahre Liebe und Verehrung, die Sie sich in einem schaffensfreudigen Leben erworben haben.

Es steht mir nicht an, Ihnen persönlich meine Glückwünsche darbringen zu dürfen, lassen Sie mich Ihnen deshalb im Geiste die Hand reichen und Ihnen sagen, wie ich Ihnen alles von Herzen wünsche, was Menschen zu ihrem Glück und Frieden brauchen. Gott segne Sie auch fernerhin und erhalte Sie uns noch lange Jahre: der Kunst zur Ehre, uns aber zur Freude. Möchte Ihnen ein heiter-sonniger Lebens-

abend beschieden sein, zum beglückenden Genusse dessen, was Sie an edler Saat reich verstreuten. Mir ist es nicht vergönnt gewesen, Ihnen im Leben persönlich näher zu treten. Heute darf ich Ihnen aber wohl bekennen, so unzeitgemäß und bedenklich vielleicht auch heute solche Gefühlsäußerungen ausschauen mögen: daß Sie mir seit Jahrzehnten ein innig Vertrauter sind, daß, so hoch auch die Bewunderung für den Schriftsteller ging, die Liebe für den Menschen mich ganz gefangen genommen hat. Ich durfte Sie nur aus der Ferne lieben, und es hat mich glücklich gemacht, daß mit einem großen Gefühl tun zu dürfen. In wenigen Monaten scheide ich ganz aus Berlin und kehre in die Thüringer Heimat zurück. Und wie ich der Mark Brandenburg immer Treu und Liebe bewahren werde, so wird mich im Geiste Ihr freundlich mildes Bild begleiten, wie Sie mir jahrzehntelang zur Seite schritten durch Sand und Heide und Einsamkeit, welche die Menschen näher aneinander rückt, die Zungen löst und die Treue festet.

Bewahren Sie mir ein freundliches Gedenken, denn ich werde Sie niemals vergessen, niemals wird die Liebe und Dankbarkeit für Sie erlöschen. Und nochmals: Viel Glück zum neuen Lebensjahre.

Mit besten Grüßen Ihr Sie aufrichtig verehrender

August Trinius

In seinem Werdegang 1911 „Wandern heißt Leben“ berichtet Trinius von dieser ersten Verbindung, und daß sie dauerte, „beweist der Briefwechsel, den ich bis zu seinem Tode noch von Thüringen aus mit ihm unterhielt, und daß er mir beim Abschied von Berlin sein Bild mit in die Heimat gab.“

Fontanes „Wanderungen“ sind später und bis heute mehrfach neu herausgegeben — in Auswahl. Paul Fechter begründet die seine 1952: „Auch der lebendigste Baum bekommt mit den Jahren da und dort einen trockenen Zweig, den man entfernen muß, damit die organisch wirkende Form des Ganzen wieder klar erstehen kann.“ Sollte nicht auch aus den märkischen Schriften von Trinius einiges wert sein, zum Leben erweckt zu werden? Allein die Tatsache, daß sie erwünschte Ergänzungen zu Fontane geben und daß viele Schilderungen, zumal des Berlins der 80er Jahre, heute Quellenwert besitzen, möchte den Plan rechtfertigen. Auch Trinius könnte als „geistiger Wanderkamerad“, der ihm einst Fontane gewesen, nach den Worten Fechters an der Aufgabe teilhaben: „Verbindungen aufrecht zu erhalten, die nie abreißen dürfen.“

Anmerkungen:

¹ A. Trinius: Vom eigenen Haus und Leben. Erinnerungsblätter. Hrsgg. von Arthur Richter-Heimbach, 1919.

² Diese Feststellung aus dem Protokoll verdanken wir der Aufmerksamkeit unseres Bibliothekars Harry Methling (†).

³ Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1884, S. 27, 139.

⁴ „Bei den Bredows“, zum ersten Mal gedruckt in: Fontane damals und heute. Auswahl aus den Wanderungen ..., hrsgg. von Hans-Ulrich Engel und Hans-Joachim Schlott Kotschote, 1958, S. 225 ff.

⁵ „Abschiedswort der Mark Brandenburg“ in der National-Zeitung, November 1889; abgedruckt in Trinius: Auf märkischer Erde, 1893.

- ⁶ Das Wort „Tourist“ hat das Deutsche im 19. Jh. aus dem Englischen übernommen. Es bedeutete Wanderer, dann Reisender überhaupt. Vgl. unsere Festschrift zum 25jährigen Bestehen 1909, S. 68, 77, 93 f.: „Unsere Wandervereinigung gab sich den Namen „Touristenklub f. d. Mark Brandenburg“ und den Zweck: Wanderungen durch die Mark, Studium ihrer Geschichte und Natur. ... 1888 traten wir dem Verband Deutscher Touristenvereine bei und gleichzeitig dem Gesamtverband deutscher Geschichts- und Altertumsvereine.“ — Unter den rund 80 Stellen des Schriftentauschs begegnet neben der Bezeichnung Gebirgsverein, V. f. Heimatkunde, Harzklub u. a. zehnmal der Name Touristenklub oder -verein: in Bingen, Brunn, Kassel, Frankfurt a. M., Hanau, Stettin, Stockholm, Kopenhagen, Stuttgart, Wien. — Fontane gebraucht „Tourist“ im Gegensatz zur wissenschaftlichen Forschung, zum Berufshistoriker — und hält am „Plauderton des Touristen“ fest (Spreeland 1881, Schlußwort, und „Bei den Bredows“). — Mit dem heutigen Tourismus haben jene Touristen nichts zu tun, sie waren Fußgänger. Die gleiche Unterscheidung Tourist — Wissenschaftler betont Fontanes Zeitgenosse, der Volkstumsforscher Wilhelm Heinrich Riehl (1823—1897), Professor in München, der seine vierbändige „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“ 1853—1869 „zu Fuß“ erwandert hat (4. Bd. Wanderbuch, 4. Aufl. 1903, S. 5, 11 f.).
- ⁷ Heinrich Spiero: Fontane. Wittenberg 1928, S. 118.
- ⁸ W. Wunnenberg: Kulturgeschichte des Kitsches. In: Begegnungen V, S. 152 ff., 1950 — K.-H. Deschner: Talente, Dichter, Dilettanten. 1964.
- ⁹ H. W. Seidel: Erinnerungen an Heinrich Seidel, S. 116 ff.; Mitt. Ver. f. d. Gesch. Berlins 1928, S. 100 (W. Momber über J.); Wilh. Weßling: Dr. Havelmüllers Allg. Deutscher Reimverein. Der Tegeler Kreis. (Schriftenreihe d. Arbeitsgemeinschaft f. Heimatkunde Reinickendorf, H. 1, 1961).
- ¹⁰ Willy Hoppe in: FBPG 43, 1930, S. 22—43; wieder abgedruckt in den „Ausgewählten Aufsätzen“, hrsgg. von H. Ludat u. d. T. „Die Mark Brandenburg, Wettin und Magdeburg“, 1965, S. 265—287. — Johannes Schultze: Die Mark Brandenburg II, 214 f. (Berlin 1961).
- ¹¹ Herrn Joachim Schobeß, dem Leiter des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam, danken wir herzlich für die Ermittlung dieses Glückwunschschreibens unter den über 3000 Briefabschriften aus dem Fontane-Nachlaß.
Dem Direktor der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek in Potsdam, Herrn Dr. Heino Brandes, danken wir für die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung des Briefes.
Die Herausgeber.

Een Mensch namens Nante
Zur Geschichte der Nante-Darstellung
Carl von Holtei

Der Schlesier Carl von Holtei, der in Breslau und Berlin, in Wien und Riga als Theaterdichter und Regisseur, Schriftsteller und Rezitator tätig gewesen war, hat in der Zeit zwischen 1824 und 1834 (mit Unterbrechungen durch ausgedehnte Reisen und einen fast einjährigen Aufenthalt in Darmstadt) in Berlin gelebt. Er schrieb für das Hoftheater und das Königstädtische Stücke jeder Art, Dramen, Schauspiele, Possen und Liederspiele, deren Lieder die Spiele lange überdauert haben, und war vor allem — trotz mancher Differenzen mit der Direktion — seiner zur beruflichen Heimat gewordenen Königstädter Bühne verbunden. Er ist kein Dichter von überragender Bedeutung gewesen, aber ein sensibler Künstler, der, von einem bestimmten Bild, einem Thema bewegt, schnell und leicht einen Stoff gestalten konnte und oft das Glück eines schönen Erfolges erlebte. Aus dem Berliner Volkstheater des Vormärz ist er nicht fortzudenken.

Fünf Jahre nach dem frühen Tod seiner ersten Frau, der Berliner Hofschauspielerin Luise Rogée, hatte er die Schauspielerin Julie Holzbecher geheiratet, und jetzt schwebte ihm ein Stück vor, in dem Julie die Hauptrolle darstellen sollte. Julies Rolle hatte in seinen Gedanken bereits feste Form angenommen. In seinem großen Erinnerungsbuch „Vierzig Jahre“, dem außer seiner Auseinandersetzung mit Nestroy alle persönlichen Äußerungen Holteis entnommen sind, berichtet er darüber:

Sie sollte in der von ihr gleichsam geschaffenen Gattung als Berliner Dienstmagd niedrigsten Standes erscheinen und als solche an sich und anderen erleben, was die Dichter sonst nur Marquisen und Gräfinnen auf der Bühne erleben zu lassen pflegen, dabei aber, ohne aus dem geistigen Kostüm ihrer Rolle zu treten, einen edlen, kräftigen Charakter entwickeln, der siegreich und versöhnend über den Greueln der übrigen echt dramatisch gehaltenen Umgebung stände. — Das wollte ich! Darüber war ich mit mir einig. Nur über die Fabel des Stückes konnte ich's nicht werden; ich war, wie der Berliner sich so klassisch ausdrückt, „mit dem Dämelsack vor den Kopf geschlagen!“ Je mehr ich nachgrübelte, desto weniger fiel mir ein. Ich hatte nichts vor mir als den Titel des Stückes und den Namen der Dienstmagd, welche Dörthe heißen sollte . . .

Da ging ich einmal bei düsterem, weichlichem Winterwetter durch die Stadt, in einer niedergeschlagenen, dem Wetter entsprechenden Stimmung. Vom Werderschen Markt in ein kleines Seitengäßchen, wenn ich nicht irre, die „Schornsteinfegergasse“ blickend, sah ich drei Leute beschäftigt, Holz zu sägen und zu spalten. Zwei davon, ein Mann und eine Frau, hatten ganz das üble Ansehen jener berüchtigten, von Kartoffelbranntwein aufgedunsenen Menschenart, die Berlin eben nicht zur Zierde gereicht. Der dritte, ein junger, hübscher, schlanker Mensch in verbrauchter Soldatenjacke schien, obgleich fleißig arbeitend, zu diesem Gesindel garnicht zu gehören. Ich blieb an einem Brunnen stehen und beobachtete die drei Personen, die in ihrer Gruppierung ein förmliches Genrebild abgaben, solange, bis das Weib mit einigen derben Redensarten mich vertrieb. Aus den Gedanken, die ich nun rüstig weiter-

wandernd an dies Kleeblatt knüpfte, entspann sich mir, ohne daß ich mich darum bemühte, die Fabel eines Dramas. Spät erst, nachdem ich mindestens drei Stunden lang umher gelaufen war und in Träume versenkt so manchen Stoß gegeben wie empfangen hatte, langte ich in meinem Arbeitsstübchen an, wo ich noch in derselben Nacht das Szenarium des neuen Stückes entwarf. Daraus entstand denn, und zwar in der verhältnismäßig sehr kurzen Frist von höchstens vierzehn Tagen, das bürgerliche Drama „Ein Trauerspiel in Berlin“, in welchem die längst vorher geahnte „Dörthe“ Hauptfigur wurde und worin auch meine Holzhacker aus der Schornsteinfegergasse ihre Plätze fanden; einer derselben unter dem Namen „N a n t e“, welcher letztere durch Beckmanns originelle Darstellung und späterhin daraus hervorgehenden Schwank gleichen Namens ein symbolischer Typus zu werden vom Schicksal bestimmt war.

Mit seinem Grundmotiv, Menschen niedrigsten Standes durch das Erleben eines tragischen Geschickes zu dichterischer Größe zu führen und unter ihnen seiner Frau eine bedeutende Rolle zuzuschreiben, verband Holtei auch die Absicht, seinem Freund Beckmann, Breslauer wie er selbst, die Möglichkeit zur Entfaltung seines großen komischen Talentes zu geben. — Es wurde Holtei nicht leicht, die Annahme seines „Trauerspiels in Berlin“ im Königstädtischen Theater zu erreichen, da es unter den Schauspielern Widerspruch gegen die von ihm gewünschte Besetzung der Rollen gab. Sie intrigierten gegen das Stück, und er hatte auch noch einen anderen Grund, dem Abend der für den 24. März 1832 angesetzten ersten Aufführung mit Bangen entgegenzusehen. Er konnte den katastrophalen Mißerfolg seines Stückes „Die Droschke“ vom 2. Dezember 1829 noch immer nicht vergessen, mit dem er den für Berlin völlig neuen Weg betreten hatte, ein lokales Zauberspiel nach Raimundscher Art zu schreiben. Er wollte Gemüts tiefe und Ernst mit derben Berliner Scherzen verbinden, und allegorische Figuren sollten aus dem Berliner Sand einen Zauberhain aufwachsen lassen; doch Berlin war nicht Wien, Holtei nicht Raimund, und außerdem hatte die grade hier so wichtige Maschinerie versagt. —

Ferdinand R a i m u n d, eben zu einer Reihe von Gastvorstellungen in Berlin eingetroffen, ließ sich am Nachmittag des Premierentages bei Holtei melden, um ihm Mut zuzusprechen; aber er konnte ihn weder mit Bitten noch mit Gewalt dazu bewegen, ihn zum Theater zu begleiten. Holtei war bei der Premiere seines „Trauerspiels in Berlin“ nicht anwesend. Er ging voller Unruhe unter einem grauen Märzhimmel, der sich bald in feinen Regen löste, in den Abend hinein, und die Aufführung verlief inzwischen vom ersten bis zum letzten Akt unter stürmischem Beifall und wurde zu einem großen, den Dichter beglückenden Erfolg:

Und ich stehe nicht an es auszusprechen: wenn es wirklich wahrhaft glückselige Stunden im Erdenleben eines Schriftstellers gibt, so sind sie ihm beschieden nach einem solchen Abend der quälendsten Seelenpein, wo er sich, von Freunden umgeben, des glücklichen Erfolges freut und aus jedem Worte, welches gewechselt wird, neue Nahrung für sein Glück saugt. Mehr als der Beifall aber, der mir dem Verfasser zuteil geworden, erfreute mich jener Triumph, den Julie als Darstellerin erlangte. Mein Drama wurde als ein keckes, höchst fremdartiges, wenn auch wirk-sames und eigentümliches Wagstück bezeichnet ... Das „Trauerspiel in Berlin“ machte in Berlin Aufsehen. Man sah sich's an, um sich zu „jraulen“ und um sich rühren zu lassen. „Es weint sich nirgends so gut als in ihren Stücken“ sagte eine junge Dame zu mir, „und das Trauerspiel in Berlin geht noch über Lenoren“.

Holteis Trauerspiel nennt im Personenverzeichnis Franz und Nante als Tagelöhner und Mine als Nantes Weib. Diese drei entsprechen jener bildhaften Szene, die er bei seinem Blick in die Schornsteinfegergasse beobachtet hatte und aus deren abendlicher Impression sich noch während des Weitergehens das Thema des „Trauerspiels in Berlin“ gestaltet hat. Nante und seine Frau gehören jener berüchtigten Menschenart an, die Berlin nicht zur Zierde gereicht, während Franz dem jungen, hübschen Mann in verbrauchter Soldatenjacke gleicht. Das Stück enthält nur wenige Nante-Szenen. Diese Szenen ohne Verwendung des nur gelegentlich angedeuteten Berliner Dialektes sind, wenn auch nicht ganz humorlos, doch vom Text her unbedeutend.

Im 9. Auftritt des ersten Aktes sehen wir auf einem Platz vor Gustavs und Amélies Haus Franz und Nante sägen, während Mine Holz trägt. Der Diener August nähert sich Mine und Nante (10. Auftritt), geht mehrmals an ihnen vorbei, ohne bemerkt zu werden, doch endlich erkennen sie sich. Alle drei treten in den Hintergrund, um dort unbeobachtet und ungehört flüstern zu können. Nante und Mine sollen den handgreiflichen Teil einer Kindesentführung übernehmen, der Entführung von Amélies und Gustavs kleinem Sohn Gustchen. Beide kehren zum Holz zurück, und die Arbeit geht weiter — zunächst eine nur bildhafte, pantomimische Einführung ohne Dialog. Lämmlein (Bruder von Amélies verstorbenem Mann aus erster Ehe) ist der Initiator dieser Entführung, von der er sich eine Beteiligung an Amélies von seinem Bruder stammenden Erbschaft erhofft. Er hat August, einen vorbestraften Dieb, der erst seit acht Tagen als Kammerdiener zum Hause gehört, für die Ausführung des Kindesraubes gewonnen; und August verpflichtet nun in der Absicht, ihn um den vereinbarten Lohn zu betrügen, Nante als Helfershelfer.

Im 7. Auftritt des zweiten Aktes besprechen August und der heiser flüsternde Nante die Einzelheiten der Unternehmung. Dann wird (9. Auftritt) im Dunkel der Nacht das kleine Gustchen von Nante und Mine in einem Korb aus dem still gewordenen Haus getragen, das noch vor kurzem von den Vorbereitungen zum Maskenball der Faschingsnacht erfüllt war. Nach ihrem Fortgehen vollzieht sich das tragische Geschehen.

Franz ist der von ständiger, unbegründeter Eifersucht und krankhaft übersteigertem Ehrgefühl geplagte Freund der treuen und redlichen Dienstmagd Dörthe, dem guten Geist des Hauses; in der Überzeugung, einen Beweis ihrer Untreue zu besitzen, dringt er mit Gewalt in ihre verschlossene, dunkle Kammer ein, um sich an ihr zu rächen und seine Ehre zu retten. Er glaubt, Dörthe getötet zu haben, und weiß nicht, daß es Gustchens Mutter Amélie gewesen ist, die vor dem sie bedrängenden Hausfreund Richard in das leere Zimmer der Magd geflüchtet war. Amélie lebt nicht mehr. — Dörthe hatte den Kindesraub entdeckt und das Haus verlassen, um den Spuren der Entführer nachzugehen.

Im dritten Akt treffen wir Nante und seine Frau Mine in der Nähe kleiner Gärten. Nante schickt Mine mit einem Auftrag fort und verläßt dann auch selber den Korb — August war vorübergegangen, und er schlich ihm nach. Der Korb wird von Dörthe gefunden, das Kind gerettet. Später begegnen sich Mine und Lämmlein, der „Herr“, an der gleichen Stelle bei den Gartenzäunen.

Zweiter Akt. Szene: Vorsaal mit einer Mittel- und vier Seitenthüren.

Aus dem 7. Auftritt:

August (leise). Jetzt macht Eure Sachen klug . . . So'n Wurm schläft fest, und eh das erwacht, ist es schon auf dem Wagen. Drinn brennt die Nachtlampe, und hier vorn auf dem Tische setz' ich Euch mein Laterchen, daß Ihr die Treppe runter findet. Die Hausthür laß ich Euch aufstehen.

Nante (heiser flüsternd). Na, und wo treffen wir uns hernach?

August Wo wir uns treffen? — Ihr bringt mal das Kind bis an den Plankenzaun, an die Quergasse, wo des Herrn seine Equipage hält, ich sehe nur, daß ich Philippine [Amélie's Kammerzofe] los werde, dann komm ich dazu.

Nante Und dann theilen wir die Chatulle?

August Ja, dann theilen wir die Chatulle — (für sich) Rindvieh! — Und der Herr fährt mit dem Kinde fort.

Nante Und das Geld, was er uns giebt, das theilen wir auch.

August Ne, das laß ich Euch ganz allein. (für sich) Das hab' ich schon. Nu man rein, keine Zeit verloren! . . .

August (allein) Das hätte mir gefehlt, mit Dir zu theilen, Du klobiger Holzhacker! Ne, das Chatullchen geht mit mir auf Reisen, verschlossen und verwahrt, und die hundert Füchse hab' ich in der Tasche. Ihr könnt sehen, was Ihr Herrn Lämmlein noch abdruckst. Ich lasse mich weder vor ihm noch vor Euch mehr blicken, und einkriegen soll mir wohl keiner von Euch. . . .

Dritter Akt. Szene: Abgelegene Gegend innerhalb der Stadt. Quer über die Bühne ziehen sich Gartenzäune. Dunkel . . .

1. Auftritt. Nante, Mine (mit dem Korb).

Nante Weiter geh' ich nu keinen Schritt. Hier bleib' ich mit dem Korb. Und Du scheerst Dir an die Querstraße, wo der Herr mit seinem Wagen hält. Hierher soll er kommen und das Geld mitbringen; und den August auch; hier soll getheilt werden, hier ist's am sichersten . . . dem August trau ich nicht, und umsonst will ich mir nicht halbtot geschleppt haben.

Mine Na, und ich erst, meine Angst, wie wir bei de Schildwach' vorbei flitzten. Aber Nante, eh' ich gehe — Du willst mich doch nicht etwa nur fort haben, daß Du unterdeß dem armen Jungeken ein Leides —

Nante Ich glaube, Du bist besoffen! Wenn ich sowas gespürt hätte, möchte sich wohl 'n Anderer mit der Geschichte eingelassen haben. So viel Merks hat der Nante auch noch, daß er einsieht, wie hier die Karte liegt. Bei so'n Kinderrabe, da kommt es ja alleben man darauf an, daß es lebendig bleibt. Ein todtiger Leichnam hat ja hernach gar keinen Kurs nicht mehr.

Mine Wenn's man nicht erstickt mit dem Tuch im Munde.

Nante Wovor hat's denn die Nase?

Mine Aber es liegt nun schon solange eingemummelt —

Nante Und je länger Du hier stehst und sabberst, desto länger muß es liegen. Mach, daß Du fortkommst und bringst den Herrn her, und Augusten, denn ist Alles ausgestanden.

Mine Ich will mir recht sputen, wenn ich'n man finde!
(Ab, Nante allein; er hat den Korb in einen zerbrochenen Planken geschoben und setzt sich daneben.)

Nante Mir machen sie kein X für ein U. Auch der Musje August nicht. Da müßt' er früher aufstehen. Denn warum, ich habe in meinem Leben zu viel Erfahrungen gemacht.

2. Auftritt. Nante (unbemerkt). August (im Vorübergehen).

August Mein Chatullchen steht in der Postchaise, mein Philippinchen steht auf dem Gensdarmenmarkt . . . Jetzt man einen Blick um die Ecke, ob Lämmlein schon fort ist, und dann — paschol —! (Er geht auf die Seite, aber einen anderen Weg als Mine. Ab.)

Nante (aufstehend und ihm nachschleichend) Daß Du mir nicht gestohlen wirst, das war ja wohl gar der August mit dem schwarzen Trararum? Willst Du mir etwa durch die Lappen gehen? Mir Fisematenten machen, Du pfiffiger Wippchen-dreher? Da ist gesorgt vor! Dir krieg ich beim Kanthaken, und rückst Du nicht die Chatulle heraus, so wahr ich lebe, geb' ich Dir an, und sollt's mein eigen Malheur sind! Du Stiefelputzer Du! (Ab)

Aus dem 5. Auftritt.

Lämmlein Ich hab' ja aber dem August schon die hundert Louisd'or gegeben.

Mine Das machen Sie mit meinem Manne aus — Nante!

Lämmlein (zusammenfahrend) Nante? Wer ist Nante?

Mine Den ich hier in der Gegend verlassen habe, mein Mann!

Lämmlein Ein schöner Name, aber ich hab' ihn noch nicht gehört!

Mine In die Polizeiliste heißt er Ferdinand. Nante, wo stichst Du denn?

Lämmlein (zitternd) Sollte er vielleicht von der Wache genöthigt worden sein?

Mine Hol mich der Deibel, er ist nicht da! Und der Korb ist auch nicht mehr da. Da ist am Ende doch wohl was los.

Lämmlein (ausreißend) Ich will nach meinem Wagen . . .

Verwandlung

Szene: Vorzimmer wie am Ende des zweiten Aktes. Auf den Tischen brennen Lichter. Es ist hell. An der offenen Mittelthür stehen zwei Mann Wache.

Aus dem 12. Auftritt.

Nante (den August am Kragen haltend) Herr Criminal, der Mensch hat mich verführt, ein Kind aus dem Hause zu stehlen. Dafür hat er mit mir wollen halb Part machen von seinem Diebstahl aus der Chatulle. Hernach aber hat er mich wollen anführen, und wie ich ihn packte — denn ich bin viel stärker als er — und wollte mir zu mein gutes Recht verhelfen, da war die Chatulle weg, und er dachte, er käme so davon. Aber ne! Ich hab es mir geschworen, krieg ich nicht meine Hälfte, so geb' ich ihn an. Hier ist er! Und ich bitte nu um meine Belohnung und Prämie, daß ich so'n gefährlichen Dieb anzeige thue.

Commissair Sie soll Dir nicht entgehen, Du ehrlicher Schelm!

Nante Das hoffe ich auch.

Diese kleine Nante-Handlung innerhalb eines komplizierten dramatischen Geschehens hat Holteis Trauerspiel vor dem Vergessenwerden bewahrt. Vermutlich ist die Rede Beckmanns vor dem Commissair, durch eigene Improvisationen wesentlich bereichert, der Höhepunkt dieser Nante-Darstellung gewesen. Wir können uns die schauspielerische Wirkung der Szene nur durch die lebenssechte und in ihrer genialen Komik bezwingende Wiedergabe einer bekannten Berliner Type vorstellen, vom Text her kaum. — Ihr folgte, noch bevor das Jahr zuende ging, die von Beckmann für sich selbst geschriebene zweite Nante-Rolle in der komischen Szene „Der Eckensteher Nante im Verhör“.

Was Carl von Holtei sich nach der Premiere im März 1832 erhofft hatte, hat sich nicht erfüllt. Sein „Trauerspiel in Berlin“ ist noch über die Bühnen von Hamburg und Leipzig gegangen und auch dort nicht ohne Anerkennung geblieben, weil es in der Gestalt der Dörthe bedeutenden Schauspielerinnen eine große Aufgabe bot, doch der erwartete Erfolg blieb ihm versagt. Später hat dann Nestroy die Figur des Franz mit seinem übersteigerten Ehrgefühl und seiner grenzenlosen Eifersucht ins Komische übertragen und mit ihm die ganze Handlung in Wien angesiedelt. Aus dem „Trauerspiel in Berlin“ wurde „Die verhängnisvolle Faschingsnacht“, die in ein happy end mündet und im Theater an der Wien am 3. April 1839 zum ersten Male aufgeführt worden ist. Nestroy hat Holteis Thema und seine Durchführung mit nur geringfügigen Änderungen und szenischen Zutaten

übernommen und dieser aus einem Trauerspiel entstandenen Posse mit Gesang in drei Aufzügen durch die Komik der Parodie und die Einfügung von Lied und Tanz nicht nur eine hohe Zahl von Aufführungen, sondern ein Fortleben bis in unsere Zeit hinein gesichert. Der große Wort- und Bildbericht „Wien spielt Theater“, 1964 in Wien erschienen, bringt ein Foto aus Nestroys „Verhängnisvoller Faschingsnacht“, das Szenenbild einer Aufführung aus dem Jahre 1962 im Theater in der Josephstadt.

Der Holzhacker Jakob, Holteis Nante, hat zwar seinen angedeuteten Berliner Dialekt dem Wienerischen opfern müssen, wird aber nach dem Vorbild Nantes als „kuraschierter, handfester Kerl“ geschildert, der „ums Geld zu Allem zu haben ist“. Lorenz, Holteis Franz, sagt einmal zu ihm: „Jakob, das, was mich stachelt, das hat in Dir entweder nie existiert oder ist längst in einem Meer von Schnaps ersoffen.“ Und während Nante-Jakob, von seinem Weib Mine-Katherl bei der Arbeit am Holz unterstützt, in einer Vorstadtgegend vor Amélie-Helenes elegantem Haus mit dem Spalten der zurecht gelegten Holzscheite beginnt, läßt Nestroy aus einer benachbarten Schnapsbude einen Chor ertönen:

Wenn ein Getränk nicht mehr brennt und recht beißt,
Ist es ein Wasser und hat keinen Geist!
Wie selten g'schieht's, daß der Wein recht g'rathen tut,
Der Schnaps, der g'rath alle Jahr, das ist halt gut.

Ein Wiener Schnapslied also zu Ehren des aus Berlin stammenden Nante-Jakob. — Holtei gedenkt sowohl Nestroys als auch Beckmanns im Vorwort zu seinem „Trauerspiel in Berlin“ (Theater. Breslau 1845):

... Herr Nestroy hat das „Trauerspiel in Berlin“ zu einer — Parodie kann ich eigentlich nicht sagen — zu einer Nachahmung, Umarbeitung benutzt, welche unter dem Titel „Die verhängnißvolle Faschingsnacht“ auf vielen, auch norddeutschen Bühnen, häufig aufgeführt worden ist. Während ich mich bestrebt hatte, in meinem Original Leute aus niedern Ständen, ihrem trüben Geschick zum Trotz, von innen heraus als edle Naturen darzustellen, hat Herr Nestroy in der ihm eigenen Weise sich bemüht, in seiner Umgestaltung meines Stückes dies Bestreben als ein sentimental-lächerliches darzustellen und namentlich das Ehrgefühl des „Franz“ zu persifliren. Vielleicht nur deshalb, weil ihm dies so gut gelungen, hat die „Faschingsnacht“ ihren Weg über weit mehr Bühnen genommen als mein armes „Trauerspiel“ . . .

Möge denn der „Faschingsnacht“ der Sieg bleiben und gebühren — (denn ob ein deutscher Schriftsteller selbst erfunden, was er schrieb, danach fragt kein deutscher Zuschauer!) — einen Ruhm wird man meinem Trauerspiel zugestehen: daß es der Vater und Erzeuger des weltberühmten Nante ist. Beckmann hatte den im hier vorliegenden Schauspiel erscheinenden Nante durch Maske und Spiel zu einer Hauptfigur gemacht und soviel Beifall gefunden, daß ihm der glorreiche Gedanke kam, in einer von ihm zusammengestellten Scenereihe dem vortrefflichen Eckensteher [Holtei hatte ihn „Tagelöhner“ genannt] längeres Daseyn zu verleihen, als mein Stück ihm gewähren konnte. Der Erfolg jener Idee ist weltbekannt. — Und wenn nun auch all' meine theatralischen Versuche in Nichts zerfallen — daß ich der Schöpfer des Nante bin, werden künftige Literatur-Historien mir lassen müssen. — Doch für die „Dörthe“ hat sich bis jetzt leider noch kein Nachahmer in meinem Sinne finden wollen.

Adolf Glaßbrenner und Friedrich Beckmann

Am 24. November 1832 teilte Glaßbrenner in dem von ihm herausgegebenen Unterhaltungsblatt für gebildete Leser „Berliner Don Quixote“ das Erscheinen seines Heftes „Eckensteher“ mit, des ersten Heftes der langen Reihe „Berlin wie es ist und — trinkt“. Die „Eckensteher“, in wenigen Tagen vergriffen, wurden nicht nur in Berlin zum Tagesgespräch. Ihr Name ging durch ganz Deutschland und über Deutschland hinaus, und sie sind noch heute unvergessen; denn mit ihnen begann Glaßbrenners Dichtung um das Berliner Volk. Er liebte die einfachen Menschen seiner Heimatstadt, er war unermüdlich darin, sie zu beobachten und zu studieren und hat die Berliner mit ihrem Dialekt und dem alle Situationen meisternden Humor in Schilderungen, Gesprächen, Anekdoten und Szenen gezeichnet. So gab er auch das Bild der Eckensteher in einer großen, in Prosa gehaltenen Darstellung:

... Sie sind bei Alt und Jung unter dem Namen „Eckensteher“ bekannt; Spötter nennen sie auch Sonnenbrüder, weil sie — wenn sie nicht zufällig einen Gang, etwa in die Destillations-Anstalt, haben — mehrere Stunden lang in der Sonne sitzen bleiben, ohne sich irgend anders zu beschäftigen, als durch eine Prise nehmen oder schlafen. — Seitdem ihnen von Obrigkeits wegen ein Schild mit einer Nummer gegeben ist, heißen sie auch Schildkröten. ...

... Die Schildkröten stehen oder sitzen vielmehr an einer Straßenecke, von der ein Brantweinladen nicht fern ist. Ihr Charakter ist menschenfreundlich, unbescheiden und standhaft, sie tragen Alles mit Geduld und fordern hernach 10 bis 15 Silbergroschen. Das Nebengeschäft dieser Leute ist Meubel karren und Wäsche rollen, zu ihren Hauptgeschäften gehört: Müßiggang, Schnapstrinken und — Prüegeln. ... Es muß ein organischer Fehler in dem zarten Nervensystem der Eckensteher sein, aber: ohne Prügel können sie nun einmal nicht schlafen, und sollte es, vermöge der herbeieilenden Polizei, auf dem harten Brette der Wachtstube sein: nur dann schließen sich ihre Augenlider, wenn ihre Rippen weich geworden sind —

... Ihr Herz ist nicht mehr weich genug für die höheren Güter der Erde; durch eine niedere Erziehung, durch immerwährende Knechtschaft und durch frühere Ausschweifungen ist ihr Herz rauh und kalt geworden, und Freundschaft und Liebe ziehen spurlos vorüber. Nichts als die Prügel und der Schnaps vermag einen Eindruck auf sie zu machen, und ohne Hoffnung, ja ohne den Willen, je ein besseres Los zu erringen, verleben sie ihre Tage in ewiger Gleichheit.

Dieser markanten, hier nur in kurzen Auszügen wiedergegebenen Charakteristik, die mit dem Ernst eines sozialen Anliegens ausklingt, folgt die Heiterkeit kleiner, humorvoller Gespräche und Anekdoten und das Eckensteherlied in seiner ersten Fassung. Die zweite Auflage des Heftes vom Januar 1833 bringt als neuen Beitrag „Die blutige Nase“. Ein Eckensteher hält bei seiner Vernehmung durch den Auskultator eine lange Rede, die den Verlauf einer Einkehr bei Rennebohm vom Aufbruch bis zum Hineingleiten in eine Prügelei nuancenreich und selbstgefällig schildert, und dieser Monolog gibt der zweiten Auflage gegenüber den objektiver gehaltenen Beiträgen der ersten eine besondere Note und schon eine Vorwegnahme des „Echten Eckenstehers Nante“.

Wir lesen und betrachten diese schmalen Heftchen mit ihren kolorierten Titelpupfern heute wie eine große Kostbarkeit, aber wir können uns kaum vorstellen, welche Wirkung damals, vor mehr als 130 Jahren, von ihnen ausgegangen ist. Die Eckensteher und ihr Lied waren bereits zu einem Begriff der Berliner Literatur

geworden, als sich noch kein Nante unter ihnen befand, und dem Komiker Friedrich Beckmann bot es sich nun von selber an, die Begeisterung, die Glaßbrenners „Eckensteher“ auslösten, und seinen eigenen Erfolg als „Nante“ vom März dieses Jahres im Thema und in der Namensgebung eines neuen Arrangements zu kombinieren. So erscheint 1832 in seiner Weihnachtspremiere des Königsstädtischen Theaters zum ersten Mal der „Eckensteher Nante“ (bei Holtei war Nante ein Tagelöhner), und zwar „Der Eckensteher Nante im Verhör“, zunächst als Arrangement ohne Nennung eines Verfassers, doch bereits Anfang März 1833 als ein bei August Rücker in Berlin verlegtes Büchlein mit dem Titel: „Der Eckensteher Nante im Verhör. Lokalposse von Friedrich Beckmann.“ Die Bezeichnung „Lokalposse“ wurde später in „Komische Szene“ geändert.

Mit den Worten „Herr Criminell, ick melde mir“ und kurz danach „Ick habe mir gemolden, Herr Criminell“ tritt Beckmann ein. Er heißt Nante Strumpf, trägt die Nummer 22 (die Firma: „Gebrüder vingt deux“) am Arm und erscheint im vollen Standesbewußtsein seiner Klasse, die sich auch durch die Fragen eines Akteurs nicht aus der Ruhe bringen läßt. Er beantwortet sie sehr eingehend, aber niemals so, wie es von ihm erwartet wird, und breitet bei dieser Gelegenheit, vom Thema weit abschweifend, mit Witzen und schlagfertigen Antworten sein Leben aus, von der Geburt als Zwilling („wir Strümpfe sind alle paarweise uf die Welt gekommen“) bis zum fast siebenjährigen Krieg mit seiner Frau Olympia Barbara Radebalken aus der Kolonie von Bernau. Der eigentliche Anlaß seines Kommens, nämlich:

Ick wollte bloß ein unterthäniges pro Memoriam melden, von wegen eener zu mir Schafskopp sagenden Injurienklage und mir am vorigen Sonntag ohne mein Bewußtseyn, meinen Rock vom Leibe abgerissene Criminellsache



Grabstein für A. Glaßbrenner († 1876) auf dem Kirchhof der Dreifaltigkeits-, Jerusalem-, Neue-, Böhmisches- und Brüdergemeinde am Blücherplatz

bleibt dabei eine Zeitlang im Hintergrund, bis die Erörterung der Farbe des Rockes eine weitere Diskussion darüber auslöst. Eine Unterhaltung mit dem Gerichtsdienner und ein großer, wirkungsvoller Monolog, der in das Eckensteherlied übergeht, beschließt die Posse. Beckmanns „Eckensteher Nante im Verhör“ war ganz auf Bühnenwirksamkeit eingestellt. Sein literarisch wertloser, aus vielen Quellen geschöpfter Text gab ihm kein Menschenbild, das er verkörpern konnte, doch er hatte im Eckensteher einen Typ gefunden, der seinem Schauspielertum entgegenkam, und wie er überall das „belebende Prinzip, der unermüdliche Improvisator, die unerschöpfliche Quelle heiterer Einfälle“ gewesen ist, so überspielte er auch hier die textliche Grundlage mit immer neuen Variationen, die die Zuschauer entzückten. Schon am Abend der Premiere hatte er sein Publikum für sich gewonnen. Der große und anhaltende Erfolg, der dem Strahlower Fischzug des Julius von Voss 1821 versagt geblieben war, wurde nun dem Nante zuteil. Es kam nach dem „Sontags-Fieber“ zu einer neuen Sensation für das Königsstädtische Theater.

Der „Berliner Don Quixote“ begleitete die wachsende Begeisterung, mit der Beckmanns „Eckensteher Nante im Verhör“ aufgenommen wurde, mit zunächst wohlwollenden, dann aber in den Ton scharfer Angriffe übergehenden kritischen Anmerkungen:

Sonnabend, 29. Dezember 1832

Königstädter Theater: Am 27. „Aline“, Ouverture aus der Oper „Wilhelm Tell“, die „Nasenharmika“ und „Der Eckensteher Nante im Verhör“.

... Zum Beschluß sahen wir den Eckensteher Nante im Verhör, einen höchst ergötzlichen Spaß, in welchem Hr. Beckmann sein Füllhorn, voll von Witzten, über das Publikum ausschüttete, das ihm reichen Beifall spendete. Das eingelegte Lied aus dem „Berlin wie es ist und — trinkt“ [Heft 1 Eckensteher] von Ad. Brennglas, von Kugler komponiert, wurde wie bei der ersten Aufführung stürmisch „da capo“ verlangt.

Dienstag, 12. Februar 1833

Eckensteher über Eckensteher! Kaum war das erste Heft des „Berlin wie es ist und — trinkt“ erschienen, so zeigte sich der „Eckensteher Nante“ auf dem Königstädter Theater; kaum war dieser da, so blickte ein Eckensteher-Lied bei Cosmar und Krause in die Welt; gleich nachher zwei Eckensteher-Galoppaden; jetzt bei George Gropius: das Portrait Beckmanns als Eckensteher, und bald wird sogar dessen Werk gedruckt erscheinen. Von allen Nachfolgern gefällt mir der Eckensthergalopp von Carl Merz am besten, und ich rate Dir, liebes Publikum, nach der Jerusalemerstraße 56 zu gehen und Dir den lustigen Tanz für 2½ Sgr. zu kaufen.

Im Februar kam es in der Königstadt wieder einmal zu einem Theaterskandal. Die „Schreckensszene im Hotel à la Ville de Plaisance“ wurde unter Trommeln und Pfeifen zu Grabe gebracht, bevor das Spiel beendet war; es gab einen wüsten Lärm, und man rief unaufhörlich: Beckmann! Dies berichtet Glaßbrenner in seinem „Don Quixote“ vom 26. Februar 1833 und schreibt anschließend:

Ja, das Publikum, und zwar an einem Sonntag, ist ein feines und läßt sich seinen Nante nicht nehmen. Aber ernstlich gefragt: was muß das für ein klägliches Machwerk sein, welches man dem Eckensteher Nante nachsetzt?

Aus dem „höchst ergötzlichen Spaß“ der Premierenbesprechung ist ein Stück geworden, das von einem kläglichem Machwerk nicht allzu weit entfernt ist. Dieser Umschwung in der Beurteilung der Nante-Szene tritt bald noch deutlicher zu-

tage, denn im „Don Quixote“ vom 2. März 1833 wird der vollständige Text der Beckmannschen Broschüre mit einem Vorwort, einer Nachschrift und 39 kritischen Anmerkungen Glaßbrenners veröffentlicht:

Das vorstehende Büchelchen enthält nur zwei gute und neue Witze, und zwar gleich vorn auf dem Titelblatte, nämlich: daß eine kurze Verhörszene ohne die geringste Intrigue eine Local-Posse genannt wird, und daß diese Local-Posse von Hrn. Beckmann sein soll. — Indem wir nun dem Letzteren als Komiker volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm weder sein schönes Talent noch seinen Wortwitz absprechen wollen, müssen wir umso mehr mit scharfer Feder gegen den in ihm jetzt neu erstandenen dramatischen Schriftsteller und gegen das erste Kind seiner Muse losziehen, als es wirklich alle Gerechtigkeit und Bescheidenheit aus den Augen setzen heißt, sich als den Verfasser einer Piece zu nennen, die ohne irgend einen Werth zu haben: aus lauter uralten und millionenmal abgedroschenen Witzten und Wortspielen zusammengeflickt ist und einer Hanswurst-Jacke eben nicht unähnlich sieht. ... Als wir den Eckensteher Nante zum erstenmale sahen, prophezeiten wir ihm schon, da wir das Königstädter Theaterpublikum kennen, ein unendliches Glück, und um uns einmal bei der Kasse dieses Theaters liebenswürdig zu machen, sagten wir nichts Schlechtes über dieses fade Machwerk. Wir konnten schon darum ein Auge zudrücken, als sich vernünftigerweise kein Verfasser genannt hatte und also das Ganze als ein kleiner Scherz zu betrachten war, bei dessen Geburt es heißt: Glücket es, so ist's gut! Glücket es nicht, so ist's auch gut! — Kaum hatte aber die Galerie ein paarmal gejubelt, so fand man schon ein „Arrangiert von Beckmann“ auf den Affichen und jetzt, nun über das liebeleiche Kind mehrerer Musen auch der Preßbengel gefahren ist, adoptiert es Hr. Beckmann und nennt sich als den Verfasser einer Localposse (!!!), an welcher nicht fünfzig Worte sein Eigentum sind. ... Man sehe und staune!

39 Anmerkungen kritisieren nun den Beckmannschen Text. Glaßbrenner macht ihm die Entlehnung humorvoller Redewendungen und Einfälle aus überwiegend österreichischen Stücken zum Vorwurf und ebenso die Verwendung von Improvisationen, mit denen bekannte Schauspieler ihre Rollen bereichert haben. Er mokiert sich über das Alter und die Belanglosigkeit seiner Witze: sie sind „antidiluvianisch“, stammen aus der Regierungszeit Pipins des Kleinen, Karl der Große hat sie schon gekannt, sie haben graues Haar u.s.w., und er kritisiert mit Recht Beckmanns Berlinisch, auch das berühmt gewordene „Ich habe mir gemolden, Herr Criminell“ mit der Bemerkung: Gemolden ist nicht berlinisch. Die Feststellung, daß Beckmann seine Beschreibung der Eckensteher zu Beginn der Veröffentlichung Glaßbrenner nachgearbeitet hat, wird ebenso wenig vergessen wie die Tatsache, daß das Beckmannsche Eckensteherlied mit den von Glaßbrenner geschriebenen Versen beginnt. Nur einmal kommt es nach der kritischen Bemerkung noch zu einer Anerkennung. Die Anmerkung 34 heißt: Den Eckensteher möchte ich kennen lernen, der das Wort „tragisch“ kennt. Sonst ist es kein übler Wortwitz. Glaßbrenner selbst hat ihn später im Nante Nantino verwendet. Die Nachschrift zu den Anmerkungen lautet:

Hier folgen [den Glaßbrennerschen Versen des Eckensteherliedes] noch mehrere Verse, die wahrscheinlich von Hrn. Beckmann sind. Was sagst Du jetzt zu dem neuen dramatischen Schriftsteller, Publikum? — Wir sagen: Hr. Beckmann ist ein guter Komiker, aber das Schriftstellern auf diese Weise hätte er unterlassen sollen.

Zur Frage der Beeinflussung Beckmanns durch Glasbrenner ist noch ein Irrtum des Glasbrenner-Biographen Robert Rodenhäuser richtigzustellen. Rodenhäuser schreibt: „Darunter [unter den Anekdoten und Gesprächen des Eckensteherheftes] findet sich auch eine komische Gerichtsszene, die „Blutige Nase“. Der Komiker Beckmann vom Königstädter Theater verfaßte danach seine Posse „Der Eckensteher Nante im Verhör“. Das trifft nicht zu, weil die erste Auflage der „Eckensteher“ die „Blutige Nase“ noch nicht enthielt. Der Eckensteher Nante im Verhör hatte bereits vor dem 27. Dezember 1832 Premiere, während die zweite Auflage der „Eckensteher“ mit dem neuen Beitrag „Die blutige Nase“ erst Mitte Januar 1833 erschienen ist. —

Hinter Glasbrenners scharfen Worten spürt man die Lust an der Kritik. Er wird Beckmann nicht völlig gerecht, denn wenn sein Arrangement auch weder eine Posse noch berlinisch ist, so hat es doch trotz aller Flicker auf der Hanswurstjacke einen eigenen Humor, und mehr als einen seiner Witze hat Glasbrenner selbst später übernommen.

Unter den österreichischen Stücken, aus denen er ihm viele Entlehnungen nachweist, stehen „Staberls Reiseabenteuer“ von Karl Carl (Pseudonym für Karl von Bernbrunn) weitaus an erster Stelle, es folgen „Wiesels Abenteuer“ von Bäuerle. Die komische Figur des Staberl, auf Bäuerle zurückgehend, hatte das Erbe des Kasperle angetreten und in zahlreichen „Staberliaden“ manche Metamorphose erfahren. —

1824 war der Komiker Schmelka aus Breslau als Regisseur und Schauspieler an das Königstädtische Theater in Berlin berufen worden, und er brachte Beckmann mit, der am Breslauer Theater als Statist, Tänzer, Sänger und gewandter Helfer bei besonderen Aufgaben der Inszenierung unentbehrlich gewesen war; in Berlin erhielt er die Verpflichtung, Anmelderollen zu spielen und daneben als Chorführer, Tänzer und Inspektor der Garderobe tätig zu sein, die er in musterhafter Weise für das Theater eingerichtet hatte. 1824 war auch das Jahr, in dem Carl mit seiner bereits 1816 in München gespielten Staberliade „Staberls Reiseabenteuer“ so erfolgreich in Berlin gastierte, daß ihre Scherze noch zur Zeit der Nante-Premiere in den Figurentheatern weiterlebten, und die Vermutung, daß Carl einen besonderen Einfluß auf den „Eckensteher Nante im Verhör“ ausgeübt hat, wird durch Beckmanns Freund, den Schauspieler Julius Findeisen bestätigt. Beckmann und Findeisen standen gemeinsam auf der Bühne der Königstadt, sie reisten gemeinsam nach Wien, und nach dem Tod Beckmanns veröffentlichte Findeisen 1866 in Wien eine kleine Biographie: Friedrich Beckmann. Lebensbild. Er spricht darin auch von dem Beginn der Aufzeichnung des „Eckensteher Nante im Verhör“.

Im Königstädter Theatergebäude befand sich ein Weinkeller, wo Beckmann oft in Gesellschaft des Humoristen Glasbrenner, der Beckmanns Talent ebenso hoch schätzte als Beckmann das seine, des Hofrates Spieker und anderer angesehener Personen frühstückte. Hier kam er eines Tages auf die Idee, die Gerichtsszene aus „Staberls Reiseabenteuer“ ins Berlinische zu übersetzen. Er schrieb mit Bleistift auf die leere Seite einer Weinkarte, und das Ding gefiel allen, auch ihm selbst so wohl, daß er es einsteckte und daraus den Eckensteher Nante machte, einen Schwank, der vielleicht das am häufigsten aufgeführte Stück ist und der eine Unzahl Auflagen erlebte.

So hat die Niederschrift des Berliner Eckenstehers Nante mit der Übertragung eines Wiener Stückes begonnen, und zu seinen Anregern Carl von Holtei und

Adolf Glaßbrenner trat als dritter der in dieser Beziehung bisher noch nicht genannte Karl Carl aus Wien. Diese Tatsache wird auch von Friedrich Kaiser erwähnt, der seine Erinnerungen an die Freundschaft mit Beckmann ebenfalls 1866 in Wien in einem schmalen Bändchen niedergelegt hat. Er schreibt:

Beckmanns eigener Verdienst um dieses kleine Werkchen ist eigentlich ein sehr geringer, denn die ganze Szene war schon in der viele Jahre vorher in München (und 1824 in Berlin) gegebenen Posse „Staberls Reiseabenteuer“, in welcher Carl die Titelrolle spielte, enthalten, und Beckmann hatte sie nur berlinisiert und mit einigen, noch dazu meist Glaßbrennerschen Witzen aufgeputzt. Daß diese Bearbeitung sich einer größeren Popularität erfreute als seinerzeit das Original, ruft nur den Horazischen Satz „Habent sua fata libelli“ ins Gedächtnis. Beckmann ließ noch eine Reihe von Fortsetzungen erscheinen, die aber wohl eben aus dem Grunde, weil ihm zu diesen kein so gutes Original zur Unterlage diente, den Reiz des ersten Stückchens nicht erzielten.

Kaiser berichtet ferner, daß Beckmann nach dem außerordentlichen Erfolg seiner ersten Gastvorstellung auch 1841 in Wien als Eckensteher Nante aufgetreten ist. — Glaßbrenners Kritik hat den Erfolg des Beckmannschen Stückes nicht beeinträchtigen können. Es stand noch in den vierziger Jahren im Spielplan der Königstädter Bühne, um nach ihrer Schließung an anderen Orten weiterzuleben. So weiß ich aus persönlichen Mitteilungen, daß der „Eckensteher Nante im Verhör“ im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts im Theater der Deutschen Kolonie in Moskau gespielt worden ist. —

Man darf nicht annehmen, wie es oft geschehen ist, daß die scharfen Worte im „Berliner Don Quixote“ die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden großen Humoristen, dem Dichter und dem Darsteller, beendet haben. Wir sehen beide 1835 in Wien, und Carl von Holtei berichtet in den „Vierzig Jahren“ von ihrem Besuch:

Verschiedene Berliner suchten uns heim. Unter diesen zu unserem lebhaftesten Vergnügen mein theatralischer Liebling Beckmann . . . Er brachte einen Reisegefährten mit, den ich bei mir zu sehen wohl niemals erwartet hätte: den Schriftsteller A. Glaßbrenner. Als Herausgeber einer Berliner Zeitschrift hatte dieser junge Mann keine Gelegenheit vorübergehen lassen, auf mich die Pfeile seines Witzes abzu drücken, und es war für mich kein Grund vorhanden, ihm freundschaftlich entgegenzutreten. Aber er kam aus Berlin, kam mit Beckmann — und ich begrüßte ihn ohne Bedenken, wie wenn er mir niemals etwas zuleide getan . . . Wir trieben alle möglichen Torheiten und lachten viel. Mir war Glaßbrenner, den ich niemals gesehen und von dem ich auch nichts gelesen, immer wie ein finsterner, gallsüchtiger Skribent geschildert worden. Im Helenental zeigte er sich als blonder, junger, rotwangiger, lachlustiger und höchst ergötzlicher Gesell, dem ich einige heitere Stunden verdanke.

Nicht nur Holtei hat erst bei dieser persönlichen Begegnung ein Bild Glaßbrenners, so wie er war, erhalten; auch Glaßbrenner sah Holtei jetzt anders und verständnisvoller, ohne ihm völlig gerecht zu werden:

Ich habe Holtei in Baden bei Wien kennengelernt, wir gingen zusammen durch das wunderschöne Helenental und drückten uns herzlich die Hand; ich regte absichtlich alle seine Empfindung auf und tat einen Blick in sein Innerstes. Man muß Holtei persönlich kennen lernen, um ihn leicht zu erfassen, aus seinen Werken allein ist es schwierig, fast unmöglich. Es gibt wenige Menschen, die so innerlich zerrissen sind

wie Holtei, so zwischen Himmel und Erde schweben, zwischen der reinsten Poesie und der nüchternsten Prosa ... die Ironie ist das einzige, was sich in dem Chaos seiner Seele zu gestalten scheint.

(Aus: Bilder und Träume aus Wien)

Das Jahr 1832 hatte durch Holteis „Trauerspiel in Berlin“, Glaßbrenners „Eckensteher“ und Beckmanns Niederschrift, Inszenierung und Darstellung des „Eckensteher Nante im Verhör“ das Bild des Eckenstehers Nante geschaffen. Holteis Beitrag dafür war beendet, für Beckmann bestand er als immer neu gefeierter Darsteller des Nante fort, und für Glaßbrenner hatte er mit den „Eckenstehern“ erst begonnen. —

Wenn die Eckensteher sich in ihrer Schnapsstube zusammengefunden hatten und kein aktuelles Problem zu besprechen war, gingen sie gern zum Politisieren über. Was diesen primitiven Diskussionen an Kenntnis fehlte, wurde durch immer neue, oft treffende Wortwitze ausgeglichen, und das Ende war, sowie sich eine Möglichkeit dafür ergab, die übliche Keilerei. Glaßbrenner hat auch diese Gespräche festgehalten. Bald nach den „Eckenstehern“ erschienen „Die politisierenden Eckensteher“, zunächst anonym, dann in zweiter Auflage im Mai 1833 unter seinem Namen: Nach dem Leben gezeichnet von Ad. Brennglas. — Auf den Vorschlag seines Kollegen Grünspan: „Du könntst uns heite eijentlich verzählen, wat man in de Ferne munkelt un wie't steht“ übernimmt der Eckensteher Splitt, der alle „Italjenzblätter un Beobachter“ liest, eine kleine geographisch-politische Führung von Spanien-Portugal aus über Italien, Ägypten und die Türkei [Textprobe]:

Splitt Dieser Sultan, der wohnt unter eine Forte, die heißt Diwan, un die Forte, die is hoch, weil immer viele durchjehn, un dichte bei die Forte ligt der Balken, so steht es int Italjenzblatt.

Kolk Seht denn der Sultan den Balken?

Splitt Ja, den hat er immer int Ooge.

Runzel Na, drum wird er Dir ooch woll nich gewahr, Splitter?

nach China und zurück nach England und seiner Erfindung der Dampfmaschinen. In Frankreich angekommen, spricht er über den Begriff der Deputiertenkammer, und der Versuch, in der Schnapsstube eine „Deptirtenkammer“ mit Abstimmung und Opposition darzustellen, führt zu der gewohnten Prügelei. — Ein neues Heft „Politisierende Berliner Eckensteher“ erschien 1839.

In der Reihe „Buntes Berlin“ begann Glaßbrenner 1837 damit, kleine Szenen in bühnenmäßiger Form zu schreiben, und das fünfte Heft des „Bunten Berlin“ war 1838 „Der echte Eckensteher Nante“ mit einem Vorwort, das vom großen Erfolg und den Hunderten von Nachahmungen der „Eckensteher“ spricht, von denen Beckmanns „Nante“ eine der ersten war, eine aus dreißig andern Gestalten zusammengeflückte Gestalt, durch und durch unwahr, ein falscher Nante, dem nun der echte gegenübergestellt wird. — Die Darstellungsform hatte sich zur Szene im Glaßbrennerschen Stil gewandelt, an die Stelle der Schilderung und der Anekdote trat der Dialog und mit ihm, vollendeter als bisher, die Dichtung. Jetzt steht der klassische Nante der Berliner Literatur vor uns, Nante an seinem Eckstein, Nante beim Aktuaris, Nante in seiner ärmlichen Dachstube mit Frau und Sohn Fritz, Nante im abendlichen Zusammensein mit seinen Kümmelbrüdern in Hoffmanns Viktualienladen. Mit Kümmel ist der Tag zuende gegangen, mit Kümmel beginnt er:

Aach, des schmeckt! des schmeckt, als wenn eener Schnaps drinkt, un er schmeckt ihm. So, nu hab' ick jefrühstückt, nu wer' ick mir mal de Welt ansehen, ob noch allens in Ordnung

is! (Er sieht sich um) Himmel is da, is oben, de Erde is hier, un de Destlationsanstalt is drüben: Welt, jetzt kannste wieder losjeht! Lebenslauf, ick erwarte dir . . .

Er feiert den Morgen noch mit dem Eckensteherlied, und dann kommt es zu der Folge der kostbaren vier Begegnungen: mit dem Stutzer, dessen Anblick Nante stark beeindruckt:

Nu seh' eener den breetspurigen Zweespänner an! Dunderwetter, wenn ick det wäre, wat der sich inbildt, denn koof't ick mir Deutschland un setzte mir uf't Riesenjebirje un sagte: Blast mir'n Stooß wech!

mit der Köchin, mit der Frau und mit dem Bürger. Nachdem der Bürger weitergegangen ist, entschließt er sich dazu, in die „Deschtationsanstalt“ zu wanken. Leicht angetrunken erscheint Nante anderthalb Stunden später vor dem Aktuar. Der Aktuar fragt ihn: „Wie nennt er sich?, was zunächst zu einem Mißverständnis führt und dann berichtigt wird:

Ach so, wie ick heiße! Aha! Ick jlaubte, Sie meinten ihm, weil Sie e r sagten; entschuld'jen Sie! Ick heeße Fer-de-nand Frie-derr-ich — Karrel Schwabbe. Meine Kammraten nennen mir: Nante, der jebildete Luley.

Auf die Frage: „Was war er, bevor er Eckensteher wurde?“ antwortet Nante: „Mensch! Immer un ewig Mensch . . .“, verweilt dann bei seiner „Lebensbierjeographie“, bei der ersten elterlichen Keile, bei der Blüte seiner Jugend, in der er sich rötlich nährte und noch Kirsch trank, bei dem Ruf an die Jünglinge von Preußen, das Vaterland zu retten — „da rettete ick“ und kommt erst auf Drängen des Aktuars zum Ereignis des Tages, zu seinem von Katzenköpfen und Mauschellen begleiteten Wortgefecht mit dem „Karnaljenvogel“ genannten Wirt eines Schnapsladens, aus dem sich eine Schlägerei zwischen einem Dutzend Eckenstehern ergeben hat. Mit seinem eigentlichen Anliegen: „Erschtens die Kümmelverjütung aus de Karline, zweetens Wiedererlanjung des jesprungenen Uhrjlases un drittens Filzersatz wegen einen über den Kopp jestülpten und ein Loch verursachten Hut, daß man eine Hand durchstechen konnte“ erreicht er nichts anderes als eine erste Verwarnung, die er verwundert kommentiert:

Ohoch! (sehr gedehnt sprechend) Wo so? Wie das? Ick soll mir in keene Schlägerei inlassen, wenn mir eener keilt? Ne, Kleener, von d i e Sorte sind wir nich! . . .

Die Szene vor dem Aktuar ist wie alle Szenen des kleinen Werkes echt eckensteherisch und doch ganz Glasbrenner, der (wie er einmal von sich gesagt hat) das Glas brannte und die Form suchte und niemals unveredelte Ware aus dem Leben in die Kunst brachte, deren Grenzen die einzigen waren, die er respektierte. — Zuhause geht es ärmlich zu. Frau Schwabbe fragt: „Wat haste denn heute verdient? Wieviel denn?“ und Nante antwortet: „Nischt! Wenn de zwee Jroschen davon abhaben willst, denn mußte noch warten, ick muß erst wechseln.“ — Der Abend in Hoffmanns Laden vereint dann Krempe, Dulder, Brammel, Nante und Hoffmann. Man ist witzig, man politisiert, man spricht von Geldsorgen und singt mit Nante als Vorsänger im Chor das Weisheitslied, dessen Weisheiten Selbstverständlichkeiten sind. Als Nantes Zunge schon schwer geworden ist, kommt er im Gespräch mit Hoffmann auf das Thema „Mensch“:

Hoffmann, mir is jetzt sehr klug zumute, mir is sehr philosoffirerich, is mir, da kannst wat lernen. Du bist ein Mensch, Hoffmann, des bist du, des freut mir! Ein Mensch, des is immer — ein Mensch, un wenn er auch ein Tier is, des schadt nischt, er is doch kein Ochse nich! Ick sage dir, ein Mensch hat seinen natürlichen Verstand, un der is mehr wert, als alle Unneversetät, als alle Studiererirerei! Wenn ick ooch man bloß ein Eckensteher bin, des schadt nischt, Hoffmann! Derowejen bin ick doch eben so jut ein Mensch, wie der Kaiser von Fez un Marokko un von China un von Pankow un von wat de willst! Ick überseh' se dir alle, überseh' ick se dir! . . .

NANTE

BALLADE DES ECKENSTEHERS

Ein Berlinisches Spiel in drei Aufzügen von Hans Brenner

Bühnenmusik: Hans Otto Borgmann

Inszenierung: Karl Heinz Martin

Ausstattung: Friedrich Prätorius

Einstudierung der Tänze und Solotanz: Ellen Petz

Musikalische Leitung: Helmut Frank

PERSONEN:

Nante	Wolfgang Lukesch
Biele	Erna Krüger
Die Mutter	Martha Ziegler
Der Feldwebel Puhwiese	Hans Meyer-Hanno
Die Sängerin Angiolina Rossignoli	Maria Eis
Der Komiker	Hubert von Meyerinck
Der Lakai	Ernst Legal
Der Fürst Pückler-Muskau	Ernst Stahl-Nachbaur
Der große Schauspieler	Walther Süßenguth
Der Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann	Karl Meixner
Der Theaterdichter Grabbe	Werner Völger
Der Opernkomponist C. M. von Weber	Hannes Dahlberg
Konstabler	Hans Herrmann Schaufuß
Der Auskultator	Werner Scharf
Der Student	Jaspar von Oertzen
Die Höckerin	Hella Tornegg

Das ist nicht mehr Nante, sondern Glasbrenner. Das Menschsein war eins seiner großen Themen, die Menschenliebe seine Religion. — Frau Schwabbe ist gekommen, um ihren bereits schlafenden Mann nachhause zu bringen. Er reißt sich von ihr los, sagt allen „Ju'n Nacht“, nimmt dann ihren Arm und geht hinaus. „Nimm dir'n acht, Mutter Schwabben, det ich nich stolpere, sonst fälltste mit mir hin!“ Glasbrenners Illustrator Hosemann hat auch diese Szene gezeichnet, den schwankenden Nante mit seiner Frau noch im Kümmelladen, den Wirt im Hintergrund. — 1942 übernahm Hans Brenner die Reihe der Begegnungen aus dem unvergessenen „Echten Eckensteher Nante“ in seinen „Nante. Ballade des Eckenstehers“. So haben Glasbrenners Menschen in der Brennerschen Nante-Aufführung des Schillertheaters auf der Bühne gestanden, in einem Bild voller Bewegtheit und heller Farbigkeit, mit der Ecke des alten Königstädtischen Theaters am Alexanderplatz und einem Stück der Königstraße. — Ich erinnere mich auch einer Aufführung des Echten Eckenstehers in einer Matinee des Deutschen Theaters mit Hilpert als Nante, doch sonst sind diese Szenen kaum gespielt worden.

Die letzte Glasbrennersche Bearbeitung des Eckensteher-Themas ist „Nante Nantino, der letzte Sonnenbruder“ oder „Die Entstehung der norddeutschen Volkspoesie“. Historisch-romantisch-komische Tragödie in 5 Akten. Zur Darstellung im abgebrannten Opernhaue bestimmt. (Berlin wie es ist und — trinkt.

Heft 19). Der Nante Nantino, den Glaßbrenner nach Aufhebung des Eckensteherstandes schrieb, bringt wie Raimund Geister- und Menschenwelt in sichtbare Verbindung. „Durch die Einführung von Dausend Fiakern, in welche die Leute alles Das fahren lassen, was früher zu dragen viel kostspieliger war, is der Eckenstand aufgehoben, un Nante Nantino is jejenwärtig der letzte Sonnenbruder.“ Dies berichtet der Polizeicommissarius Viertel den bei tiefer Nacht im Dustren Keller auf dem Kreuzberg versammelten Nornen Urd, Varande und Skuld. — Nantino, als Sonnenbruder die „Repräsentante des Stillstandes“ wird zu einem Begriff und einer politischen Figur:

Sähe nich Alles auf mir, so brauchte ich nich consequent zu sind un als historische Fijur unterzuehen. Da dieses aber so is, wie es is, muß es so sind, wie es is; denn wie jemein wär' es, wenn ich als tragische Fijur jetzt, um mein Leben zu fristen, zur Jejenpartei überjehen wollte; wenn ich Kutscher würde! (Er reißt das Fenster auf und streckt die Hand empor) Nein, Sonne! Erhabene Beschützerin! ich behaupte mir als Held; ich jeh e unter!

Die Nornen beschließen, Nante Nantino, den letzten seines berühmten Geschlechtes, nach Walhalla zu rufen und aus seinem Staub eine Poesie des Volkes und der Jugend erblühen zu lassen. So ist auch das Rosenmädchen in Asgard, die ewig junge, am ersten Schöpfungstag geborene Volkspoesie, die sich auf Erden in jede Gestalt verwandeln kann, mit im Spiel und wird als Gärtnerin Suschen zu bezaubernder berlinischer Wirklichkeit. — Nantino fällt auf dem Schlachtfeld des Pariser Platzes im Kampf gegen die Fiaker, und Walhalla nimmt ihn auf. — Die zweite Auflage von 1848 schließt mit einem Monolog, den der Geist Nantinos, über Berlin schwebend, spricht:

Fünf Jahre sind dahin geflossen,
Seitdem ich in Walhalla bin:
Und immer noch derselbe kleine Sinn!
Noch keine großen, geistesstarken Possen!
Im Kampfe gegen die Bewegung fiel
Ich als ein Held; ich starb, ich wollte sterben.
Die Poesie des Volkes war mein Ziel.
Und noch such' ich vergeblich meinen Erben.
Wo bist Du, Rosenkind mit Deinem Dorn
Des scharfen Witzes, lachender Satyre,
Mit zornger Lieb und liebevollem Zorn:
Wo bettelst Du, an welcher kleinen Thüre? . . .

Das Thema der Volkspoesie war eng mit dem Werk Glaßbrenners verbunden, der Raimund besonders verehrte und ihm in seiner künstlerischen Ursprünglichkeit näher kam als seine Zeitgenossen. Im Nante Nantino schrieb er für Berlin ein Stück Raimundscher Art mit der Kostbarkeit der Betrachtungen Nantinos in seiner Kellerwohnung, mit „scharfem Witz und lachender Satyre“ in der Darstellung des im Wahnsinn sterbenden Polizeikommissars und mit der allegorischen Gestalt des Rosenmädchens, das Hosemann als reizende Berlinerin neben dem jungen Eckensteher Nante Nantino gezeichnet hat.

Nachahmungen

Unmittelbar nach dem Erscheinen des Eckensteherheftes begannen die Glaßbrenner-Nachahmungen, und nach Beckmanns Nante-Darstellung und dem „Echten Eckensteher Nante“ kam es in Berlin zu einer Blüte der Nante-Literatur, die niemals in ihrer Gesamtheit erfaßt und betrachtet worden ist. — Ludwig Geiger berichtet:

... es gab Frescobilder à la Nante; Nante wurde als Kläger und Reisender geschildert, seine Erlebnisse auf der Eisenbahn wurden dargestellt; er diente als Fremdenführer durch ganz Berlin für 7½ Sgr. ... endlich wurden seine „hinterlassenen Papiere“ in sieben Bändchen veröffentlicht. Aber das meiste aus dieser Litteratur ist schlechte Verwässerung des Originals, oder es sind humoristische Lokalskizzen, denen die Person Nantes, eben weil sie beliebt war, angeflickt wurde, ohne daß sie eigentlich dazu gehörte.

An anderer Stelle erwähnt er aus der Sammlung „Berliner Witze“ (Berlin 1838-40) „Nantes Tod, oder: Die Verschwörung der Federfuchser“. — Nantes Tod wird dann 1841 von „Nante Strumpf bei der Einholung“ widerlegt. Nüßke und Nante folgen in der Dragonerstraße dem festlich geschmückten Zug, der vom Altmeister des Bäckergerwerkes angeführt wird, und kommen ins Gespräch:

Nüßke Jott steh' mir bei! — Seh' ick recht oder is meine Brille fettig? Nante, wie er leibt und lebt!



Titelkupfer aus „Berlin, wie es ist und — trinkt“, Heft 19: „Nante Nantino, der letzte Sonnenbruder“, Leipzig 1848

*Liebes Madamchen, Sie werden verzeihn,
Dass ein Paar Zeilen den Frauen zu weihn
Man leider vergass in diesem Gedicht,
Denn Viele verschmähn den Brantwein auch nicht.*

- Eckensteher Nante Yes, oller Schwede, dieses bin ich. Un worum soll'n Dir da Jott beisteh'n?
- Nüßke Na, weil Du dodt sinn sollst . . . Da jrade rieber, verstehste, da is'n Buchladen, un wie ich so da bustabire, da steht uff eenmal 'n Buch, da steht druff: „Nante's Tod“.
- Nante Ach, davon weer'n se jemacht! Un weil des da druff jstanden hat, denkste, so is es!! Ne Scheerenschärfer, dieses wen'ger. Lott' is dodt, aberscht nich Nante! Nante wird noch lenger leben, als hundert so 'ne Biecher, un wenn se alle hundert schrei'n: Nante is dodt! . . .

Herbert Sommerfeld hat in den Berlinischen Blättern für Geschichte und Heimatkunde (Jahrgang 3.1936) über „Nante als Fremdenführer“ gesprochen, und es wäre noch heute eine dankbare Aufgabe, uns die als Zeitbild wertvollen, nicht Glaßbrennerschen Nante-Veröffentlichungen zugänglich zu machen.

Hans Brennert

Mehr als hundert Jahre nach dem Erscheinen des „Echten Eckenstehers Nante“ kehrt Nante noch einmal wieder in Hans Brennerts „Nante. Ballade des Eckenstehers. Ein berlinisches Spiel in drei Aufzügen“, uraufgeführt 1942 im Berliner Schillertheater unter der Regie von Karl Heinz Martin; ein Werk, das der Gestalt des Nante eine dem Text nach größere Rolle gibt als die des Peer Gynt. Hans Brennert, der die Proben besuchte, hat die Premiere nicht mehr erlebt. — Er geht in seiner Ballade weit über Glaßbrenner hinaus und zeichnet nicht nur die Variante einer bekannt gewordenen Figur, sondern das Schicksal eines Menschen, der Schauspieler werden wollte und Eckensteher war, in der Atmosphäre des alten Berlin.

Vor dem Beginn der Handlung singt in einer Rahmenszene ein Leierkastenmann sein Lied:

Een Mensch namens Nante,	Und die Sonne, die brannte,
Det is lange her,	Und der Rejen, der war kalt,
Und wer ihn noch kannte,	Und det Leben, det rannte,
Der lebt ooch nich mehr.	Und denn wara alt.
Und wo er jeboren,	Und der Tod, der is erblich,
Det Haus fiel in Klump,	Und det Leben is Rooch —
Und sein Jrab jing valooren,	Und Nante unsterblich,
Er hieß Nante Strump.	Der wissen wir ooch.
Und er stand imma Ecke	Und det is, wat wir wissen:
Uff'n selbichten Fleck,	Er hat Kimmel jezischt
Und die Ecke mit dem Flecke	Und Witze jerissen,
Is ooch lange weg,	Und mehr weeiß man nischt,
Und er trank öfta Kümmel,	Und war uff zwee Beenen
Denn det Leben war jrau,	Doch ooch na nu nee!
Und er und der Himmel,	Mit Lachen und Weenen
Die waren denn blau.	Een Mensch von de Spree.

Dann sieht man Nante im Dunkel eines Schneetreibens an einer Hausecke stehen. Ein Windstoß bläst die Laterne aus, und in der Erinnerung des alten, todmüden Mannes, der Traum und Wirklichkeit nicht mehr trennen kann, zieht nun sein Leben vorüber. Es beginnt phantomhaft mit der Schlacht von Großbeeren und dem gespenstischen Treffen der Lebenden und Toten im Keller von Lutter und Wegner; an Holztischen, vor sich grünleuchtende Punschgläser, sitzen die Freunde E. T. A. Hoffmann und Ludwig Devrient (der Nante „Eckensteher unserer Nächte“ und „großen Bruder des Kümmels“ nennt), C. M. von Weber, Chr. D.

Grabbe und der Fürst Pückler-Muskau in genialischem Gespräch; auch der dicke Weinwirt Lutter ist unter ihnen; im Hintergrund Studenten und Gäste. Ein später hinzukommender Komiker vom Königstädtischen Theater setzt sich an einen kleinen, freien Tisch in Nantes Nähe und fängt auf der Rückseite einer Weinkarte zu schreiben an. Der Weinwirt ärgert sich, weil Nante Kümmel trinkt.

Lutter Er hat wieder Kümmel getrunken!

Nante Nu ja! Kümmel bekommt mich nu mal am besten. Kümmel — oda Mystik. Und Mystik, det is nemlich, wenn een Mensch und er weef nich, woso er sich imma jrault.

Komiker (schreibt) Woso ist gut.

Nante Ick stehe an de Ecke und jraule mir furchtbar und weef jarnich, woso. Ick bin eben een — mystischer Eckensteher.

Komiker Mystischer Eckensteher — exquisit.

Nante (nachdem der Komiker noch weitere Notizen über ihn gemacht hat) Ick laß' ma doch hier nich mitschreiben! Meine Witze sin meine Witze! (zu den anderen gewendet) Ick weef doch ganz genau, wer det is. Det is een Komika aus Breslau! Un jetzt hier beis Königstädtische Theata engagiert. Ick weef doch ganz genau, warum der imma hierher kommt! Ick soll de Platze kriegen vor Wut!

Komiker Platze kriegen is glänzend. — Also: was will er von mir?

Nante Was will er von mir! Mensch! Imma hier meine Pointen mit uffschreiben! Un denn abends damit uff'n Alex so'n „großen Berlina Komika“ vorstellen! Schreib er sich doch seine Berlina Szenen alleene, er heßliche Komika aus Breslau! (Lachen) Na ja, hier vamittels een armen Eckensteher und womöchlich noch for mein Jeld so'n „Schekspier von Berlin“ werden!

Komiker „Schekspier von Berlin“! Na, das ist ja ausgezeichnet.

Es kommt zu einem scharfen Wortgefecht zwischen Nante und dem Komiker. Die Studenten, Nantes Freunde, rufen zur Mensur. — Aus der bedrückenden Atmosphäre dieser Szene wird Nante durch die unirdische Erscheinung Bieles erlöst. Sie trägt einen Veilchenkorb am Arm, sie spricht mit ihm, nimmt seine Hand und läuft mit ihm hinaus.

Das Bild verwandelt sich zu der von Häusern umgebenen Friedhofsmauer der Parochialkirche mit ihrer Eingangstür; und hier im Glanz einer hellen Maienacht erwacht Nantes Leben zu voller Wirklichkeit. Hier sieht er seine Biele wieder, mit der er als Kind gespielt hat. Vom eben Geschehenen weiß sie nichts. Sie ist ein hübsches, blondes junges Mädchen, das Veilchen verkauft, bei Tage „uff'n Alex“, nachts „in de Tabajien und Ballhäusa“ und ihrer Kundschaft Berliner Lieder vorträgt: „Ick singe, und denn koofense.“ Sie singt auch hier, sie lachen und weinen und finden sich unter dem blühenden Flieder der Kirchhofsmauer.

Vom Hintergrund kommen leise und unheimlich die Krögelfrauen und stellen sich um Nante. Von allen Seiten hört er ihr Flüstern: „Mutter, Mutter, Mutter“. Nante ist nach jahrelanger Abwesenheit heimgekehrt und tritt in dem kleinen Eckhaus mit der Laterne an das Bett seiner sterbenden Mutter. Sie bittet ihren Sohn, ihr Hamlets „Sein oder Nichtsein“ vorzusprechen, damit sie seinen Worten, daß er Schauspieler geworden ist, glauben darf; und diese Szene, in der Nante nach anfänglicher Scheu, während die Mutter souffliert, die großen Dichterworte spricht und sie dann beide die Verse vom Schlafen sagen, die sie hinübergeleiten, ist vielleicht die bedeutendste in Brennerts Ballade.

Nante, der Sohn einer Souffleuse, Schüler des Grauen Klosters und verbummelter Student, ist kein Schauspieler geworden. Er wurde Verkäufer am Veilchenstand seiner Biele, dort, wo an der Einmündung der Königstraße in den Alexanderplatz das Königstädtische Theater stand, er wurde „akademisch gebildeter Ecken-

So sehen wir Brennerts Nante: einmal in hinreißender Fröhlichkeit und berlinischer Schlagfertigkeit, jede Situation humorvoll beherrschend; ein anderes Mal nachdenklich, melancholisch oder schmerzlich enttäuscht und verwirrt, wenn eine Hoffnung sich nicht erfüllte, wenn eine Rolle, die er im Leben oder auf der Bühne spielen wollte, ihm versagt blieb: Eckensteher, Schauspieler und Mensch. In seiner Unbeständigkeit verließ er Biele, die ohne ihn nicht weiterleben wollte, und wandte sich der großen Sängerin des Königstädtischen Theaters Angiolina Rossignoli zu; er kannte sie vom Oranier Wanderensemble, als sie noch Lina Wollrabe hieß und berlinisch sprach. Sie hat das Glück, das Biele ihm schenkte, und das Idyll am Veilchenstand zerstört. Zuletzt hat das Leben ihn in eine seelische Welt geführt, die zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Traum und Realität keine Grenzen mehr zog. An der gleichen Hausecke, an der das Stück begann, wartete er auf den Tod, den ein unsichtbarer, leiser Gesang ihm verkündet:

Du brauchst nun nicht länger mehr Ecke zu stehen,
Um de große Ecke sollste nun jehen —

Biele kommt mit Veilchen in der Hand und legt sie zu ihm nieder. Sie sieht ihn an und spricht andächtig:

<p style="padding-left: 40px;">Steh uff, mein Nante, Du bist nich tot! Ich bringe Dir Veilchens. Der Tag wird rot</p>	<p style="padding-left: 40px;">Aus Morgenhimmeln, Rot wie Rubin. Die Jlocken bimmeln. Du bist Berlin.</p>
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Die Zitate aus „Nante. Ballade des Eckenstehers“ sind einem nach der Aufführung des Schillertheaters aus der Erinnerung aufgezeichneten Bühnenmanuskript entnommen.

*

Brennerts Ballade ist reich an Liedern. Sie bringt das Lied des Leierkastenmannes „Een Mensch namens Nante“, das Marschlied „An de Panke, an de Wuhle, an de Spree“, das Lied von der Ecke und den Sternen und im zweiten Akt auch das Glaßbrennersche Eckensteherlied „Det beste Leben hab' ick doch“. Neben vielen Anklängen und Zitaten aus dem „Echten Eckensteher Nante“ in allen Teilen des Stückes steht besonders der zweite Akt der Ballade mit dem Eckensteherlied und der Folge der zum Teil wörtlich übernommenen Begegnungen Nantes mit dem Stutzer, der Köchin, der Staatsrätin (bei Glaßbrenner „Die Frau“) und dem Bürger im Zeichen der Erinnerung an Glaßbrenner. — Die Szene im Amtszimmer beginnt mit dem bekannten „Herr Kriminell, ick melde mir“ von Beckmann, lehnt sich im Aufbau und im Text sowohl an Beckmann wie an Glaßbrenner an und bereichert die übernommenen Späße durch neue, humorvolle Einfälle. Weder das Glaßbrennersche Eckensteherlied noch die anderen Zitate wirken unorganisch. Sie fügen sich, wie von einer Hand geschrieben, in die Tonart des Berliner Humors.

Brennerts Nante ist ein Eckensteher im Glaßbrennerschen Sinn, wenn er selbst in irrealen Situationen weder die Ruhe noch den Humor verliert, aber er steht nicht mehr an einem Eckstein in der Nähe einer Destillationsanstalt, sondern im Treiben des Alexanderplatzes und der Königstraße, er sieht keinem immer gleichen Tageslauf entgegen, sondern ist mitten ins menschliche Schicksal gestellt. Brenner hat Nantes Leben eng mit dem Leben Berlins verbunden, mit seiner Geschichte, mit den bedeutenden und einfachen Menschen seiner Zeit und mit dem Bild seiner alten Gassen und Straßen; mit dem Alexanderplatz und der Spree, mit dem Grauen Kloster und der Parochialkirche, mit dem Krögel, dem Mühlenwehr und

den schmalen, kleinen Häusern, die im Dunkel lagen, wenn ein Windstoß den Schein der Laterne zum Erlöschen brachte.

Am großen Erfolg der Berliner Uraufführung war auch die Bühnenmusik Hans Otto Borgmanns beteiligt, eine kongeniale Ergänzung der für begleitende Musik gedachten Ballade. Hanns Fechner schrieb zur Premiere:

Diese Ballade des Eckenstehers ist nicht nur Hans Brenner's wesentlichstes Werk: sie ist eine der ganz seltenen Dichtungen um diese Stadt Berlin, die sich nicht nur mit der Benutzung des Dialektes oder der äußeren Großstadtreize begnügt, sondern den Versuch macht, etwas vom Geheimnis und vom Zauber dieser Stadt und ihrer Bewohner, von ihren dichterischen Qualitäten einzufangen . . . er gab nicht nur Wirklichkeitsbilder, sondern etwas von der Vision Berlin; er tat seine Liebe zu seiner Vaterstadt und ihren Menschen hinzu und schuf ein Werk, das es verdient hätte, von seinem Autor das letzte Ja und die letzte Bestätigung zu empfangen.

Hans Nowak

Um die Entstehung der Nante-Szenen Carl von Holteis, um das Königstädtische Theater, Holtei, Julie Holzbecher, Beckmann, Raimund und den Nachmittag und Abend des 24. März 1832, Premierentag des „Trauerspiels in Berlin“, schrieb Hans Nowak aus der Kenntnis und dem Geist der Zeit seine 1943 veröffentlichte Novelle „Nante der Andere“, 1947 in unveränderter Form unter dem veränderten Titel „Nantes himmlischer Leib“ erschienen. Im Mittelpunkt dieser reizvollen Dichtung steht das Bemühen Beckmanns, in Holteis neuem Stück eine Rolle zu erhalten. So studiert er den Nante, der in der Erzählung ein allen Berlinern bekannter Eckensteher ist, gibt sich sein Aussehen, taucht als zweiter Nante in Berlin auf und versetzt den wirklichen, sonst unerschütterlichen Nante in höchstes Erschrecken. Der Eckensteher beginnt zu spintisieren und glaubt, seinen himmlischen Leib gesehen zu haben. Durch das Faszinierende dieser nicht im Theater, sondern nur für ein paar Augenblicke in den Straßen der Stadt und später im Hause des Dichters gespielten Rolle gewinnt er Holtei dafür, ihm auch in seinem „Trauerspiel in Berlin“ eine Nante-Rolle zu schreiben.

Das Eckensteherlied

Carl von Holtei, dessen Lieder den Berlinern länger in Erinnerung geblieben sind als die Spiele, für die sie geschrieben wurden, hat seinem „Trauerspiel in Berlin“ kein Lied mitgegeben. So erscheint das Eckensteherlied zuerst bei Glaßbrenner in seinem Heft „Eckensteher“ im November 1832. Sein Wortlaut ist unverändert von der ersten in alle späteren Auflagen übergegangen, die Gliederung wechselte bei den verschiedenen Veröffentlichungen zwischen zwei achtzeiligen und vier vierzeiligen Versen.

Beckmann hat dann für das Lied, das seinen „Eckensteher Nante im Verhör“ beschließt, die Glaßbrennerschen Verse übernommen und ihnen eine lange Reihe eigener (in der 30. Auflage acht achtzeilige) hinzugefügt. Beckmann selbst sang dieses vom Musikdirektor des Hauses, Franz Kugler, vertonte zweite Eckensteherlied.

Zwei Jahre, nachdem Raimund am Königstädtischen Theater gastiert und dort auch die Premiere des „Trauerspiels in Berlin“ erlebt hatte, fand 1834 in Wien die Uraufführung seines „Verschwenders“ statt. Glaßbrenner, von seinem Leipziger Verleger Volckmar für mehrere Monate nach Wien geschickt, hat diese Aufführung 1835 kennengelernt. Im „Verschwender“ hat er seine spätere Frau, die Schau-

spielerin Adele Peroni, zum ersten Mal gesehen, und im Verschwender hörte er auch das von Raimund bis zu seinem Tode immer selbst vorgetragene Hobellied des Valentin. — Mit einer Einfühlung, die man von dem Schilderer der Berliner Eckensteher, Hökerinnen und Fuhrleute kaum erwarten konnte, gab Glaßbrenner 1836 in seinen „Bildern und Träumen aus Wien“ die Atmosphäre Wiens wieder. 1838 schrieb er den „Echten Eckensteher Nante“. Hier werden den beiden Versen seines Eckensteherliedes von 1832 zwei weitere hinzugefügt, und ich will jetzt den letzten Vers des Hobelliedes und den letzten des Eckensteherliedes gegenüberstellen:

Zeigt sich der Tod einst mit Verlaub
Und zupft mich: Brüderl, kumm! —
Da stell ich mich am Anfang taub
Und schau mich gar nicht um.
Doch sagt er: Lieber Valentin!
Mach keine Umständ! Geh!
Da leg ich meinen Hobel hin
Und sag der Welt Ade.

Und sagt der Todt einst: Nante, du,
Komm mit die große Strecke!
Da spring ick blos, un ruß ihm zu:
Ick bin schon um die Ecke! —
Doch hört er nich uff diesen Witz,
Denn seufz' ick: Line, Kümmel!
Denn koof' ick mir den letzten Spitz,
Un nehm' dir mit in'n Himmel!

Nestroy fand ein Schnapslied für den zum Wiener gewordenen Nante — Jakob, und Glaßbrenner hat die ergreifende Schlichtheit der Worte, mit denen Valentin an seinen Abschied von dieser Welt denkt, in den berlinischen, alkoholumwobenen Humor seines Nante transponiert: ein Dank an Raimund, dessen Schülerin seine Lebensgefährtin wurde und dessen Bild der zwanzig Jahre Jüngere in tiefer Verehrung bewahrt hat. Die Musik zum Verschwender schrieb Conradin Kreutzer, der auch Glaßbrennersche Lieder vertonte, doch wird grade für das Hobellied Raimunds eigene Autorschaft vermutet.

Der Komponist des letzten großen Eckensteherliedes der Berliner Literatur, des Liedes „Een Mensch namens Nante“ und des Liedes von der Ecke und den Sternen ist Hans-Otto Borgmann. Unter den wenigen, mir besonders wertvollen Manuskripten besitze ich die von seiner Hand aufgezeichnete Komposition des Liedes von der Ecke. Das alte Thema lebt noch heute fort, und vor einigen Jahren ist ein „Kümmellied des Nante“ von Riethmüller in der Unterhaltungsmusik erschienen.

Literatur:

- Wolfgang Baumgart: Carl von Holtei 1798—1880. Würzburg 1958
Friedrich Beckmann: Der Eckensteher Nante im Verhör. Berlin 1842, 30. Aufl.
Berliner Don Quixote. Red. von Ad(olf) Glaßbrenner. Jg. 1. 2 Berlin 1832-33
Hans Brenner: Berlinische Rhapsodien. Berlin (1942)
Julius Findeisen: Friedrich Beckmann. Lebensbild. Wien 1866
Adolf Glaßbrenner: Bilder und Träume aus Wien. Wien-Berlin 1922
derselbe: Berliner Leben. Berlin 1940
derselbe: Buntes Berlin. Berlin o. J.
derselbe: Eckensteher. Leipzig 1845, 10. Aufl.
derselbe: Die politisirenden Eckensteher. Berlin 1833, 2. Auflage
derselbe: Politisirende Berliner Eckensteher. Leipzig 1839
derselbe: Nante Nantino, der letzte Sonnenbruder. Leipzig 1848, 2. Auflage
Ludwig Geiger: Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Bd. 2, Berlin 1895
Carl von Holtei: Theater. Breslau 1845
derselbe: Vierzig Jahre. Neu hrsgg. von Max Grube. 2 Bde., Breslau 1898, 4. Aufl.
Friedrich Kaiser: Friedrich Beckmann. Heiteres — Ernstes — Trauriges aus seinem Leben. Wien 1866

- Nagl-Zeidler-Castle: Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. 2. Wien 1914
- Nante Strumpf bei der Einholung. Berliner Local-Scenen. Berlin 1841
- Johann N e s t r o y s Werke. Eingeleitet von Leopold Rosner. Bd. 1, Berlin-Leipzig o. J.
- Hans N o w a k : Nante der Andere. Breslau (1943)
derselbe: Nantes himmlischer Leib. Berlin 1947
- Barbara P f l a u m , Elisabeth P a b l é : Wien spielt Theater. Wien 1964
- Ferdinand R a i m u n d : Die Gesänge der Mächendramen in den ursprünglichen Ver-
tonungen. Hrsgg. von Alfred Orel, Wien 1924
derselbe: Ausgewählte Werke. Volksausgabe in 1 Bd. Einführung Eduard Castle.
Wien 1954
- Robert R o d e n h a u s e r : Adolf Glasbrenner. Nikolassee 1912
- Herbert S o m m e r f e l d : Nante als Fremdenführer. In: Berlinische Blätter für Geschichte
und Heimatkunde, Jg. 3, 1936
- Julius von V o s s : Neue Theaterpossen nach dem Leben. Der Strahlower Fischzug.
Die Damenschuhe im Theater. Berlin 1822.

Irmgard Wirth:

Unveröffentlichte Briefe von Theodor Hosemann und eine Erwerbung des Berlin-Museums aus dem Jahre 1968

In seiner Monographie „Theodor Hosemann. Ein Altmeister Berliner Malerei“ hat Lothar Brieger 1920 einige Briefe Hosemanns abgedruckt. Zwar vermitteln sie uns in künstlerischer Beziehung keine grundlegend neuen Aufschlüsse über das Schaffen des Malers und Illustrators und verraten kaum etwas von seinen Problemen und Kunstanschauungen; doch wurzeln sie dafür ganz und gar im menschlichen und privaten Bereich, auf den sie ein helles Licht werfen. Uns begegnet darin vornehmlich der Berliner Bürger Hosemann, eine bescheidene, liebenswürdige und humorvolle Persönlichkeit, in seinem Familienleben, seinem Alltag. Das in seinen Illustrationen mit der Feder und dem Stift bewiesene Erzähler-Talent wird auch in seinen Briefen offenbar, denn er vermag höchst anschaulich und amüsant über meist heitere Tagesgeschehnisse zu plaudern. Mit seinen kleinen, ordentlichen und kalligraphisch hübschen Schriftzügen hat er anscheinend mühelos und mit einer gewissen Freude an solchen Schilderungen, seine Beobachtungen über die lieben Mitmenschen zu Papier gebracht, sich auch gelegentlich über sich selbst lustig gemacht, ohne jedoch, wie mancher andere Künstler, etwa bereits an ein späteres Lesepublikum zu denken. Das zeigt nebenbei auch seine herrlich unbekümmerte Orthographie.

Für die Hosemann-Ausstellung des Berlin-Museums vom Oktober 1967 bis Ende Januar 1968 hat Frau Dilianna Oehring geb. Hosemann, eine Urenkelin des Malers, weitere noch unveröffentlichte Briefe und Dokumente zur Verfügung gestellt, von denen einige gezeigt werden konnten. Unter den Briefen befanden sich drei, deren erster Abdruck an dieser Stelle vielleicht eine gewisse Bereicherung für das Verständnis Hosemanns und seiner Zeit bedeutet. Der erste stammt aus dem Jahre 1848, in welchem er seinen ältesten nach ihm benannten Sohn Theodor verlor. Der bereits in Berlin bekannte Künstler war durch den Verlust hart getroffen. Man entnimmt dabei seinen Zeilen nicht ohne Ergriffenheit, daß die Familie damals mit jedem Pfennig rechnen mußte, daneben auch, wie sehr der Illustrator Hosemann in das Joch des täglichen Produzieren-Müssens und der Termine gespannt war.

Suderode am Freitag (1848)

Liebe Emielie!

Du bist wohl so gut noch folgendes Vergessene besorgen zu lassen, nämlich diese Anzeige in der Zeitung, oder wo es sonst sein muß, aber keine unnötigen Kosten.

Heute Nacht 1 Uhr starb unser geliebter Theodor, 11 Tage vor erreichung seines achten Lebensjahres an einer Gehirnentzündung. Diese schmerzliche Anzeige allen Freunden und Bekannten statt besonderer Meldung

Suderode im Harz den 21 Juli 1848

Th. Hosemann und Frau

Jedchen [Henriette Wilhelmine geb. Aßmann, Hosemanns erste Gattin] welche sich heute schon mehr gefast hat und in unser Trauriges Schicksahl ergeben ist, trägt mir auf wenn es noch abzubestellen jeht, so möchte der Trauerhut unterbleiben, sie will sich Schwarzenband auf ihren Gewöhnlichen Hut stecken, ich denke sie hat recht, wer so im Herzen trauert über einen verlorenen geliebten Sohn, der bedarf der übertriebenen äußeren Modezeichen nicht.

noch eins: Loui bitte ich noch auch vor allen Anderen zu unserem Docktor Gußerow zu gehen und es ihm zu sagen, damit der Mann es nicht erst aus der Zeitung erfährt. Meierheim's [gemeint ist die ihm befreundete Künstlerfamilie Meyerheim] muß es auch angezeichnet werden und wer Euch noch sonst einfällt, uns ist jetzt der Kopf so voll daß wir für nichts rechten Sinn haben als nur für das Eine — Gott wird uns stärken.

Für Paul schwarzes Zeug zum Röckchen mitbringen. ein einzelnes weißes Strümpfchen für ihn ist liegen geblieben, das möchte Jedchen gern haben.

Zum Buchhändler Simion soll Loui gehen und ihm sagen so wie ich mein Kind gebettet hätte, würde ich ihm die Sachen schicken.

der Eurige

Th. Hosemann.

Der nächste Brief — ohne Datum — ist an den Sohn Paul gerichtet, der Ingenieur wurde und sich nebenher, wie es damals recht verbreitet war, auch als Schauspieler in einem Liebhaber-Theater versucht hat. Neben allgemeinen väterlichen Ermahnungen enthält der Brief eine vergnügliche Schilderung einer „Feier“, die sich auf dem Hof seines in der Luisenstraße gelegenen Hauses abgespielt hatte.

Lieber Paul!

Dein letzter Brief hat uns sehr gefreut, weil wir draus ersehen daß Du vollkommen gesund und heiter bist. Möge dir das Glück welches du auf den Brettern hast eine gute Vorbedeutung für dein künftiges Leben sein, denn die Bretter bedeuten die Welt. Faße jeden günstigen Augenblick der sich dir darbietet beim Zipfel, denn er kehret nie wieder, vorausgesetzt daß die Beschaffenheit desselben weder deinem Leibe noch deiner Seele nachtheilig ist, so daß durch die Erinnerung kein bitterer Beigeschmack dran haften. Laß Dich aber niemals vom Augenblicke hinreißen zu Handlungen deren Wirkungen sich nicht berechnen lassen. In deinen Jahren sieht man die Welt noch durch den Opernkucker der Poesie an, aber diese Gläser sind trügerisch denn in der Nähe besehen ist alles eitle Schminke, und diese Farbe ist bekanntlich nicht von Dauer. Daß Du die nähere Bekanntschaft mit dem Schwager des Herrn Egells [gemeint ist Franz Anton Egells, der bereits 1821 eine Maschinenfabrik und Eisengießerei in Berlin begründet hatte] versäumt, oder durch einen unnützen Schwätzer daran verhindert wurdest bedauern wir sehr und fürchten daß die Gelegenheit sich nicht sobald wieder darbieten wird.

Die Mutter läßt dich bitten du möchtest uns lieber nicht durch ein plötzliches Erscheinen eines Morgens an unseren Betten überraschen, sondern uns durch wenige Zeilen von deiner Rückkehr vorher unterrichten, damit wir die nöthigen Empfangsfeierlichkeiten gehörig vorbereiten können.

Eine Neuigkeit die dich interessieren wird ist die. Unser Oberist Neumann ist vom König geadelt worden. Ob die neue Gnädige diesen Schwarzen Anstrich an ihrer Kehrseite bald öffentlich zur Schau tragen wird darüber sind wir nicht im Zweifel. Nach dieser, für die Herrn Söhne allerdings wichtigen Begebenheit, wurde am anderen Morgen dem alten Herrn auf unserem Hofe ein großes Musik-Ständchen gebracht. Es war rührend und doch auch wieder komisch zu sehen wie die armen Künstler in gewohnter Disziplin, bei sanftem Schneegestöber, dem Zauberstaab ihres Kapellmeisters gehorsam, ihre Militairische Musiek-Pflicht erfüllten. Bald nach den Musiekstücken erschien der Diener des Oberisten mit einem Weiß gedeckten Tisch, Tischchen deck Dich, und einigen, mit Roth-Wein belasteten Körben, worauf der Kapellmeister, wahrscheinlich aus Paterjotismus, sovort den Döppler- Sturm marsch blasen ließ, aber noch ehe die Herrn Musieker zum wirklichen Angriff der locken-

den Schanze kommen konnten, erschien der Oberist selbst in eigener Person, stellte sich mitten in den Kreis vor das besagte weiße Tischchen, und hatten die Musiker vorher gepaukt, so hielt der alte Herr jetzt seinerseits den Musikern eine Pauke daß die Wände wackelten. Er sprach natürlich von König und Vaterland von Soldaten Ehre und treuer Pflichterfüllung u.s.w. aber mit einer gelegentlichkeit wie ich Sie ihm nie zugetraut hätte; am Ende der ziemlich langen Rede schüttelte er dem Kapellmeister die Hände und empfahl sich, der Diener und die Söhne verwandelten sich nun in dienstbefähigte Kellner, und somit hatte die Herrlichkeit ein Ende. Ich über-sende Dir nun die gewünschten Photographien, wem Du Sie giebst, Frau, Schau, Wem. — Sei nicht leichtfertig auch in solchen an sich unschuldigen Dingen, und be-folge den Spruch: „Freundschaft und Liebe, sowohl, wie auch Fisitenkarten, be-ruhen auf Gegenseitigkeit“. Konsolen liebe ich nicht und danke Dir für deinen guten Willen. Mag Dein Bildhauer zusehen wie er mit meinen Musikanten fertig wird, hier hast Du sie. Auf der Kehrseite befindet sich der freilich nur sehr flüchtige Plahn aus den Du indeßen hoffentlich die Räumlichkeit unserer neuen Wohnung erkennen dürftest, in etwa 6 bis 8 Wochen werden wir wohl hinauf ziehen, mein Atelier ist vortrefflich, ich freue mich sehr darauf. Nun lebe wohl, sei herzlich ge-grüßt und geküßt von

Deinen Eltern
Th. Hosemann
B Hosemann

Der dritte, von 1870 stammende Brief ist wiederum an den Sohn gerichtet, der damals bei dem Eisenbahnkönig Strousberg beschäftigt war. Ausführlich schil-dert Hosemann das zu Strousbergs Silberhochzeit von ihm gefertigte Aquarell, das leider weder im Original vorhanden, noch in einer Abbildung überliefert ist. Recht aufschlußreich ist es zu lesen, wie auch das kleinste Detail der Darstellung sinnbildlich zu verstehen war und Hosemann sich redlich bemüht hat, das Ehepaar mit seinem Stammbaum gewissermaßen in einen Kosmos von bereits von der Technik beeinflussten symbolischen Hinweisen auf die Tätigkeit und Verdienste Strousbergs und von allgemein bekannten Allegorien zu stellen. Diese Art von Gelehrsamkeit gehörte in jenen Jahren zweifellos auch zum unentbehrlichen Rüstzeug des ordentlichen Malers oder Bildhauers.

Berlin 10 März 1870

Lieber Paul!

Die vorige Woche bis gestern waren für uns etwas sehr bewegte Tage. Erst war das Künstlerfest welches ich einmal wieder mitgemacht habe, dann ein Sonntag. Mittag-essen bei Bechstein. Dann der Maskenball bei denselben, ein Ball im Schloß bei Königs und ein glänzendes Mittag-mahl bei Rösicke. Hieraus kannst Du schließen daß wir uns vollkommen wohl befinden, alle diese Festlichkeiten sind mir vortref-flich bekommen. Der Mutter auch, sie, die Mutter hoffte und schien fast der Mei-nung zu sein Du würdest plötzlich und noch zur rechten Zeit erscheinen um den wirklich schönen und recht heiteren Masken-Scherz bei Bechstein mitmachen zu können. Alles dies ist nun vorbei und wir trösten uns damit daß Du Dich in Deinem Zillichau wohl dafür schadlos gehalten haben wirst. Hübscher wäre es freilich ge-wesen wenn Du diese Freuden und Genüsse mit uns hättest theilen können. In mitten all dieser Zerstreuungen kam noch eine nicht ganz unbedeutende Bestellung von Herrn Wild, (der Aermste ist wie Du wahrscheinlich weißt erblindet.) Seine Frau war bei mir und ersuchte mich, ihn im Grafischen Institut zu besuchen um mit ihm das Nähere in Bezug auf die erwähnte Bestellung zu besprechen. Am

Sontag den 13ten d. M. ist nemlich die Silberne Hochzeit Deines hohen Herrn Scheff's Straußberg zu welcher Feier unter anderen dem Jubelpaar ein Silberner Stammbaum überreicht wird und zwar wenn ich nicht irre durch die Famielie Wild, ich habe nun zu diesem Zwecke für Herrn Wild in Arabeskenform eine Aquarelle gemalt die gewissermaßen den Sinn des Stammbaums erklärt, gestern habe ich meine Arbeit an einen Calligraphen abgeliefert der noch ein erklärendes Gedicht darunter zu Schreiben hat. Voran geht noch ein Titel so daß es zwei Blätter sind in der Größe eines großen Bogens Brüsselpapier. Ueberreicht werden diese Blätter in einer äußerst eleganten Mappe. Meine Idee welche der Aquarelle zu grunde liegt ist etwa folgende.

Dr. Stroussberg und Frau sitzen auf einer goldenen Bank, also gewissermaßen im Golde, sie haben sich innig umschlungen. Zur Seite der Frau ist der Pelikan, das Sinnbild der opferwilligen Mutterliebe an der anderen Seite des Dr ist die Eule, das Bild der Wissenschaft. Der Dr hat den rechten Fuß auf dem Globus als Zeichen seiner Mitgliedschaft der geographischen Gesellschaft in London. Hinter ihm schwebt ein Genius welcher über beide Häupter die betreffenden Silbernen Kränze hält. Diesem gegenüber kommt Merkur in der Rechten jubelnd seinen Staab schwingend während er mit der linken auf die Stirn des großen Mannes deutet, als Zeichen des darin wohnenden Geistes welcher sich alles was nun folgt unterthänig gemacht. Zu erst kommen zur Rechten und linken die Vier Elemente dargestellt durch Kinderfiguren. Die Erde ein kleiner Bergmann mit Grubenlampe und Schaufel (Erdarbeiten). Das Feuer ein kleiner Schmidt oder Maschinenbauer, mit Amboß, Hammer und Zange, in einer Hand hält er eine Röhre in die Höhe aus welcher Feuer und Dampf kommt. Daneben ein Chemischer Ofen mit Destillierblase also Brau und Brennerei. Auf der anderen Seite kommt das Wasser. ein kleiner Knabe mit Schilfbekränztem Haupt steht am Ruder in einem Chan in einer Hand hält er einen Delphien in die Höhe (Fischzucht). Wasserbau habe ich durch Mühlenräder angedeutet welche auch gleichzeitig Mahlmühle und schneide Mühlen u.s.w. versinnlichen mögen. Die Luft. Kleine schwebende Figur mit Blasebalg und Flügeln. (Wind und Luftdruck). Nunfolgt die Landwirtschaft (Ackerbau) Dargestellt durch einen Mann welcher die Saath ausstreut, also das Sähen. Hinter dieser Figur Fiehzucht in der Arabeske Ochse und Schaaf. Gegenüber links die Aernte. Figur welche die Sense wetzt, steht auf goldenen Aehren welche auch aus der Arabeske entspringen, in derselben Pferd und Ziege. Ueber diesen Figuren folgen zu beiden Seiten die Künste. Poesie und Wissenschaft mit den bekanten Alegorischen Figuren dargestellt. Zu beiden Seiten der Haupt Figuren ranken junge Eichenzweige in die Höhe an welchen 7 Thäfelchen angebracht sind worauf die Namen der 7 Kinder stehen um die Sprößlinge der jungen Eiche anzudeuten. Oben sind beide Stäbe durch ein rothes Bändchen vereint welches in der Mitte eine Tafel hält die grade über den Köpfen der Jubelare hengt, mit der Silbernen Zahl 25. Hinter der goldenen Bank in der Mitte strebt eine junge Eiche empor welche ihre grünen Äste nach beiden Seiten über das Bild ausbreiten. Hiermit hast Du ein ziemlich treues und anschauliches Bild, von dieser in kaum 8 Tagen entstandenen Arbeit, woraus Dir die Verzögerung meines diesmaligen Schreibens erklärlich werden wird. An dem Abend (vor Deinen letzten Schreiben) um 9 Uhr polterte Dein sauberer Herr Lange bei uns die Treppe herauf, er fragte sehr erregt nach Dir, unser Mädchen fertigte ihn draußen ab, so daß wir ihn nicht gesehen haben, wir fürchten Du hast Dir durch ein vor schnelles Wort in ihm einen Feind gemacht, wir bitten Dich laße Dich in nichts mit ihm ein.

Dein Freund Max Licht ist nun glücklich unter der Haube wenn nicht unter dem Pantoffel. Schreib uns recht bald und wenn Du kommst wir grüßen Dich herzlich und hoffen Dich bald zu sehen.

Dein Vater Th Hosemann

Endlich soll hier ein bei Brieger nur auszugsweise wiedergegebener Brief von Hosemann an seinen Sohn Paul vom 22. 11. 1873, dessen Original gleichfalls in der Ausstellung war, durch den bisher unveröffentlichten Teil ergänzt werden. Er erzählt vom Liebhaber-Theater und seinen „Hintergründen“ und verrät die familiäre Liebe und Herzlichkeit auch dem erwachsenen, längst flügge gewordenen Sohn gegenüber, obwohl Hosemanns zweite Gattin, Bertha geb. Heimbs, Pauls Stiefmutter war.

Lieber Paul!

Berlin 22. November 73

... Das in der Refsurße vorgeschlagene Theater-Spielen in Begleitung der diversen Fußangeln erinnert mich an Justinchen Müller. Die Frau Docktor war neulich bei uns, angeblich nicht länger dem unwiderstehlichen ziehen ihres Herzens zu widerstehen, ich aber glaube daß Sie die Oede ihres Salon's nicht länger zu ertragen vermag so daß sie sich genöthigt sieht durch einige Rundreisen und Anwerbungen ihre lähren Reume wieder zu füllen. Bei dieser günstigen Gelegenheit (Du kennst doch Muttern) zog diese jener die Würmer aus der Nase, so daß die Frau Docktor endlich gestehen mußte, daß allerdings zwischen Mariechen und dem dicken Refferendar eine im stillen vollzogene Verlobung stattgefunden habe, daß aber bis jetzt von einer Heirath aus guten Gründen keine Rede sein könne in Folge dessen auch bis jetzt keine öffendliche Anzeige erfolgt sei. Mir scheint es aber als ob Justinchen ohne Miteßer nicht leben könne. — Nach meinem unmaaßgeblichen Dafürhalten dürfte aber der Herr Referendar wohl schwerlich jehmals seinen Aßeßor machen (= Siehe Jung =) Die Fleischtöpfe Egiptens sowie die Speisekammern der Mütter stehen immer offen für dergleichen Dummheiten. — (Sonntag früh.) Gestern konnte ich dieses Schreiben nicht beenden, weil ich zur Akademie mußte. Nun kommt Dein zweiter Brief an die Reihe, den wir am gestrigen Vormittag erhielten. An dem Verständnis Deiner Gefühle in der Ferne für uns, darfst Du nicht zweifeln, eben so wenig wie Du an dem unserigen. Bei dem neuen Möbel in Deiner Junggesellenwirtschaft, dem Mostrichtopf, erlaube ich mir die nabeliegende Frage, ob der Bromberger Mostrich auch hinlänglich Zugkraft besitzt zum Augenüberfluß, welche Eigenschaft, so viel ich mich erinnere, für uns beiden immer eine sehr wünschenswerte war. —

Bemüht man sich, nach der Lektüre einen gemeinsamen Nenner für die Briefe und ihren Schreiber zu finden, so ist es wohl die warme Herzlichkeit, das durchaus Liebenswerte des Menschen Hosemann, das — ähnlich wie in seinen künstlerischen Äußerungen — im Gedächtnis haften bleibt. Sein Humor gleicht seinen Illustrationen. Alles atmet bürgerliches Biedermeier. Ebenso brav und sorgfältig ist auch seine sympathische Handschrift. Vergleicht man sie mit den genial hingeworfenen Schriftzügen Menzels, vergleicht man auch dessen großartig „barocke“ Späße, Wortspiele und Bilder in seinen Briefen mit den zahlreieren Schilderungen Hosemanns, hat man zugleich auch den künstlerischen Gradunterschied zwischen beiden erfasst. Gleichzeitig spürt man aber auch das ihnen Gemeinsame. Obwohl beide nicht an der Spree geboren waren, wurde das Berlinische der feste Boden ihrer menschlichen Existenz und zugleich Aufgabe und Erfüllung ihres künstlerischen Weges.

Hosemanns Welt wird auch bildlich in der vor wenigen Monaten vom Berlin-Museum erworbenen, kolorierten Lithographie lebendig: 1874, ein Jahr vor seinem Tode, stellt er sich selbst mit dem Malstock in der Hand in seinem Atelier dar. Sein kleines Modell für das auf der Staffelei stehende Bild, ein etwas schüchterner Junge, wird von seiner Frau Bertha einem Gast vorgeführt. Die Einrichtung des Ateliers und die Kleidung der Dargestellten weisen auf die Zeit der Entstehung des Blattes, doch spiegelt es gleichzeitig noch den Geist des bürgerlichen Biedermeiers, aus dem Hosemanns Schaffen erwuchs.



Theodor Hosemann. Der Künstler in seinem Atelier (1874)

Heinrich I. von Schlesien im Barnim und Teltow?

In der „Geschichte Schlesiens“, herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien, Bd. 1 (Stuttgart 1961), behandelt Erich R a n d t in seinem Beitrag „Politische Geschichte bis 1327“ auf Seite 125 den Feldzug Herzog Heinrichs I. des Bärtigen gegen den Erzbischof von Magdeburg. Er schreibt:

„Noch 1229 muß dieser Kriegszug Erfolg gehabt haben, denn nach den neuesten Untersuchungen über den Templerorden kann dieser nur von Heinrich I. vor 1230 in Teltow eingesetzt worden sein. Es steht fest, daß die Templer von Schlesien aus seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts Eingang in die Gebiete zwischen Elbe und Weichsel gefunden haben. Die Herrschaft Heinrichs I. muß sich vorübergehend auch über Barnim und Teltow erstreckt haben. Nachweislich verließ er den Templern (1229) 250 Hufen in der Gegend von Falkenhagen und Müncheberg und wohl auch 300 weitere Hufen zwischen Spree und Oder an dem heute nicht mehr vorhandenen Flusse Lezeniz.“

Die hier vorgetragenen Behauptungen von einer Herrschaft des Schlesierherzogs im Barnim und Teltow müssen als völlig unbegründet entschieden zurückgewiesen werden, zumal sich diese Vorstellung von einer Ausdehnung der schlesischen Herrschaft „bis zur Spree“ danach u. a. auch auf einer im September 1967 im Reichstagsgebäude veranstalteten Ausstellung „Die Heilige Hedwig“ (Gemahlin Herzog Heinrichs) auswirkte.

Bei den von Randt als Stütze angeführten „neuesten Untersuchungen über den Templerorden“ kann es sich nur um die Helmut L ü p k e s handeln, der in den Jahren 1932 ff. eine Reihe Arbeiten über den Templerorden in Ostdeutschland veröffentlichte. Im besonderen kommt hier ein Artikel über die „Templerkommende Tempelhof“ im Teltower Kreiskalender 1933, S. 21 ff., in Betracht, in dem die Möglichkeit einer Beziehung der Entstehung der Niederlassung der Templer in Tempelhof zu dem Schlesierherzog Heinrich erwogen wird. Lüpke denkt jedoch nicht daran, die törichte Behauptung einer zeitweisen Inbesitznahme des Barnim und Teltow durch Herzog Heinrich auszusprechen. Er klammert sich an den in der „Fürstenchronik“ als Inhaber des Barnim und Teltow angegebenen „dominus Barnem“, für den er einen gleichnamigen in Köpenick residierenden Lutizenfürsten erfindet, der durch Herzog Heinrich Anregung zu einer Schenkung an den Templerorden (um 1229) erhalten haben könnte. Daß damit lediglich eine „Vermutung“ ausgesprochen sein sollte, wird von Lüpke ausdrücklich betont. Randt dagegen scheut sich nicht, die Gründung Tempelhofs (er schreibt dafür Teltow!) nicht nur dem Herzog unmittelbar zuzuschreiben, sondern solche Behauptung obendrein bedenkenlos als das sichere Ergebnis „neuester Untersuchungen“ dem Leser darzubieten, ohne die Quelle zu nennen. Ich habe bereits im ersten Band meiner Geschichte der Mark Brandenburg (1961, S. 125 f.) die Annahme einer Ausdehnung der Herrschaft des Schlesiers in den Raum der Mark als „unwahrscheinlich“ abgelehnt, man könnte besser unmöglich sagen. Die Ansicht Lüpkes gründete sich auf zwei Irrtümer: 1. die Annahme einer traditionellen Abneigung der Askanier gegenüber dem Templerorden, 2. die angebliche Existenz eines Lutizenfürsten Barnem in Köpenick.

Die vermeintliche Abneigung der Askanier wird aus deren späterem Verhalten gegenüber den Templern in der Neumark gefolgert. Wenn die Askanier dort die

Templer aus einigem Besitz verdrängten, so geschah dies aus politischen Gründen und betraf in gleicher Weise das dort begüterte Bistum Brandenburg und das Kloster Lehnin. Daraus die Unmöglichkeit einer askanischen Schenkung an den Orden in früherer Zeit zu folgern, erscheint recht gewagt. Wenn die „Fürstenchronik“, deren Verfasser in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts schrieb, einen „dominus Barnem“ ohne Zusatz nannte, so konnte damit niemand anders als der Pommernherzog Barnim gemeint sein, der von 1220 bis 1278 regierte und damals in diesem Raum so bekannt gewesen sein muß (etwa wie heute Bismarck), daß sich jeder erläuternde Zusatz erübrigte. Daraus auf die Existenz eines sonst völlig unbekannten Lutizenfürsten dieses Namens zu schließen, ist ein nicht minder zweifelhaftes Wagnis; ganz abgesehen davon, daß die politischen Verhältnisse der Zeit kaum noch die Existenz eines solchen selbständigen Stammesfürsten der Spreewanen in Köpenick wahrscheinlich machen. Da der Schlesierherzog Heinrich gegen den Erzbischof von Magdeburg Krieg führte, hätte es für ihn doch nur einen Sinn gehabt, von Lebus aus gegen Jüterbog als erzbischöflichen Besitz vorzugehen, anstatt in die Interessensphäre der Markgrafen von Brandenburg und von Meißen in den Barnim und Teltow einzufallen. Eine Inbesitznahme um 1229 hätte sich auch nur über wenige Monate erstrecken können, innerhalb deren eine Niederlassung der Templer kaum zu bewerkstelligen war. Bei der Schenkung Herzog Heinrichs in Lebus handelt es sich um die spätere Kommende Lietzen. Der angebliche Templerbesitz in Falkenhagen und Müncheberg ist bereits von Wohlbrück und auch von Lüpke als Legende erwiesen.

Da aus den Jahren 1220—1230 urkundlich nur ein Aufenthalt der jungen askanischen Markgrafen in Havelberg (1226) und in chronikalischer Überlieferung eine Anwesenheit in Spandau (1229), sonst keinerlei Wirksamkeit der Markgrafen östlich der Elbe bezeugt ist, ergibt sich eine breite Möglichkeit für Kombinationen aller Art, wie sie die Annahme einer Beherrschung des Barnim und Teltow durch den Pommern-, den Schlesierherzog oder gar den Dänenkönig vor 1230 bilden. Es war damals eine bewegte Zeit: im Osten die Expansion des Schlesierherzogs, im Norden das Vordringen der Dänen gegen Pommern und in Mecklenburg. Der Staufer Friedrich II. hatte 1214 dem Dänenkönig das Land jenseits von Elbe und Elde abgetreten.

Die jungen Markgrafen Johann (I.) und Otto (III.) wuchsen vermutlich in der Altmark auf. Aus dem Fehlen jeglicher Nachricht von dem Gebiet östlich Havel, Nuthe und Spree ist — bei der Dürftigkeit der Überlieferung — allein ein Schluß auf den zeitweisen Verlust der von ihrem Vater beherrschten Gebiete kaum berechtigt, denn ebensowenig liegen urkundliche Zeugnisse über die markgräflichen Rechte in diesem Raum aus der Zeit vor 1220 vor. Ich habe bereits mehrfach zu diesem Problem, insbesondere der Notiz der Fürstenchronik von dem „dominus Barnem“, Stellung genommen (in: Der Bär von Berlin 4, 1954, S. 92 ff.; „Berlin. Neun Kapitel seiner Geschichte“, 1960, S. 46). Entscheidende Bedeutung hat in dieser Hinsicht meines Erachtens der zwischen Markgraf Albrecht II., dessen Söhnen und den Bischöfen von Brandenburg 1210—1237 ausgetragene Streit über die Zehnterhebung innerhalb der Diözese Brandenburg. Es handelte sich dabei um die alten und neuen Lande des Bistums, wobei unter letzteren nur der Barnim und der westliche Teltow begriffen sein können. In einer von dem Prokurator der Markgrafen 1234 abgegebenen Erklärung hieß es: die Markgrafen hätten seit der Zeit ihrer Vorfahren (avorum suorum) mit Wissen und ohne Widerspruch der Bischöfe ihre Lande (terras suas) stets besessen (semper possederunt) und davon bis zu dieser Zeit Zehnten nicht entrichtet. Als Entschädigung dafür hätten sie

den Bischöfen mit deren Zustimmung gewissen Grundbesitz übereignet (Krabbo, Regesten Nr. 618). Wie konnte eine solche Erklärung abgegeben werden, wenn der Pommern- oder Schlesierherzog oder sonst ein Machthaber sich längere oder kürzere Zeit im Besitz dieser Gebiete befunden hätte? Ein solcher Fall mußte doch dann ein triftiger Grund sein, um die Ansprüche der Bischöfe mit Hinweis auf die Unterbrechung in der Nutznießung und den unsicheren Charakter der Besitzverhältnisse zurückzuweisen. Der dauernde ungeschmälernte Besitz dieser Gebiete ist die offenkundige Voraussetzung bei der Forderung an die Markgrafen. Dies wird auch in keiner Weise von seiten der Markgrafen bestritten. Die zeitweilige Beherrschung des Barnim oder der Landschaft Teltow durch eine der benannten Mächte ist daher ausgeschlossen. Eine solche Okkupation hätte auch die Interessen des Meißener Markgrafen und des Magdeburger Erzbischofs berührt und dadurch wohl einen schriftlichen Niederschlag gefunden.

Die Entstehung der Niederlassung des Templerordens in Tempelhof liegt leider immer noch, trotz der Ausgrabungen der letzten Zeit, in tiefem Dunkel. Hätte ihn eine den Askaniern feindliche Macht erst, wie Lüpke und Randt meinen, um 1229 hier angesetzt, hätten die Askanier sie kaum an diesem Platz geduldet. In der Neumark haben sie später, wie bereits erwähnt, nicht nur die Templer, sondern auch das Bistum Brandenburg, Kloster Lehnin und deutsche Ritter (die Behr, von Kerkow) aus ihrem eigentümlich in Anspruch genommenen Besitz durch Tausch oder anderweitige Abfindung verdrängt, wo immer dieser Besitz ihren politischen Zielen im Wege stand. Ebensowenig konnten die Markgrafen Johann und Otto in unmittelbarer Nähe der Stadt Berlin, in der sie für ihren Bedarf einen Wohnsitz, die aula Berlin, kaum viel später als 1230 errichtet hatten, eine von einem fremden Machthaber aufgedrungene Ordensniederlassung dulden. Daß gute Beziehungen zu den Templern bestanden, bezeugt die Übertragung des Patronats einer Kirche in Berlin (St. Nikolai?) um 1280 an sie.

Bei der 1234 in Spandau vom Pommernherzog Barnim beurkundeten Schenkung des Landes Bahn an die Templer wurde den dort sich niederlassenden Rittern „das bürgerliche Recht nach der Gewohnheit der Brandenburger Herrschaft“ zugesagt. Eine solche Bestimmung konnte nur von den dabei beteiligten Brüdern des Tempelhofes angeregt oder formuliert sein. Hätte sie erst vor kurzem der Schlesierherzog eingesetzt, würde man doch wohl eher das in Schlesien geltende Recht für die Niederlassung in Pommern gewählt haben. Die Zusicherung solchen Rechtes konnte nur für Personen eine Bedeutung haben, die seit längerer Zeit dies näher kannten und genossen hatten. Auch der von Lüpke vermutete und nach ihm von Randt als Tatsache angesetzte Zeitpunkt für die Entstehung Tempelhofes in Zusammenhang mit der Inbesitznahme des Landes Lebus durch den Schlesierherzog dürfte durch die nach dem letzten Krieg in der Tempelhofer Kirche und in der Nikolaikirche ausgeführten Grabungen, die auf ein höheres Alter der Siedlung deuten, sich als verfehlt erwiesen haben. Leider ermöglichen die Mängel der Überlieferung eine sichere Rekonstruktion der tatsächlichen Vorgänge noch nicht. Solange nicht bessere Unterlagen gefunden werden, besteht jedenfalls ein triftiger Grund nicht, an der Einsetzung des Templerordens bei Berlin durch einen askanischen Markgrafen zu zweifeln.

Es ist bedauerlich, daß in einer wissenschaftlichen Publikation, wie sie die „Geschichte Schlesiens“ darstellt, in diesem Fall leere Vermutungen als feste Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung herausgestellt werden, die den nicht genügend mit der Materie vertrauten Leser in die Irre führen.

Besiedlung und Entstehung der Hufengewannflur in Groß und Klein Behnitz im Havelland

Ein Diskussionsbeitrag

Unter den Problemen der älteren märkischen Geschichte spielt die Frage nach dem Vorgang der Besiedlung und Rodung, und damit der Entstehung der Hufengewannflur, eine nicht unwesentliche Rolle. Das Schrifttum darüber ist verständlicherweise gering, denn anders als etwa in Nordamerika, dem Nordosten der USA oder dem benachbarten Kanada, handelt es sich um Vorgänge, für deren Klarstellung wir auf die Rückschau aus Akten und Flurkarten meistens des 18. Jahrhunderts angewiesen sind. Eine direkte Überlieferung fehlt. So ist vieles nur hypothetisch zu beantworten; zum besseren Verständnis dienen Analogieschlüsse aus dem Rodungsvorgang im südlichen Kanada, wo ähnliche geologische und klimatische Verhältnisse geherrscht haben. Die beiden Dörfer Groß und Klein Behnitz liegen an der alten, wohl schon in der slavischen Zeit zur Verbindung der Burgen Rathenow und Spandau entstandenen Heer- und Handelsstraße Tangermünde — Rathenow — Barnewitz — Groß Behnitz — Markau — Wustermark — Staaken — Spandau — Berlin, wobei Groß Behnitz in der Mitte zwischen Rathenow und Spandau gelegen, je einen Tagemarsch von diesen Städten entfernt war. Die Gründung beider Dörfer hat wohl in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre stattgefunden; denn das auf halbem Wege nach Rathenow gelegene Dorf Damme wird schon 1164 genannt. Dabei schloß sich Klein Behnitz unmittelbar an eine ältere slavische Siedlung an, deren Existenz durch Funde slavischer Keramik aus dem 10. Jahrhundert auf den Wiesen am Dorf gesichert ist. Mit Sicherheit aber können wir annehmen, daß beide Dörfer 1173 bestanden. Denn in diesem Jahr wird in einer Urkunde des Brandenburger Domkapitels die im Landbuch von 1375 bei Klein Behnitz angeführte Klinkmühle („klingmole“) genannt¹, die am Klinkgraben an der Stelle lag, wo die Feldmarken der Dörfer Groß und Klein Behnitz, Riewend und Gohlitz zusammenstoßen. Die wirtschaftliche Existenz des Klinkmüllers beruhte auf dem Mahlzwang der umliegenden Dörfer Klein Behnitz, Riewend, Gohlitz und Wachow/Möseritz, während Groß Behnitz eine eigene Windmühle besaß. Wenn wir weiter bedenken, daß in Klein Behnitz seit alters die Rochows, im benachbarten Groß Behnitz die Erxleben saßen, also zwei altmärkische Geschlechter, daß in Selbelang und Schwanebeck die Bardelebens aus dem Magdeburgischen und im Friesacker Ländchen die Edlen von Jerichow in eigener Herrschaft gesiedelt haben, so können wir wohl annehmen, daß die Siedler aus diesen nahe gelegenen Gebieten zugewandert waren.

Zum Verständnis des Folgenden ist es notwendig, sich einmal den Zustand jener Landschaft klarzumachen, in die die Neusiedler einzogen. Vom Havelländischen Luch erstreckt sich zwischen den Dörfern Berge und Ribbeck eine alte Schmelzwasserrinne der letzten Eiszeit in einem S-förmigen Bogen nach Süden, die nördlich des Behnitzer Sees schon früh verlandet war und so der alten, oben genannten Straße die Möglichkeit bot, hier die lange Kette der Beetzseen im Norden zu umgehen. Der alte Behnitzer See setzte diese Kette mit etwa 8 km Länge bei einer Breite von etwa 300 m fort. Im Südosten, da, wo später die Planken sich ausdehnten, schob er sich in einer breiten Bucht weit nach Osten vor. Das beweisen der Name der Seemathen, des Gewanns nördlich dieser Bucht, und die Tatsache, daß hier noch im 19. Jahrhundert Torf gestochen wurde. Die

Lake und dem Klinkbusch, noch Talsande, d. h. nicht vom Eis, sondern von Schmelzwässern angeschwemmte Sande, die sich naturgemäß nur wenig über die Seeflächen (30—32 m) erheben. Sie reichen nur an einer Stelle unmittelbar an den Klinkgraben heran, wo schon früh eine Brücke mit dem Wege von Barnewitz nach Gohlitz den Graben überquerte. Dort allein bot fester Boden die Möglichkeit zur Anlage einer Wassermühle, der schon 1173 genannten Klinkmühle. Ein schmaler Vorsprung dieser Talsande zieht sich westlich des Grabens bis zum Riewender See hin. In dem unmittelbar am Ende des Sees gelegenen Ringwall tagte vom 12. bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts das Gericht zur Klinkle als Berufungsinstanz für die Niedergerichte des Havellandes und der Zauche.

Alle diese Flächen bedeckte um 1160 weithin Wald. Nur da, wo das kleine slawische Dorf Behnitz lag, gab es am Fuße des Langen Berges und höher hinauf auf seinem Rücken kleine blockförmige Ackerflächen. Ihre ursprüngliche Größe kennen wir nicht. Unsere Karte zeigt die Flächen in ihrer Lage und Größe mit 278 Morgen aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege. Auch die Namen stammen wohl erst aus dem 16. Jahrhundert.

Die Geschiebelehmflächen trugen einen aus Laubbäumen bestehenden Mischwald: Stieleichen, Buchen, Linden, Rüstern (Ulmen), Ahorne, Eschen, Pappeln, Espen, dazu Ebereschen, Wildobstarten wie Holzapfel und Holzbirnen, durchsetzt vielleicht mit einzelnen Kiefern. Das Unterholz dürften wir uns als nicht sehr stark vorstellen. Wie die Wälder im Nordosten der Vereinigten Staaten oder Süd-ontarios bei ähnlichen klimatischen Verhältnissen und gleichen eiszeitlichen Böden war er wahrscheinlich vielfach leicht durchgängig und ähnelte in seiner Zusammensetzung den Wäldern Altpreußens. Bei der Dichte des Waldes bildeten die Stämme, schlank und hochgeschossen und bis zu ziemlicher Höhe astfrei, ein geschlossenes Kronendach, wobei mächtig weit ausladende Kronen (von Eichen etwa) nicht allzu zahlreich waren. Auch die Bodenflora, soweit nicht der starke Laubfall ihr Wachstum behinderte, entsprach der Fruchtbarkeit des Lehmbodens. Je stärker der Besatz des Waldes mit Holz war, um so lohnender mußte die Rodung erscheinen, da dieser große Fruchtbarkeit anzeigte, obwohl die Rodung natürlich schwieriger war.

Auch auf den Sandböden beider Gemarkungen spielte der Mischwald, vor allem aus Traubeneichen, Spitzahorn, den weitverbreiteten Birken, an den häufigen Pfühlen wohl auch mit Pappeln und Eschen, stark durchsetzt mit Kiefern, Fichten, Eiben, Wacholder, Buchsbaum und einer Bodenflora von Ginster, Heidekraut, Beerenarten und Moosen, wie z. B. in der Rathsheide, die Hauptrolle. Im ganzen war dieser Wald wohl nicht so hochstämmig und dicht wie der auf dem Lehmboden. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war der größte Teil des Langen Berges mit Eichenwald bestanden. In einem Gutachten⁴ über die beiden Güter Groß und Klein Behnitz vom Jahre 1866 wurde ausdrücklich betont, daß der Sand nicht allzu tief sei. Das traf wohl vor allem auf den Langen Berg zu, aber nicht auf die tiefer gelegenen Sandflächen.

Von einem dichten, schwer durchdringlichen Wald konnte wohl nur dort die Rede sein, wo am Rand des Sees und auf den feuchten Talsandflächen, z. B. der Lake und dem Klinkbusch, der durchfeuchtete Boden einen solchen Bewuchs hervorrief. Dieser Feuchtwald bestand vor allem aus Erlen und Haselbüschen, durchsetzt mit Brombeeren. Darauf verweist noch heute der Name des Elsbruchs am Nordende und der Hasellake am Ostufer des Sees, südlich vom Dorf Groß Behnitz. Am Seeufer werden häufig auch Pappeln und Weiden gewesen sein.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß Dichte und Höhe des Waldbewuchses sowie seine Zusammensetzung nach Arten den Lokatoren abzuschätzen gestattete, welche Flächen Aussicht auf Gewinnung guten Ackerbodens boten. Dabei bleibt jedoch zu berücksichtigen, daß Gelände wie der Heineberg und der Lange Berg, trotz vielleicht stellenweise guten Waldwuchses, wegen der bergigen Gestaltung ausschied.

Damit kämen wir zu der Frage, wie sich denn nun in dieser Urlandschaft der Vorgang der Besiedlung und Rodung und in deren Verlauf die Entstehung der Hufengewannflur abgespielt hat.

Die erste Aufgabe beider Lokatoren — in Groß Behnitz wohl im Auftrage des Markgrafen ein Mann bäuerlicher Herkunft, der für seine Tätigkeit das Amt des Lehnschulzen mit der Verpflichtung zur Stellung eines Lehnpferdes und einen Hof von 4 Hufen erhielt, der bis zum Jahre 1592 bestanden hat, in Klein Behnitz wohl ein Mitglied der Familie von Rochow oder ein von ihnen Beauftragter — war eine genaue Besichtigung des ihnen vom Markgrafen zugeteilten Geländes. Die Reihenfolge kann natürlich auch umgekehrt gewesen sein, zuerst die Erkundung eines Geländes, dann dessen Übertragung durch den Markgrafen. Dabei galt es festzustellen, welche Waldflächen bei der Rodung einen fruchtbaren Ackerboden versprachen. Als nächstes mußte die Größe dieser Flächen roh abgeschätzt werden. Davon hing es ab, welche Zahl von landsuchenden jungen Bauernsöhnen angesetzt werden konnte. Es ist gesagt worden⁵, daß „die Feldmarken mit Rutenstäben roh nach ihrem Flächeninhalt ausgemessen wurden. Denn die Hufe wurde, wie aus zahlreichen Urkunden hervorgeht, bei der Vergebung von Land und Anlage von Siedlungen durchaus als Flächenmaß verwendet, wenn auch aus den Größenverhältnissen der späteren Jahrhunderte der ursprüngliche Umfang nicht mehr festzustellen ist“. Ich möchte nicht annehmen, daß es praktisch möglich war, mit einer immerhin 3,5 m langen Rute in dem doch unregelmäßig gewachsenen Walde Messungen vorzunehmen. Setzen wir die alte märkische Rute von 3,5 m = 5—6 Schritte, so dürfte in diesem bewaldeten, oft mit Pfählen durchsetzten Gelände mit keineswegs immer ebenem Boden ein Abschreiten des Geländes (etwa in Klein Behnitz vom See zum Heineberg, dann vom Nordrand des slavischen Dorfs bis zu den Sandböden im Norden, weiter dann zwischen Heineberg und Rathsheide hindurch bis zu den Bolchowpfählen) am einfachsten gewesen sein und ein durchaus brauchbares Ergebnis geboten haben. In Groß Behnitz konnte der Lokator ebenso vom Ufer des Sees nach Osten und vom Südufer nach Norden durch Abschreiten die Größe der für die Rodung geeigneten Flächen roh abschätzen und etwa in Ruten umrechnen. Wann hier die Grenzen gegenüber den Nachbargemeinden Gohlitz und Schwanebeck festgelegt worden sind, ist natürlich nicht mehr festzustellen. Aber die Tatsache, daß beide Dörfer über einen sehr umfangreichen Waldbesitz verfügten — um 1770 etwa zusammen 6000 Morgen, also nach Norden über die alte Heerstraße hinaus — löst unwillkürlich den Gedanken aus, daß unsere beiden Lokatoren nicht die letzten, sondern eher die ersten gewesen sind, die sich hier im Havelland festsetzten. Vollends unmöglich aber erscheint die Annahme, daß die Hufe damals als Flächenmaß verwandt wurde. Die Hufe war niemals ein Flächenmaß, sondern eine Einheit des bäuerlichen Wirtschaftsbetriebes, von der je zwei oder drei zur Sicherung der Existenz einer bäuerlichen Familie in diesen Jahrhunderten notwendig waren. Einhüfner treten erst nach dem 30jährigen Kriege in unsern Dörfern auf. Daß die Hufengröße nicht einmal in benachbarten Dörfern übereinstimmte, hat Sack⁶ an den

Dörfern der Herrschaft Stavenow in der Prignitz gezeigt, wo sie zwischen 12, 13,5, 14,5 16 bis zu 17 ha schwankte. Wenn sie dort durchweg größer war als in unseren Dörfern, so erklärt sich das wohl daraus, daß der Boden leichter war als auf der Nauener Hochfläche.

Schon bei dieser ersten Besichtigung werden die Lokatoren sich klar geworden sein über den Platz der künftigen Dorfstelle. Für Klein Behnitz lagen die Dinge einfach. Die neue deutsche Siedlung schloß sich unmittelbar an das bestehende slavische Dorf an. Sie lag also am See, aber in der Südostecke der künftigen Feldmark. Für Groß Behnitz wählte man als Dorfstelle das Nordostufer des Sees, wo die Hochfläche sich langsam zum See hinabsenkte, und zwar zwischen den Punkten, an denen im Norden die Grenze des Geschiebelehms den See erreichte und im Süden das Steilufer begann. Beide Dörfer lagen also in einer Randlage zur Feldmark. Groß Behnitz war dabei in der Mitte des Westrandes soweit nach Norden vorgeschoben, daß die alte Heerstraße in das Dorf hineingeführt werden konnte, während sie ursprünglich wohl direkt vom Nordende des Sees nach Osten verlief, wie später wieder nach 1800. Die Lage des Dorfs in der Mitte der Feldmark wäre an sich die günstigste gewesen in einem Zeitalter, in dem die gemächlich dahinschreitenden Ochsen die wichtigsten Zugtiere der bäuerlichen Betriebe waren. Noch wichtiger aber war zweifellos die Nähe zum Wasser, wo der notwendige Bedarf daran für das Vieh am leichtesten zu decken war. Vor allem war es nur bei einer solchen Lage am Wasser möglich, Brände zu bekämpfen, die in früheren Jahrhunderten sehr häufig waren, da ja alle Gebäude aus Lehmfachwerk mit Dächern aus Rohr oder Stroh bestanden. So hat z. B. das kleine Städtchen Friesack⁷ in den Jahren von 1614—1623 drei Brände erlebt, von denen die ersten das ganze Städtchen und der dritte ein Viertel des Städtchens und den Großteil der Burg zerstörten. Von 1648—1814 hat es noch zwölfmal gebrannt, wobei 1800 wieder der ganze Ort eingeäschert wurde. Wie hoch diese Brandgefahr in den früheren Jahrhunderten eingeschätzt wurde, zeigt eine Verfügung⁸ der königlichen Regierung von 1701, nach der die Backöfen einen Büchenschuß vom Dorf im Felde, weit von den Häusern und Höfen entfernt, angelegt werden mußten. Auch die Schmieden durften — wohl wegen des Funkenfluges — nicht unmittelbar neben dem Wohnhaus des Schmiedes liegen, sondern „sollten an solche Orte gesetzt werden, da sie keinen Schaden tun konnten“. Manche Wüstung mag durch einen solchen Totalbrand entstanden sein, nach dem die Bewohner in ein benachbartes Dorf übersiedelten.

Der Großteil aller havelländischen Dörfer zeigt dieselbe Randlage zur Feldmark bei gleichzeitiger Nachbarschaft zur Havel, zu den Seenketten oder zum Rand des Luchs. Bei anderen Dörfern weisen langgestreckte Wiesenflächen auf deren Entstehung aus verlandeten Seen hin, z. B. bei Gohlitz, Wachow, Niebede und Tremmen, wo der See urkundlich noch im 13. Jahrhundert nachweisbar ist⁹.

Die Neusiedler in unseren beiden Dörfern werden mit ihrem Vieh, ihrer Habe, dem Ackergerät und nicht zuletzt mit einem ausreichendem Vorrat an Getreide im Frühjahr herangezogen sein, also etwa Anfang Mai, wenn die Wege gangbar und fahrbar geworden waren. Ihre erste Aufgabe war es, das Stück des Waldes zu roden, das für die Dorfstelle bestimmt war. Diese Fläche betrug für Groß Behnitz etwa 25 ha, für Klein Behnitz rund 15 ha. Dann mußten die einzelnen Hofstellen entlang der Dorfstraße ausgemessen werden. Ihre Zählung begann nach alter

Sitte dem Lauf der Sonne folgend im Nordosten, führte von da nach Südosten und dann auf der anderen Seite von Südwesten nach Nordwesten. Die Größe der Hofstellen richtete sich wahrscheinlich nach dem Ausmaß des später zuzuteilenden Landes, je nachdem sie für einen Drei- oder Zweihüfner bestimmt war, oder für einen der mitgebrachten Knechte, die in Groß Behnitz als Kossäten ohne Land angesetzt wurden. Beide Dörfer waren breite Straßendörfer. In Groß Behnitz betrug die Breite der Dorfstraße 7 Ruten = 25 m. Wie genau der Lokator hier arbeitete, können wir an folgender Tatsache erkennen. In der Mitte der östlichen Häuserreihe schiebt sich die Hochfläche mit einer Zunge von etwa 3 m Höhe bis an die Dorfstraße vor. Auf dieser höher gelegenen Fläche liegt die Dorfkirche mit dem Friedhof und dem Pfarrhaus, so in ihrem Range deutlich herausgehoben. Ihnen gegenüber steht der alte Lehnsschulzenhof in der Mitte der westlichen Gehöftreihe. In Klein Behnitz entstand das Gut als Gehöft Nr. 1 am Nordostende des Dorfs. Dann folgten die Kirche und der Pfarrhof, und weiter zu beiden Seiten der Dorfstraße die Gehöfte der 9 Hüfner. Die Lage des späteren Ritterguts in Groß Behnitz in der Mitte des Dorfes mit dem alten Lehnsschulzenhof als Kern zeigt schon allein dadurch an, daß es sich hier um ein erst im 16. Jahrhundert entstandenes Gut handelt. Es folgte dann wohl die Errichtung der ersten Häuser und Ställe für den kommenden Winter. Während dieser Zeit weidete das mitgebrachte Vieh im Walde. Als Zugtiere dienten in erster Linie Ochsen. Sie konnten, wie auch die Rinder, mit Laub ernährt werden, was bei Pferden nicht möglich war. Auch waren Ochsen wegen ihres ruhigeren Temperaments geeigneter als Pferde zu Zugtieren im neugerodeten Land, zum Abschleppen des geschlagenen Holzes und beim ersten Pflügen.

Danach begann unter der Leitung des Lokators die Rodung des unmittelbar am Dorf gelegenen Waldes zur Gewinnung des ersten großen Gewanns. Es ist die Meinung geäußert worden, daß „nach Abgrenzung der Feldmarken gegeneinander die großen Gewanne planmäßig abgegrenzt, in Hufenstreifen eingeteilt und vom Dorf aus gerodet und kultiviert wurden, und zwar individuell von den Besitzern entsprechend ihrer Leistungsfähigkeit, wie dies bei den Waldhufen üblich war. Mancherlei spricht dafür, vor allem der zickzackartige Verlauf der Grenzen randlicher Waldflächen auf den Flurkarten, der zeigt, daß in späteren Jahrhunderten der Umfang ackerbaulicher Nutzung auf den Hufenstreifen dem Besitzer überlassen war⁵.“ Die Annahme, daß die großen Gewanne in Hufenstreifen eingeteilt und individuell von den Besitzern gerodet wurden, erscheint, wenn man in die Einzelheiten hineingeht, unmöglich. Sie hätte bei dem ersten großen Gewinn in Groß Behnitz, den Langen Mühlenschlägen, Streifen von über 1 km Länge bei nur 20 m Breite ergeben und praktisch beim Roden zu einem Durcheinander geführt. Auch die Vorstellung, daß die großen Gewanne planmäßig abgegrenzt wurden, ist doch wohl so zu verstehen, daß die ganze Feldmark von vornherein systematisch aufgeteilt worden ist. Das wäre eine sehr moderne, rationale Vorstellung, die nicht bedenkt, daß der ganze Vorgang der Rodung sich vermutlich etwa 20 Jahre hingezogen hat. Eine Aufteilung der gesamten Feldmark in große, mittlere und kleine Gewanne mußte sich in dem noch voll bewaldeten Gebiet sehr schwierig gestalten.

Die Rodung des Waldes wird sich in unserer Gegend ganz anders vollzogen haben. Nüchtern und realistisch, wie Bauern nun einmal sind, haben sie sich vom Dorfrand aus unter der Leitung des Lokators in den Wald hineingeschlagen und nach

seinen Anordnungen Gewinn auf Gewinn aus diesem herausgerodet. Jahrhunderte hindurch haben ja die Bauern des Havellandes — bis ins 19. Jahrhundert hinein — im Rahmen der Dreifelderwirtschaft genossenschaftlich gewirtschaftet. Sie haben auch gemeinschaftlich gerodet. Es war nun einmal so, daß beim Roden die Zusammenarbeit von mehreren Männern, wenn sie Hand in Hand arbeiteten, sehr viel mehr leisten und schaffen konnte, als wenn sie sich einzeln abmühten, wie es übrigens die Verfasserin der erwähnten Arbeit für Neuordnungen in der Neumark im 16. Jahrhundert selbst angenommen hat. Der zickzackförmige Verlauf der Grenzen am Walde beweist nichts für eine individuelle Rodung der Hufen. Er ist einfach dadurch entstanden, daß die Hufner, so wie sie am Anfang ihrer Breiten zum Einsetzen des Pfluges die Ahnewende brauchten, am Ende ihrer Breite am Waldrand zum Aussetzen und Wenden des Pfluges eine entsprechende Fläche frei machten, d. h. rodeten, die in der Mitte am tiefsten war, da bei drei Fahren zweimal in der Mitte eingesetzt wurde. Die Entstehung dieses Grenzverlaufs hat also nichts mit der ursprünglichen Rodung zu tun, wenn sie auch auf individueller Arbeit beruht. Die Leitung der gesamten Rodung war sicher Sache des Lokators, der dabei vielleicht von gewählten Vertretern der Bauern unterstützt wurde, wie ja später der Lehnsschulze auch zwei Schöffen als Vertreter der Gemeinde neben sich hatte.

Bei der Rodung schlug man wahrscheinlich die Bäume in einer für das Fällen handlichen Höhe ab, nicht nahe am Boden, wie später. Man wird bei den großen Stämmen mit breiteren Kronen diese so umgelegt haben, daß sie beim Sturz möglichst viele kleinere Bäume mit sich rissen, wobei dann zugleich deren Wurzelstubben mit herausbrachen. Die Stubben der großen Stämme ließ man wohl stehen. Sie auszugraben wäre zu zeitraubend gewesen. Sie verrotteten bei Laubbäumen, je nach der Größe und der Art der Bäume, in etwa 8—10 Jahren so weit, daß man sie dann mit Hilfe der Ochsen herausziehen konnte. Bei Kiefernstubben dauerte dieser Prozeß infolge ihres Gehalts an Harz wohl länger, aber ihre Zahl wird auf dem Geschiebelehm Boden nur gering gewesen sein. Jetzt erst besaßen die Siedler eine einigermaßen saubere Ackerfläche. Die geschlagenen Stämme mußte man in handliche Längen zerlegen, wie man sie beispielsweise als Bauholz brauchte. Mit Hilfe der Ochsen konnte man alles Nutzholz zum Dorf abschleppen, vor allem das für die Schwellen und die Ständer der Gebäude so wichtige Eichenholz. Alles übrige Holz, kleine Stämme, Äste, Busch und Unterholz, wird man verbrannt haben, soweit es sich nicht etwa für die Herstellung von Zäunen eignete. Das Laub konnte zum Füttern der Ochsen und Rinder benutzt werden. Die Asche des verbrannten Holzes diente als Dünger für den künftigen Acker. Wann das gerodete Land zum erstenmal besät werden konnte, ist schwer zu sagen. Vielleicht ritzte man schon im ersten Jahr den Boden der gerodeten Fläche mit einem mit eiserner Spitze versehenen Haken oder mit Eggen auf und brachte so in den mit Asche gedüngten Boden die erste Saat, da man ja Roggen als Brotkorn brauchte. Einen Pflug konnte man wohl erst verwenden, wenn die alten kleineren Wurzeln im Boden verrottet waren, wobei man die noch im Boden befindlichen Stubben einfach umging.

So entstand das erste große Gewinn am Dorf, die „Langen Mühlenschläge“, das im Westen und Osten von 2—3 Ruten breiten nicht zu beackernden Streifen, den Ahnewenden, begrenzt wurde. Im benachbarten Gohlitz und Wachow nannte man sie Vor(ne)wenden, in Riewend Krünkwenden (krünken = umbiegen). Auf

ihnen wurden die Pflüge gewendet (Gewann, ndn. Gewende = die Summe aller Pflugwenden). Die Basis dieses Gewanns bildete die Ostseite des Dorfes, nach Norden parallel zur alten Heerstraße bis dahin verlängert, wo eine Kette von langgestreckten Pfühlen diese querte (insgesamt 400 Ruten = 1400 m). Von dieser Basis aus hieben sich die Siedler in den Wald hinein, bis sie die wohl vom Lokator bestimmte Tiefe von gut 300 Ruten, rund 1100 m, erreicht hatten. Die gesamte Fläche betrug nach den Angaben des Separationsrezesses von 1794/7: 616 Morgen = 158 ha. Dieses Gewann wurde dann nach der Zahl der Hufen in 73 Streifen geteilt, sicher aber nicht so, daß daraus für den künftigen Betrieb zu zahlreiche und zu schmale Hufenstreifen entstanden. Aus der Pfarrmatrikel¹⁰ von 1711 ergibt sich, daß damals der Pfarrer in fast allen Gewannen als Dreihüfner zwei Streifen als zusammenhängende Breite und einen dritten als gesonderte Breite bewirtschaftete. Das Bild der Langen Mühlenschläge wird so ausgesehen haben, daß vom Südende des Dorfes aus 28 Breiten von je 2 Streifen am Dorfrand entlang nach Norden zu aufeinander folgten (1 Vierhüfner, der Lehnsschulze, 15 Dreihüfner, 12 Zweihüfner), dann noch einmal eine Breite des Lehnsschulzen von 2 Hufen und 15 einzelne Streifen der dritten Hufen der Dreihüfner. Auf diese Weise verringerte sich die Zahl der sogenannten Scheidfahren zwischen den Hufenstreifen von 72 auf 44. Da diese nach späteren Angaben des 18. Jahrhunderts¹¹ einen starken Fuß, also 45 cm breit waren, so schränkte diese Einteilung den unnützen Verlust an gutem Ackerboden ein und schuf bei der übermäßigen Länge der Breiten ein etwas besseres Verhältnis zwischen ihrer Länge und Breite (20 m). Nach der Rodung dieses Gewanns hat man offenbar die Rodung noch etwa 40 Ruten nach Osten weitergeführt. So entstand das Gewann der „Kurzen Mühlenschläge“ mit 82 Morgen = 21 ha. Beide Gewanne bildeten den Kern des späteren Mittelfeldes.

Als Basis für die weitere Rodungstätigkeit hat man offenbar in den Raum südlich des Mittelfeldes vom Dorf her parallel zum Seeufer bis an die Bucht im Südosten einen Weg vorgetrieben. Die Rodung des Waldes zwischen diesem Weg und dem Steilhang am See ergab als neues Gewann die „Niederenden“ mit 284 Morgen = 72,5 ha. Als nächstes rodete man wahrscheinlich das Gelände zwischen den Langen Mühlenschlägen und der Südostbucht des Sees. Dieses neue Gewann von etwa 250 Ruten Tiefe erhielt sinngemäß den Namen die „Seemathen“ (455 Morgen = 116 ha). Seine östliche Grenze zeigte den gleichen gebogenen Verlauf wie der Weg, der die Basis bildete. Die grade Fortführung der Ostgrenze der Kurzen Mühlenschläge nach Süden schuf dann das sich nach Süden verschmälernde kleine Gewann der „Kurzmathen“, das nach späteren Angaben in die Langen Kurzmathen und die Kurzen Kurzmathen mit zusammen 95 Morgen = 24,3 ha zerfiel.

Alles spricht dafür, daß man nun die Rodung bis an die Grenze der Feldmark von Gohlitz vortrieb. Das so gewonnene Gewann von 889 Morgen = 227 ha führt den Namen die Wischmathen. Wie der Name besagt, diente es nicht als Acker, sondern in den ersten Jahrhunderten, wahrscheinlich bis ins 16. Jahrhundert hinein, als Wiesenland zur Weide und Heugewinnung. Vielleicht hat man sich bei der Rodung der Wischmathen zunächst mit der Beseitigung alles Unterholzes und der kleineren Bäume begnügt, um so Luft und Licht für den natürlichen Graswuchs zu schaffen, und die großen Stämme einfach stehen lassen, bis sie von selbst abstarben, oder durch Ringeln deren Absterben beschleunigt¹².

Jahrzehnte hindurch hätte dann dieses Gewann etwa den Eindruck einer großen Parklandschaft gemacht. Seemathenfeld und Wischmathen durchquerte vom südlichen Dorfausgang her der Brandenburger Weg, der zur späteren Straße Brandenburg — Nauen führte. Da, wo er zur Niederung am Ostende des Sees hinabstieg, entstand als letztes Gewann von 80 Morgen = 20,5 ha das der Ruten, wie der Name zeigt, zweifellos ein Teil der alten Hufengewanne. Das Mittelfeld erschlossen zwei Wege: vom Nordausgang des Dorfs der Tremmener Weg nach Südosten durch alle Gewanne hindurch bis zur Grenze von Gohlitz, vom Südausgang des Dorfs ein zweiter nach Osten, der in den Wischmathen auf den ersteren zulief.

Als letztes entstand das Quermathenfeld. Der uns allein überlieferte Zustand aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege zeigt es als ein einziges Gewann. Der frühere Zustand vor 1648 läßt sich aus dem Wegenetz erschließen. Der erste Weg unmittelbar vom Nordende des Dorfs erschloß den nördlichen Teil zum Hilligenbusch hin mit einem Gewann von etwa 250 Morgen. Seinen Namen hat uns noch eine spätere Flurkarte vom Jahr 1868 als die Sandenden erhalten. Den mittleren Teil erschloß ein in südöstlicher Richtung zur Schwanebecker Grenze laufender Weg. Das war das eigentliche Gewann der Quermathen, das wir wohl mit etwa 600 Morgen ansetzen können. Die restlichen 83 Morgen dürften im Südosten ein drittes kleineres Gewann ergeben haben, das leicht vom Tremmener Weg zu erreichen war. Zweifellos ist das der ursprüngliche Zustand gewesen, eine deutliche Parallele zum Seemathenfeld. Die Sandenden führen ihren Namen von ihrer Lage an der benachbarten Heide mit ihrem sandigen Boden wie die Seemathen den ihren von ihrer Lage am See. Die Basis des ganzen dritten Feldes bildete die Kette kleiner schmaler Pfühle, die sich am Rand des Mittelfeldes fast bis zur Gohlitzer Grenze hinzogen. Ihre Breiten verliefen nahezu rechtwinklig zu denen der Mühlenschläge von Südwesten nach Nordosten. So tragen sie den sachlich bedingten Namen der Quermathen.

Später traten zu einer nicht festzulegenden Zeit noch drei kleine Gewanne hinzu: der Kirchwinkel mit nur 9 Morgen, die Rehhagen mit 30 Morgen und die Ohrsaaten mit 18 Morgen (Ohrsaate = Ersatz), beide am Tremmener Wege. Alle drei sind nachträglich gerodete Beiländer, wie schon ihre geringe Ausdehnung, die Lage am Rand der Gesamtflur und die andersartige Namengebung zeigt.

Überblicken wir das ganze Bild, so erscheint es als das Ergebnis einer durchaus überlegten Anordnung der einzelnen Gewanne in ihrer Lage und Größe innerhalb der Begrenzung durch See, Sandflächen und Nachbargemeinden im Lauf einer etwa 20jährigen Entwicklung der Arbeit an der Hufengewannflur. Außerhalb der drei Felder blieb im Wirtschaftsbetrieb wohl zunächst das Wischmathenfeld, das als Wiese benutzt wurde. Trotz des Aufstaus des Sees durch das Wehr der Klinkmühle um gut 2 Fuß, der natürlich die Verlandung verzögerte, war um 1559, also nach fast 400 Jahren, diese damals schon so weit fortgeschritten, daß der Betrieb einer Wassermühle nicht mehr jederzeit gesichert war². Denn in einem Gesuch Joachims von Rochow vom Dreikönigstag 1559 beantragte er neben der Errichtung einer Wassermühle am Klinkgraben zugleich die Erlaubnis zum Bau einer Windmühle auf seinen Feldern, weil „es auch umb beruerten Klinkgraben also gelegen, daß er zu Nottorf gedachter Mühlen nicht allewege Wasser genugk kann haben“. Die südöstliche Bucht des Sees war damals offenbar völlig verlandet, so daß die abfließende Wassermenge und der davon abhängende Druck

erheblich zusammengeschrumpft waren. Aus dem Schoßregister von 1624 geht weiter hervor¹³, daß die Zahl der landlosen Kossäten, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf 4 gesunken war, sich hundert Jahre später wieder auf 12 erhöht hatte. Im Gegensatz zu früher besaßen die Kossäten Anteil an der Feldmark, und zwar jeder eine halbe Bauernhufe, zusammen also 6 Hufen. Die Guts herrschaft hatte sie im Zuge der Entwicklung der Guts herrschaft im 16. Jahrhundert mit diesem Land begabt, um sich so ständige Arbeitskräfte zu sichern. Die sechs Hufen konnten wohl nur aus den Wischmathen genommen werden, wobei die ehemaligen Besitzer unter den Hüfnern durch Wiesenland in den Plänken, dem verlandeten Seegebiet, entschädigt werden konnten. Den Zustand nach 1648 zeigt die Pfarrmatrikel von 1711. Danach waren die Wischmathen zwischen dem Mittelfeld und dem Seemathenfeld aufgeteilt worden; ein Teil der langen Mühlenschläge war dafür dem Quermathenfeld zugeschlagen worden, so daß jedes Feld etwas über 1100 Morgen umfaßte. Größe und Fläche der einzelnen Gewanne blieben erhalten, nur die Zuteilung zu den drei Feldern hatte sich geändert.

Nach dem Separationsrezeß von 1794/97 betrug die Gesamtfläche der Feldmark von Groß Behnitz ohne die darin liegenden Pfühle und Mäschen 3338 Morgen = 875 ha¹⁴. Das ergab je Hufe 46 Morgen = 11,75 ha, eine Berechnung, die durch eine Angabe Johann Christoph Wöllners bestätigt wird, der aus seiner Tätigkeit als Pfarrer und Gutsverwalter in Groß Behnitz von 1754—1766 die Verhältnisse genau kannte.

In Klein Behnitz ging man nach der Anlage des Dorfes und des Worthlandes der Kurzen Enden von nur 10 Morgen in gleicher Weise vom Dorf nach Westen und Norden vor. So hat man wohl zuerst die Enden westlich des Dorfes gerodet (442 Morgen), dann die Bergmathen am Fuß des Heineberges mit 128 Morgen (= 32,7 ha) und schließlich die Ruthen im Großen Feld mit 135 Morgen (= 34,5 ha). Diese drei Gewanne bildeten zusammen das Große Feld mit 695 Morgen. Nach Norden schlossen sich dann bis an den Rand der diluvialen Sandflächen das Kleine Feld mit 286 Morgen (= 73 ha) an, die Schmalen Ruthen mit 123 Morgen (= 31,5 ha) und die Gänsemathen mit 17 Morgen (= 4,3 ha). Mit insgesamt 426 Morgen bildeten diese drei Gewanne das Kleine Feld. Vielleicht sind die Gänsemathen ursprünglich ein Teil der Schmalen Ruthen gewesen. Die Schändigen Stücke (38 Morgen) am Ribbecker Weg zeigen schon durch ihren Namen an, daß es sich um später gerodetes Beiland auf sandigem Boden handelt. Zuletzt rodete man die schmale Zunge der Geschiebelehmfläche zwischen dem Heineberg und der tief sandigen Rathsheide bis zu den Bolchowpfühlen. Die drei Gewanne Herzpfühle (160 Morgen), Kienmathen (98 Morgen) und Bolchowstücke (65 Morgen) bildeten mit insgesamt 323 Morgen das dritte Feld. Die drei Felder zeigten also eine recht unterschiedliche Größe, die durch die natürlichen Grenzen der flachen und bergigen Sandböden bedingt war. Die Gesamtfläche der gerodeten Felder betrug nach den Angaben von 1794/97: 1454 Morgen (= 372 ha). Das ergibt je Hufe 43 Morgen. Die Größe der Hufen war natürlich erst nach Vollendung der Rodung festzustellen. Auch hier hat es nach 1648 Änderungen gegeben, aber wiederum nicht innerhalb der Gewanne, sondern in der Zuteilung zu den drei Feldern. Nach der Pfarrmatrikel von 1711 wurden Großes und Kleines Feld, „welches zu dem großen gehört und zugleich mit demselben besät wird“, also nach einheitlichem Plan bewirtschaftet. Damals sind wohl auch die

Enden in die Vordersten Enden mit 176 Morgen und die Vorderen Enden mit 254 Morgen geteilt worden, so daß es drei große Gewanne in den Enden und dem Kleinen Feld, und drei kleinere in den Bergmathen, den Ruthen im großen und den Schmalen Ruthen gab. Das dritte Feld war durch eine von Osten nach Westen gezogene Linie so geteilt worden, daß der nördliche Teil mit 162 Morgen den alten Namen behielt, der südliche mit 161 Morgen den neuen Namen Mittelfeld erhielt, wobei auch ein Streifen der Herzpfühle dem neuen Feld zugewiesen wurde.

Diese Änderungen hängen wohl mit einem Durchgreifen der beiden Gutsherrschaften beim Wiederaufbau nach 1648 zusammen, als viele neue Hufner und Kossäten angesetzt werden mußten. In Klein Behnitz hatte es ursprünglich einen Gutshof von acht Hufen, einen Pfarrhof von drei Hufen, 5 Dreihufner und 4 Zweihufner gegeben, wie aus einer Urkunde der Familie von Bardeleben vom Jahr 1579 klar hervorgeht¹⁵. Seit 1624 besitzt das Gut 12 Hufen, daneben gibt es um 1690 7 Dreihufner und 1 Einhufner, den Hilligmann. Statt der 15 Kossätenhöfe im Jahr 1375 und der 11 im Jahr 1624 gab es jetzt nur noch 4. In Groß Behnitz gab es um 1690 ein Gut mit 23 Hufen, 1 Pfarrhof mit 3 Hufen, sowie 11 Dreihufner, 2 Zweihufner und 4 Einhufner. 6 Hufen waren unter die jetzt 8 Kossäten aufgeteilt. Das ist das Ergebnis der Entwicklung im 16. und 17. Jahrhundert. Über die Bonität des Ackers unterrichten uns erst die Separationsrezesse des Jahres 1797. In Groß Behnitz, dessen Feldmark ja vollständig auf Geschiebelehm Boden lag, gehörte der Boden zu den ersten vier Klassen, Weizenboden und Gerstenboden, im Verhältnis 2 : 3. Der Anteil des Bodens 5. Klasse, starker Haferboden, war gering. In Klein Behnitz war das Verhältnis in den ersten vier Klassen ähnlich, der Anteil an Boden der 5. Klasse höher. Dazu kamen Böden der 6. und 7. Klasse, leichter Haferboden und dreijähriger Roggenboden. Der Anteil dieser Klassen entsprach etwa dem der alten Kossätenäcker, der Schändigen Stücke und der am äußersten Rand der Flur gelegenen und wohl stark vernachlässigten Bolchowstücke.

Der Prozeß der Landnahme läßt sich also in vier Stufen zerlegen:

1. Vorbesichtigung des Geländes zur Feststellung der Lage und des Umfangs der künftigen Feldmark, deren erste rohe Abschätzung und zugleich Feststellung der Zahl der anzusetzenden Siedler.
2. Wahl der künftigen Dorfstelle, aus wirtschaftlichen Gründen möglichst eine Mittellage, wichtiger aber die Lage am Wasser. So ist im Havelland eine Mittelrandlage weit verbreitet.
3. Rodung, nicht individuell nach vorheriger Abmessung und Einteilung jedes Gewanns in Hufenstreifen, sondern genossenschaftlich in gemeinsamer Arbeit unter der Leitung des Lokators. Erst dann erfolgte die Aufteilung der Gewanne, wobei nach Möglichkeit zwei Hufenstreifen zu einer Breite zusammengefaßt wurden.
4. Entstehung der Hufengewannflur in langjähriger Arbeit und in allmählicher Entwicklung, Gewinn nach Gewinn, unter einer wohlüberlegten Rodung verschiedener, je nach den Erfordernissen großer, mittlerer und kleiner Gewanne, die dann jeweils in drei Feldern zusammengefaßt wurden. Erst nach Vollendung des ganzen Rodungsprozesses ergab sich, wieviele Morgen in jedem Fall die einzelne Hufe der Feldmark zählte.

Die Entstehung und Entwicklung der Gutsherrschaft im 16. Jahrhundert und die Folgen des Dreißigjährigen Krieges führten zu Änderungen im Flurbild; die dem Gut gehörigen Breiten wurden umfangreicher, die Zusammensetzung der drei Felder wurde teilweise neu gegliedert.

Anmerkungen:

- ¹ R i e d e l A VIII, S. 109, Landbuch S. 183, 197.
 - ² Staatsarchiv Potsdam, Pr. Br. Rep. 37 Groß Behnitz, Nr. 16.
 - ³ Geologisches Meßtischblatt Tremmen (Nr. 3442), 1882.
 - ⁴ Archiv der A. Borsig'schen Vermögensverwaltung, Nr. 207.
 - ⁵ Anneliese K r e n z l i n : Dorf, Feld und Wirtschaft im Gebiet der großen Täler und Platten östlich der Elbe. Remagen 1952, S. 33 f. Wie aber die Feldmark nach Größe und Lage bestimmt wurde, wird nicht gesagt.
 - ⁶ Joachim S a c k : Die Herrschaft Stavenow.
 - ⁷ Henning v. K o s s : Das Ländchen Friesack und die Bredows. Kiel 1964, S. 62, 68, 71.
 - ⁸ M y l i u s : Corpus Const. March., Teil 5, 1. Abt., Spalte 169 ff.
 - ⁹ R i e d e l A X, S. 191 v. J. 1208.
 - ¹⁰ Früher GStA, Pr. Br. Rep. 40, Bez. Potsdam, Superintendentur Altstadt Brandenburg, Matrikel Litt. b, Nr. 12.
 - ¹¹ Johann Christoph W ö l l n e r : Die Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg nach ihren Vorteilen ökonomisch betrachtet. Berlin 1766, S. 110. Wöllner, der als Pfarrer und Gutsverwalter in den Jahren 1754—1766 die Feldmark von Groß Behnitz gründlich kennengelernt hatte, hat den Verlust der Feldmark an Ackerfläche auf $\frac{1}{28} = 3\frac{1}{2}\%$ berechnet. Im 13. bis 15. Jahrh. muß der Verlust noch größer (vielleicht 4%) gewesen sein, da damals noch kein Gut von 23 Hufen dort bestand, das sicher Breiten von 4—6 Hufenstreifen besaß, wodurch die Zahl der Scheidfahren sich verringern mußte.
 - ¹² Friedrich M a g e r : Entwicklungsgeschichte der Kulturlandschaft des Herzogtums Schleswig in historischer Zeit. Bd. 1, Breslau 1930, Kap. 6/7.
 - ¹³ Früher GStA, Pr. Br. Rep. 16.
 - ¹⁴ Früher GStA, Pr. Br. Rep. 40, Bez. Potsdam, Sup. Altstadt Brandenburg, L. J. 129.
 - ¹⁵ Früher GStA, Rep. 78 II B 15.
- Zur Umrechnung in ha: Um 1790 betrug eine (rheinische) Rute = 3,76 m, eine Qr. = 14,2 qm, ein Morgen = 180 Qr. = 2556 qm. 3,91 Morgen = 1 ha. In den früheren Jahrhunderten betrug eine märkische Rute = 3,50 m, eine Qr. = 12,50 qm, ein Morgen = 200 Qr. Ein alter märkischer Morgen hatte nach Wöllner (Kap. 2 § 15) = 400 Qr., also 2 alte Morgen = 1 ha. Eine Hufe berechnet Wöllner in Groß Behnitz mit 23 alten Morgen.

Literatur:

- Johannes S c h u l t z e : Die Mark Brandenburg. Bd. 1, Berlin 1961, S. 63 ff., 243 ff.
 Werner G l e y : Die Besiedlung der Mittelmark bis 1624. Stuttgart 1926.
 Carl S c h o t t : Urlandschaft und Rodung. Vergleichende Betrachtungen aus Europa und Kanada. In: Zs. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin (1935), S. 81 ff.
 Friedrich M a g e r : Der Wald in Altpreußen als Wirtschaftsraum. Köln-Graz 1960, Bd. 1, S. 46 ff.
 Johannes W e b e r : Wald und Mensch, eine Lebensgemeinschaft. München 1963, S. 12.

Der Maria-Magdalena-Tag in Prenzlau nach 1543

Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts entstand in der Neustadt zu Prenzlau das Nonnenkloster, das zu dem Magdalenen-Orden oder dem Orden der Reuerinnen gehörte, und dessen genaues Gründungsjahr nicht festliegt¹. 1272 erhielten die Zisterzienser das Kloster, und bereits 1431 taucht für diese Anlage der Name Sabinenkloster auf, mit welcher Bezeichnung man ursprünglich wohl nur die „Kirche des Heiligen Sabinus“ meinte². Nach der Durchführung der Reformation (die Enteignung der Klostergüter begann am 14. Juli 1543) ließ man vermutlich mit Absicht manche alten Kirchenbräuche der katholischen Zeit bestehen, um die Bevölkerung allmählich auf die Umstellung des Kirchenwesens einzugewöhnen. Und zu diesen Gebräuchen gehörte auch die bis etwa 1683 regelmäßig durchgeführte Feier des 22. Juli, des Maria-Magdalena-Tages, speziell für den Bereich der Sabinenkirche, in der Neustadt zu Prenzlau. 1627 unterblieb das Fest, da es auf einen Sonnabend fiel, desgleichen 1649.

Am ausführlichsten berichtet hierüber Christoph Süring (* 21. 2. 1615 zu Prenzlau, † ebendort 24. 12. 1673) in seinen chronikalischen Aufzeichnungen, die während seiner Tätigkeit als Pfarrer an St. Sabinen von 1655—1673 entstanden sind.

„Erst aber und in der ersten Stiftung ist es geheissen das Kloster Mariae Magdalenaе, als in deren Ehren es gebauet sein soll. Die Nonnen aber sind da gewesen Augustiner-Ordens, daß es auch wohl glaublich, daß dannenhero noch der Marien-Magdalenen-Tag jährlich bei uns feierlich, und eine Kirchfahrt aus der Alten Stadt in die Neue nach der St. Sabinenkirche gehalten wird, zumalen weil es in der Neustadt nur allein gefeiert wird, und also dies wohl ein ziemlich altes Fest an unserm Orte sein mag. Doch hält der gemeine Mann allhie anders davon, als wenn es zur Erinnerung geschähe, daß einstmals die ganze Neustadt durch Anzündung eines Fuders Kornes, an diesem Tage eingeführt, vom Wetter abgebrannt wäre, des man aber bis daher nicht gewisse Nachricht hat, nur gleichwohl habe ich so viel Nachricht, daß die Klosterjungfrauen an diesem Kloster an gedachtem Tage einstmals einen großen Feuerschaden durch Abbrennen ihrer Scheunen erlitten haben.“

„1625, den 21. Julii, am Tage vor Mariae Magdalenaе, schlug das Gewitter einen Bauknecht, bei Thomas Böldicken auf dem Neustädter Damme dienend, auf dem Neustädtischen Felde ganz zu Tode.“

„1626, den 23. Julii, des Tages nach Mariae Magdalenaе, recht am 7. Sonntage nach Trinitatis, nach 2 Uhr nach Mittage, unter der Vesperpredigt, fiel der gemauerte Überschweif mit dem Torwege am St. Sabinenkirchhofe nach dem Pfarrhause hin gegenüber, mit großen Steinen in Holz gemauert, darnieder, und zerschlug und zerquetschte dem Pfarrherrn, Herrn Conrado Langenachten, zwo Töchter ganz zu Tode, so mit des Küsters davor herumgegangen, derer die älteste von 13, die jüngste von 7 Jahren war. Des Küsters Johann Langen Stieftochter aber, Catharina genannt, wurde das rechte Bein ganz entzwei und die andern Glieder auch sehr geschlagen und beschädigt, welche aber gleichwohl durch fleißiges Warten der Ärzte nebst göttlicher Hülfe noch wieder restituiret ward. Die besagten toten Körper der Töchter wurden den folgenden 26. Julii in der Kirchen zu St. Sabini zur Erden bestätigt mit einer Leichpredigt, so von Herrn M. Johanne Finckio, Superintendento, aus Luc. 13 v. 2—5 inclusive gehalten ward, über welche Töch-

ter auch der damalige Conrector Scholae dem Vater folgendes Epicedium zusandte:

In improvisum, sed a Deo praevisum obitum, aut verius abitum
ad Patrem coelestem, duarum filiarum, virginum pudicissimarum
et lectissimarum, viri reverendi, clarissimi et doctissimi Domini
Conradi Langenachtii, pignorum quondam charissimorum,
cum ex lapsu muri non probe muniti occiderentur.

Leben wir, so leben wir dem Herrn p.

Qui vivunt, Domino vivunt, Domino moriuntur,

E nostris, Paulus, qui moriuntur, ait.

Bina tibi sobeles muri demortuo lapsu

Nuper, sed Domino mortuo, crede fuit.

Scilicet aut Christi firmo stet poplite servus

Sive cadat, Domino statque caditque suo.

Condolentiae ergo christianae

calamo properante

M. Johannes Georgius Seldt

Scholae Primislavianae Conrector.

Von dem Marien-Magdalenen-Tag hält der gemeine Mann allhie in der Stadt, daß er der Neuen Stadt Prentzlow sonderlich und gar fatal, das ist unglückselig, schädlich und widerwärtig sei, es stehet aber dem Leser frei, was er hiervon halten will. Sonst bezeugen es auch wohl die Exempel heiliger Schrift und der heidnischen Historien, daß, wie sonsten viel andere Dinge, also auch Jahre, Monate, Tage und Wasser ihr besonderbares Fatum, Glück und Unglück, haben. Herr Gürgen Zimmermann, vormalen Prediger zu St. Sabini, muß auch Etwas auf diesen Tag Marien Magdalenen gehalten haben, denn da dieses Tages Feier, weil er eben damals auf den Sonnabend fiel, um des (willen) eingestellt wurde, hat er des Sonnabends frühe sein Volk gefragt, ob man denn nicht zur Predigt geläutet, und wie es gesaget: nein, und er dannenhero geschlossen, es würde dessen Feier eingestellt sein, hat er geantwortet: Nun der Neustadt hält ein großes Unglück für, Gott tröste, den es treffen wird. Es hat aber dieser Herr Gürgen das Mal auf dem Neustädter Damme gewohnt.“

„1632. Der 22. Julii, welcher ist der Mariae Magdalенаe Tag, fiel dieses Jahr recht auf den Sonntag nach Trinitatis ein und ward auch also gefeiert, nur daß die Figurallitanei itzt vor der Predigt gesungen wurde, welches sonst erst nach der Predigt zu geschehen pfleget, auch wurde Abendmahl gehalten, und waren 39 Communicanten.“

„1637, den 22. Julii, in der Nacht Mariae Magdalенаe, entstand ein Feuer in Matthaeus Schilckens, eines Bürgers und Töpfers Hause zur Rechten, wenn man aus der Alten Stadt kommt, etwa ein paar Häuser vom Pfarrhaus gelegen, und brannte dasselbige Haus ganz ab.“

„1638. Der 22. Julii und mit dem der Tag Mariae Magdalенаe, welcher hie in der Neustadt jährlich gleich einem der jährlichen Bettage in der Kreuzwochen celebrirt wird, gefiel heuer ein recht auf den 9. Sonntag Trinitatis und ward auch also gefeiert. An si festum Mariae Magdalенаe, Jacobi etc. incidat in Dominicum, utrum hoc illis, an illa huic sint praefenda? Vide D. Casp. Finckium Sylloges illustr. quaest. sect. 2, quaest. 118 p. 771.“

„1648. Der 22. Julii, und mit dem der Tag Mariae Magdalенаe, gefiel heuer auf den Sonabend vor dem 8. Sonntage Trinitatis und ward auch also, wie es vom Herrn Superintendenten den Sonntag zuvor zu St. Marien war abgekündigt worden, celebrirt und gefeiert mit Ceremonien, wie gewöhnlich.“

„1649. Der 22. Julii und mit dem der Tag Mariae Magdalенаe gefiel heuer auf den 9. Sonntag Trinitatis und ward ungefeiert vorbei gelassen.“

„1654. Der 22. Julii und der Tag Mariae Magdalенаe gefiel dies Mal auf den Sonabend vor dem 9. Sonntag Trinitatis, ward also gefeiert und die Predigt vom Herrn Superintendente M. Malichio verrichtet.“

„1655. Der 22. Julii und mit selbigem der Tag Mariae Magdalенаe gefiel itzt auf den 6. Sonntag Trinitatis und ward also gefeiert. Das Ministerium und die Schule kam singend herab, wie sie pfeget, nach dem Geläute um 5 Uhr, aber der Rat nicht mit. Die Frühpredigten zu St. Jacob und St. Niclas wurden eingestellt. Der verordnete Text wurde ex Luc. 7 pro Concione erklärt. Nach der Predigt ließ der Cantor Scholae 4 Knaben hinter sich, die mußten die Litanei, so sonst figuraliter zu geschehen pfeget, itzt choraliter singen, auf daß er mit den andern Scholarius könnte bei Zeiten und nach dem Sieben-Geläute bald zu St. Marien sein und aufwarten.“

„1657. Der 22. Julii und damit der Tag Mariae Magdalенаe, fiel ein den Mittwoch nach dem 8. Sonntag Trinitatis und ward also gefeiert.“

„1658. 22. Julii. Sonst ward auch hie in der Kirchen zu St. Sabinen zugleich das eingefallene Fest der Mariae Magdalенаe gefeiert, also daß der Rat, Predigtamt und Schule mit Singen die gewöhnliche Procession aus der St. Marien-Kirchen herunter hielt und der Text Luc. 7 von der großen Sünderin und Büsserin erklärt wurde, nur daß die Instrumental-Musik, Kunstpfeifer und Organist nicht adhibirt wurde, und dieses auf Belieben des Herrn Superintendentis.“

„1659. Der 22. Julii und der Tag Mariae Magdalенаe, fiel itzt auf den Freitag ein und ward also gefeiert.“

„1660. Der 22. Julii und der Tag Mariae Magdalенаe gefiel dies Mal am 3. Sonntag Trinitatis ein und ward also gefeiert, wie er sonst pfeget gefeiert zu werden, wenn er am Werkeltage einfällt. Die Frühpredigten zu St. Jacob und St. Niclas wurden gehalten, aber die Hochmeßpredigt zu St. Marien blieb nach. Zur Vesper ward Sonabends zuvor zu St. Marien nicht geläutet, aber zu St. Jacob, St. Niclas und St. Sabinen geschahe es. Abendmahl aber ist zu St. Sabinen nicht gehalten. NB. Anno 1638 ist dieser Tag auch am Sonntage eingefallen.“

„1661. Der 22. Julii und damit der Tag Mariae Magdalенаe fiel diesmal ein am Montag nach dem 6. Trinitatis und ward also gefeiert.“

„1664. Der 22. Julii und damit der Tag Mariae Magdalенаe gefiel nun ein am Freitage und ward also gefeiert.“

„1665. Der 22. Julii, war der Tag Mariae Magdalенаe, fiel diesmal am Sonabend ein und ward also gefeiert.“

„1666. Der 22. Juli, Mariae Magdalенаe Tag, fiel itzt auf den Sonntag ein und ward auf Belieben des Ministerii vor Mittage, mit Einstellung der Hochmessen, mit ordentlicher Procession, Ceremonien und Gesängen auf der Gassen und in Marien- und Sabinenkirchen celebrirt.“

„1667. Der 22. Julii und der Tag Mariae Magdalенаe fiel ein am Montage nach dem 7. Sonntage Trinitatis und wurde also gefeiert.“

Rund hundert Jahre später berichtet Seckt³ über diesen Tag:

„Bemerkenswert ist es, daß der Marien-Magdalenen-Tag auch noch nach erfolgter Reformation und ohngefähr bis im Jahr 1683, es mochte derselbe auf einen Sonn- oder Werkeltag fallen, durch Prozession, Zeremonien und Gesänge auf den Gassen gefeiert worden, und wurde auf einen solchen Sonntag die Hochmesse in der Marienkirche eingestellt, woraus wahrscheinlich zu vermuten, daß die Maria Magdalena in den alten katholischen Zeiten die Schutzpatronin der Stadt gewesen, in welcher Maße auch der hiesige Magistrat das Schreiben des Fürsten Leopold von Dessau vom 5^{ten} Januar 1738 beantwortet hat, worin derselbe zur Anfertigung eines Werks für S. Königl. Majestät zu wissen verlangt, was die Stadt Prenzlau in den katholischen Zeiten für einen Heiligen zum Schutzpatron gehabt.“

Anschließend schildert Seckt den Unglücksfall vom Jahre 1626, den er fälschlich in das Jahr 1627 verlegt. Wie schon im vorstehenden Zitat, so knüpft er auch mit der Darstellung dieses Ereignisses eng an Sürings Chronik an, die er offensichtlich als Vorlage ausgeschrieben hat. Er fährt dann jedoch nachdenklich fort: „Da meinte nun der gemeine Mann, das Unglück sei eine Strafe der unterlassenen Feier des Tages. Man hätte aber nur bei Zeit den Torweg reparieren sollen, wozu der Prediger die Kirchenvorsteher oft ermahnet, so würde das Unglück nicht geschehen seyn, man möchte den Tag gefeiert haben oder nicht.“ Den anfangs zitierten Worten Seckts über den Grund für Einrichtung und Feier des Maria-Magdalenen-Tages schließt sich wiederum de la Pierre in seiner Geschichte der Uckermark an. Zuletzt hat Werner Lippert auf jene Feier aufmerksam gemacht, doch ist ihm dabei ein merkwürdiges Mißverständnis unterlaufen. Er behauptet nämlich, die Sitte, den Maria-Magdalenen-Tag zu feiern, sei ab 1683 unterblieben, weil „in diesem Jahr 2 Pfarrerkinder von einem Torbogen erschlagen wurden und man den Zorn Gottes fürchtete“. Tatsächlich hat sich dieser Unglücksfall aber bereits 1626 zugetragen und man führte ihn im Volke darauf zurück, daß der Tag nicht gefeiert worden war.

Anmerkungen:

¹ Carl Nagel: Von Prenzlau alten Klöstern. In: Norddeutsche Verkehrszeitung, 1928.

² De la Pierre: Ausführliche Geschichte der Uckermark, Prenzlau 1847.

³ Johann Samuel Seckt: Versuch einer Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau, Prenzlau 1785.

⁴ Werner Lippert: Kirche und kirchliches Leben in und um Strasburg in alter Zeit. In: Heimatkalender des Kr. Prenzlau, 1933, S. 102.

Die Agrarreformen im Kreise Cottbus seit 1763

I. Die Maßnahmen Friedrichs d. Gr. zur Förderung der Landwirtschaft

Friedrich der Große als Monarch des aufgeklärten Absolutismus mußte nach den verheerenden Folgen des Siebenjährigen Krieges seinem Agrarstaat schnellstens zu einer bescheidenen Blüte verhelfen, wenn sein Land künftig als Großmacht bestehen sollte. Deshalb gab der König schon am 22. Mai 1763 dem Geheimen Finanzrat von Brenckenhoff den Befehl, die „Separation der Gemeinheiten“, d. h. die Trennung des Bauernlandes von den herrschaftlichen Besitzungen zu fördern und den Bauern möglichst die persönliche und die wirtschaftliche Freiheit zu geben.

Bereits 1770/71 war der Hutungsanger zwischen dem königlichen Vorwerk Turnow und der Gemeinde Drehnow separiert worden. Die Separationskommission für den Cottbuser Kreis, bestehend aus geschworenen Vertretern des Adels und der Bauernschaft unter Leitung des Hauptmanns von Muschwitz auf Geisendorf, sollte zuerst die königlichen Vorwerke Sielow und Dissen, ehemals ein eigenes Amt, an Pächter aufteilen; jedoch erst am 21. Juni 1771 wurde die Separation eingeleitet. Man wollte den gleichen Weg beschreiten wie bei den Peitzer Amtsdörfern und den adligen Gütern, z. B. Laubsdorf, Kahren, Leuthen, Wintdorf, Komptendorf, aber im Mai 1775 untersagte die Kurmärkische Kammer wegen der „Widerspenstigkeit des Volkes“ weitere Arbeiten. Neben den wirtschaftlichen Verbesserungen auf mehreren adligen Gütern sollten außer den Vorwerken Sielow und Dissen noch die von Heinersbrück mit 6, Drachhausen mit 3 und Lakoma mit 2 Hufen, die sämtlich mit den Bauernäckern im Gemeinde lagen, aufgeteilt und besiedelt werden.

Laut Vertrag vom 9. Juni 1784 wurde das Vorwerk Jänschwalde gegen 80 Tlr. Pacht an 20 Erbpächter ausgetan, nachdem bereits am 8. Juli 1778 das Vorwerk Willmersdorf an 12 Kossäten und 4 Büdner in Erbpacht ausgegeben worden war. Von den $8\frac{1}{4}$ Hufen oder 250 Morgen des letzteren erhielt jeder Kossät $\frac{1}{2}$ und jeder Büdner $\frac{1}{4}$ Hufe. Die Erbpächter bekamen die Grundstücke als Eigentum überwiesen mit der Verpflichtung einer guten Bewirtschaftung. Die Jahrespacht betrug 246 Tlr. 9 Gr. und die Kreisabgaben 13 Tlr. 8 Gr. Insgesamt vergrößerten die Erbpächter ihren Viehbestand um 35 Ochsen, 21 Kühe und einige Stück Jungvieh. Damit war ein weiterer Schritt zur wirtschaftlichen und persönlichen Befreiung des Landbewohners getan; denn bis auf einen Tag Baudienst im Monat waren sämtliche Wirte mit ihren Frauen und Kindern gegen Zahlung eines Dienstgeldes von allen Zwangsdiensten und Abgaben befreit.

Nach dem Tode Friedrichs d. Gr. riß das eingeleitete Verfahren nicht ganz ab; denn 16 Wirte von Döbbrick, 6 Bauern und 10 Kossäten, hatten als sogenannte von Pannwitzsche Untertanen dem Rittergut Klein-Oßnig, das später den Schwestern von Stutterheim gehörte, gedient und sich mittels Kontrakt vom 24. Juni 1787 / 6. Juli 1792 für 4200 Taler von der Erbbuntertänigkeit und allen Abgaben bis auf ein Schutzgeld von je 15 Silbergroschen losgekauft. Damit waren sie uneingeschränkte Eigentümer ihrer Höfe mit den Ländereien geworden. Diese Tatsache kann als Beweis gelten, daß auch der Adel des Cottbuser Kreises, wenn auch nur vereinzelt, die bereits unter Friedrich II. eingeleitete Neuordnung auf den eige-

nen 82 Rittergütern, vielleicht in Anlehnung an die Erfolge der Französischen Revolution von 1789, zu günstigen Bedingungen durchgeführt hatte.

II. Die Landreform im 19. Jahrhundert

In den Jahren, da der Freiherr vom Stein und der Staatskanzler von Hardenberg die ganz Preußen revolutionierenden Gesetze erließen, gehörte der einst preußische Kreis Cottbus mit 122 Dörfern, bis dahin eine Enklave im Königreich Sachsen, nun zu diesem, und zwar nach dem Tilsiter Frieden von 1807 bis zum Jahre 1815. Die Gesetze und Verordnungen der preußischen Regierung galten daher nicht für den Cottbuser Kreis. Erst die am 18. Januar 1819 erlassene „Verordnung über die Erbuntertänigkeit in den Cottbuser Kreisen, beiden Lausitzen und den übrigen vormals sächsischen Landesteilen“ beseitigte auch hier die Erbuntertänigkeit der Bauern, die im alten Preußen bereits nach dem Edikt vom 9. Oktober 1807 abgeschafft worden war. Für die Entwicklung des Bauerntums im Kreis Cottbus kommt dieser Verordnung wegen des vorangegangenen „Edikts vom 14. September 1811 betreffs Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse“ große Bedeutung zu. Auf Antrag des Staatsministeriums fanden das Edikt von 1811 und die „Deklaration von 1816“ auf den Cottbuser Kreis — und zwar nur für die spannfähigen Bauern — Anwendung; insbesondere galt dies von den Bestimmungen, die sich auf die besonderen Verhältnisse der Neumark bezogen, mit denen der hiesige Kreis eine bestechende Gleichartigkeit aufwies. Die Ausführung der Auseinandersetzung gehörte deshalb vor die Neumärkische Generalkommission in Soldin. Nach dem Inkrafttreten dieser beiden Verordnungen konnte nun auch im Kreis Cottbus die wirtschaftliche und damit soziale Neuordnung beginnen.

In der Zirkularverfügung vom 20. Dezember 1819 zur Anfertigung der Taxen (Grundwerte) von bäuerlichen Höfen wurde betont, daß bei der Abschätzung der Aussaat, des Rohertrages und der Brache überall die örtlichen Verhältnisse zu berücksichtigen wären, und die „Gemeinheitsteilungs-Ordnung vom 7. Juni 1821“ bestimmte in 191 Paragraphen nochmals ausführlich die genauen Richtlinien für das Verfahren, wobei erwähnt werden muß, daß die von den Bauern an den Gutsherrn zu zahlende Rente durch das 25-fache Kapital ablösbar war. Ebenfalls am genannten Tage erschien die „Ordnung wegen der Ablösung der Dienste, Naturalien und Geldleistungen von Grundstücken, welche eigentümlich zu Erbzins- und Erbpachtsrecht besessen werden“. Sie besagt, die Hand- und Spanndienste wären aufzuheben, in Rente zu berechnen und alle Abgaben zu beseitigen.

Zum Zwecke der endgültigen Trennung von herrschaftlichem Besitz und Bauern-eigentum legten die beiden königlichen Ämter des Kreises, Cottbus und Peitz (beide wurden bald darauf zusammengefaßt), im Jahre 1819 sogenannte „Generalpraestationstabellen“ und „Praestationstabellen“ an, die eine genaue Übersicht über die Zahl und Art der Wirte und die von ihnen zu entrichtenden Abgaben lieferten (s. Anlage). Zum Kreis Cottbus gehörten auch die ehemals unter Patrimonialgerichtsbarkeit gestandenen 22 „auswärtigen Ortschaften“, wie z. B. Bischdorf, darunter etwa 10 Mühlen. In Bischdorf und Guhrow setzten die Verhandlungen über die Regulierung bereits 1819 ein; denn laut Verhandlung vom 5. September wurde für 12 Bauern im adligen Bischdorf der neue Domänenzins auf 21 Tlr. und am 28. August desselben Jahres für 9 adlige Bauern in Guhrow auf 43 Tlr. festgesetzt.

Neben den adligen Dörfern bestanden noch die vier der Stadt Cottbus dienstpflichtigen Kämmereidörfer Kolkwitz, Ströbitz, Madlow, Dissenchen und die Kolonie Sachsendorf. Ganz einfach lagen die Dinge nicht, denn in Ströbitz dienten außer den 40 Ratsbauern noch 9 Bauern und ein Kossät dem Amt Cottbus und überdies 5 Bauern der Kirche. Auch in Döbbrick gab es neben den bereits erwähnten von Pannwitzschen Untertanen noch 7 Bauern und 11 Kossäten, die dem Amt Cottbus unterstanden. Oft hatten Kossäten und Büdner Bauernnahrungen übernommen wie in Dissen die Vorwerkspächter. Diese entrichteten Dienste und Abgaben als Bauern und mußten nun als solche bei der Regulierung behandelt werden, obwohl sie ihrem Herkommen nach listenmäßig weiterhin in der Berufsgruppe der Kossäten oder Büdner geführt wurden, wie es auch im Kämmereidorf Ströbitz der Fall war. Der Schulze und 4 Kossäten von Willmersdorf hatten Äcker vom Grafen Pückler zu Muskau erworben und zahlten an diesen die Abgaben und nicht, wie die anderen Hofbesitzer, an das Amt Cottbus. Diesem dienten jedoch 3 Bauern und 3 Kossäten aus Schmellwitz, während die übrigen in früherer Zeit dem Herrn von Mandellow zu Gallinchen unterstanden hatten. Die Feststellung des Eigentumsrechts machte die allergrößten Schwierigkeiten; der Zeitpunkt wurde endlich im Jahre 1821 auf das von 1777 datiert. Erst Anfang November 1832 entschied Finanzminister Maaßen, daß „den Wirten im Amte Cottbus das Eigentum ihrer Höfe und Hofwehren, ausschließlich der Laßzinswiesen, nicht bestritten werden kann, . . . mithin ihre unbeständigen und Naturalleistungen nur nach der Ablösungsordnung vom 7. Juni 1821 und im Wege des Vergleichs zu regulieren sein werden“. Danach waren also die Bauern und Kossäten erbliche Eigentümer ihrer Höfe. Die Wirte von Skadow sollten nach den Klassifikationsprotokollen von 1719 und der Spezifikation der adligen Dörfer von 1724 der Ritterschaft gehört haben. Um der ewigen Schreibung ein Ende zu machen und die Ablösung der „Servitute“ zu beschleunigen, erhielt das Landgericht Cottbus auf Ansuchen im Januar 1833 von der Regierung in Frankfurt an der Oder eine beglaubigte Abschrift über die Anerkennung der Eigentümer aller Amtsdörfer außer Klein-Lieskow. Ende Oktober 1833 bestätigte der Finanzminister Maaßen diese Entscheidung als endgültig, klammerte jedoch auch die Wirte von Döbbrick aus, denen erst zwei Jahre später das Eigentumsrecht zugesprochen wurde. Ausgeschlossen davon blieben nach wie vor 7 Bauern in Klein-Lieskow, obwohl sie bereits 1827 im Ort mit dem Ökonomekommissar Preuß aus Sorau verhandelt hatten. Besitzurkunden oder Erbverschreibungen besaßen sie jedoch nicht. Im Verlauf der Verhandlungen stellte sich dann sogar heraus, daß sie dem Amt Cottbus Abgaben entrichteten und 5 Wirte auch der Schöningschen Stiftung in Tranitz dienstpflichtig waren. Aus alledem geht hervor, daß man bisweilen die Verhältnisse offenbar überhaupt nicht durchschaute. Wie sollte da die Neuregelung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse gelingen? Es nimmt somit kein Wunder, wenn sie sich über mehrere Jahrzehnte erstreckte.

Im Zuge der Neuordnung ersetzte man im Jahre 1819 die Spann- und Handdienste durch das Dienstgeld, daß bei der späteren Ablösung endgültig wegfiel. Je nach dem Umfang des Grundbesitzes entrichtete ein Ganzbauer im Kreise durchschnittlich jährlich 8 bis 10 Taler, der Zweihüfner entsprechend mehr. Der Kossät leistete statt der zwei Tage Handdienste in der Woche lieber 2½ Taler Dienstgeld. In Maust diente ein Büdner bisher jährlich 36 Tage, nun entrichtete er dafür 12 bis 16 Groschen Grundzins. Die Verhältnisse waren in den einzelnen Orten so

verschieden, daß man sie für den ganzen Kreis keineswegs auf einen einheitlichen Nenner bringen kann.

Einen weiteren Schritt zur Beseitigung der Abgabepflicht bedeutete die Verfügung der Regierung in Frankfurt/Oder vom Jahre 1829, wonach die Getreideabgaben in Geldrente umzuwandeln waren. Als Vorarbeit hierzu mußten die Roggengeldrentenpreise von 1805 ab rückwärts bis 1775 festgestellt werden. Bei hartnäckiger Weigerung sollte ein jeder die Kosten selbst tragen. Ferner war ein Taler mit 24 Groschen und nicht mit 30 Silbergroschen zu berechnen.

Die Gemeindeheftung wurde von allen Wirten gemeinsam beschickt, wobei für jeden einzelnen der Viehstand genau festgelegt war. Der Kreisbeschluß von 1664 gestattete einem Bauern 2 Pferde und 8 Stück Rindvieh, einem Gärtner (Kossäten) 2 Stück Rindvieh, während die Büdner leer ausgingen. Später wurde die Zahl für die Kossäten auf 6 erhöht und den Büdnern 2 Stück Rindvieh zugestanden. Die Sorge der Bauern um das erforderliche Holz und die Angst, keine angemessene Entschädigung für Holzabtretungen zu erhalten, zeigten sich allgemein in ihrem Verhalten, indem sie vor und während der Auseinandersetzungen ihre Kommunalwaldungen und auch die auf früheren Äckern aufgewachsenen und oft wertvollen Holzbestände häufig ganz niederschlugen, so daß die angrenzenden Felder durch Sandwehen gefährdet wurden. Die vorgesetzten Behörden versuchten 1842, gegen diese Holzverwüstungen einzuschreiten und verlangten aus diesem Grunde von den Spezialkommissaren eingehende Gutachten darüber. Wie berechtigt die Sorgen der Bauern jedoch waren, zeigt der langwierige Prozeß der Ströbitzer Bauern gegen die Kämmerei der Stadt Cottbus. Erst 1865 erhielten sie ihre alten Waldgerechtsame in der „Putgolla“ südlich von Kolkwitz zugesprochen und als Entschädigung dafür 155 Morgen Wald als Privateigentum zugewiesen. Um jedoch dorthin zu kommen, benötigten sie fast zwei Stunden Zeit.

Nach den Befreiungskriegen hatte die Familie von Pannwitz das Rittergut Groß-Oßnig für 38 000 Taler an Friedrich Harnisch verkauft, von dem es sein Schwiegersohn, der Kaufmann und Leutnant F. G. Bruchmann, 1825 im Erbvergleich für 20 000 Taler erwarb. Harnisch hatte 1821 mit der Regulierung der bäuerlichen Verhältnisse auf dem Rittergut Groß-Oßnig begonnen. Als Folge derselben entwickelte sich in den nächsten Jahren am Wege von Groß-Oßnig nach Schorbus eine neue Kolonie. Zu Ehren seines Schwiegervaters wählte Bruchmann hierfür den Namen „Harnischdorf“. Nach Einreichung des Lageplanes genehmigte die Regierung in Frankfurt/O. die Gründung und Namenwahl der Kolonie Ende Oktober 1825, das Statistische Büro in Berlin schloß sich der Entscheidung am 1. November an. Der Kolonist Hans Duschmann (Dischmann), ehemals Albin genannt, war mit der Namengebung des Ortes nicht zufrieden. Er hatte 1822 seine Bauernnahrung in Groß-Oßnig parzelliert und das Land an neuanbauende Büdner oder Häusler verkauft. Er selbst baute sich außerhalb des Ortes an, wo er Gutsland erworben hatte. Ihm folgten 11 Familien, die zum Teil neben dem Grundstück Duschmanns ihre Gebäude auf dessen Grundbesitz errichteten. Die Zahl der Grundstücksbesitzer wuchs später auf 18 an, mit 51 Personen bei 9 Feuerstellen. Duschmann maß sich deshalb erheblichen Anteil an der Gründung der neuen Kolonie zu und verlangte, daß sie „Albindorf“ genannt werde, was die Regierung jedoch ablehnte. Möglich ist immerhin, daß Duschmann anfangs im Interesse der Gutsherrschaft gehandelt hatte. Der Zweck der Neuordnung wurde erreicht, indem weitere Familien, wenn auch nur Büdner, sich in Harnischdorf

niederließen. Duschmann war ein unruhiger und ehrgeiziger Kopf, der sich der Gutsherrschaft rasch entziehen und selber Gerichtsherr werden wollte. Vielleicht sah er seine Siedlungsarbeit im Dienste der Herrschaft Groß-Oßnig, wenn die Annahme zutrifft, durch den neuen Besitzer Bruchmann schlecht belohnt und ging deshalb mit allen Mitteln gegen diesen vor. Dazu gehörte auch die Verweigerung des Jurisdiktionszinses oder Schutzgeldes von einem Taler, den nach dem Vertrag vom 4. November 1825 ab Weihnachten 1824 folgende 11 Besitzer in Harnischdorf zahlen mußten: Kochenick, Liebig, Schuster, Lorenz, Balzke, Dresch-Schmidt (? 2 Tlr.), Gottlob Krüger, Michael Hamann, Wiedemann, Matschke, Christian Peschke früher Lobeda. Nach der Cottbuser Gesindeordnung von 1686, die durch die Gesindeordnung vom 8. November 1810 aufgehoben wurde, sollten die Häusler jährlich einen Gulden, Ledige 10 Sgr. 6 Pf. entrichten. Nach dem Gesetz von 1819 war jede Gutsherrschaft berechtigt, von Neuanbauenden und Einliegern als Beihilfe zu den Lasten der Gerichtsbarkeit ein Schutzgeld zu fordern. Jeder Kolonist sollte 15 Gr. Schutzgeld und 5 Gr. Spinngeld zahlen oder für letzteres ein Spinnstück liefern. Duschmann und Genossen verweigerten nun die Zahlung des Schutzgeldes, das sie von Weihnachten 1824 an entrichten sollten, bis ihnen der Gutsbesitzer in Groß-Oßnig Plätze in der Kirche und auf dem dortigen Friedhof Grabstellen eingeräumt habe, denn die Einwohner von Harnischdorf benutzten die Kirche und die Schule von Groß-Oßnig. Der Gutsbesitzer Bruchmann klagte daraufhin 1827 bei der Regierung in Frankfurt mit Erfolg auf die Zahlung des Schutzgeldes, doch kamen Duschmann und die übrigen Kolonisten dem Urteil nicht nach, das durch die Regierung wenige Jahre später aufgehoben wurde. Die Beklagten hatten sich darauf berufen, daß sie Kossäten wären und daß das Gesetz von 1819, welches die Entrichtung von 1 Tlr. 3 Gr. forderte, nur für Neubüdner gelte. Durch Erlaß vom 4. Januar 1833 wurde dieses Gesetz schließlich sogar endgültig aufgehoben. Die Regierung wandte sich deshalb 1835 auch gegen den Magistrat von Cottbus, der von Einliegern in Madlow und Kolkwitz Schutzgeld forderte, sowie gegen den Hauptmann von Oertzen in Frauendorf, Baron von Wackerbarth in Briesen, Grafen von Pückler in Branitz und andere Gutsherrschaften des Cottbuser Kreises.

Neben der Kolonie Harnischdorf sind auf dem Boden der Herrschaft von Groß-Oßnig noch weitere 20 Büdnerstellen entstanden; dieses Büdneretablisement, 1400 Schritt vom Dorfe am Wege nach Neuhausen gelegen, zählte anfangs 21 Personen und 5 Feuerstellen. Das Gut Gr. Döbbern konnte südost- und nordostwärts vom Orte zwei Büdnerkolonien mit 38 und 20 Seelen bzw. 6 und 3 Feuerstellen errichten. Etwa 3500 Schritt in südöstlicher Richtung von Auras nach Rehnsdorf zu entstand eine Büdnerkolonie für 15 Personen mit 2 Feuerstellen. Ebenfalls aus der Separation heraus entwickelte sich seit dem Jahre 1828 etwa 300 Schritt vom Dorfe am Wege nach Wüstenhayn die Eichower Kolonie mit 42 Einwohnern und 8 Feuerstellen. Das Babower Kossätengut zählte 6 und das Familienhaus 8 Personen, während die Büdnerkolonie in Frauendorf 7 Insassen beherbergte. Keine der genannten Siedlungen konnte sich wie Harnischdorf zu einer selbständigen Gemeinde entwickeln. Ebenso entstand 2000 Schritt vom Dorfe Papitz in Richtung Cottbus auf einer Fläche von 574 Morgen das Vorwerk Rabenau mit 38 Personen und 4 Feuerstellen, das seit dem 18. März 1827 nach dem damaligen Besitzer des Rittergutes Papitz, Hauptmann von Rabenau, seinen Namen trägt. Schließlich gründete der Gutsbesitzer Prinz auf Klinge 1839 zwischen Tranitz und Weissagk das Vorwerk Klingsaue mit 3 Hufen und 10 Morgen Land, auf dem er ein Haus

für 2 Familien errichtete. Neben diesen Siedlungen kamen infolge der Regulierung noch eine weitere Anzahl von Familienhäusern, Schäfereien, Windmühlen und Ziegeleien durch die Großgrundbesitzer im Kreis Cottbus zur Aufführung.

Im krassen Gegensatz zum Verhalten der Gutsherrschaften stand das des königlichen Amtes: Am 20. Januar 1835 schloß die Regierung zu Frankfurt mit den Vorwerkspächtern in Dissen einen Kaufvertrag über 5091 Taler ab, wobei 476 Tl. Erbstandsgelder, die die Wirte bei der Pachtübernahme des Amtsvorwerkes eingezahlt hatten, in Anrechnung kamen. Der Betrag war in zwei Raten bis zum 1. Juni 1836 an die Regierungshauptkasse in Frankfurt zu zahlen, Rückstände waren mit 5 Prozent zu verzinsen. Innerhalb von vier Jahren wuchs der Viehbestand der Gemeinde Dissen um 30 Pferde, 30 Ochsen, 60 Stück Jungvieh, 60 Schweine und 100 Schafe, insgesamt um 310 Tiere. Auch andere staatliche Vorwerke, wie Glinzig, wurden danach aufgeteilt. Die Vorwerkspächter von Jänschwalde erhielten für die Ablösung ihres Rechts, auf der Feldmark Drewitz die Hutung auszuüben, 187 Morgen Land zugesprochen. Der Rezeß vom 9. Dezember 1860 bestätigte ihr erworbenes Recht als Eigentümer, doch nun entstand von neuem ein Streit mit dem Fiskus um das Brückenholz, der sich bis 1871 hinzog. Die Errichtung der gutsherrlichen Vorwerke ging zu Lasten der Bauern, und sie stand damit im Widerspruch zu den Bestrebungen der Regierung, die seit Jahrzehnten staatliche Vorwerke zugunsten der Kossäten aufteilen ließ.

Das Amt Peitz hatte bereits im Frühjahr 1819 die Verhandlungen mit den Bauerngemeinden aufgenommen. In Drachhausen übernahmen nach dem Rezeß vom 25. Oktober 1820 an 30 Wirte außer den 1416 Talern Erbstandsgeld noch eine neue jährliche Rente von 604 Talern, und die 15 Wirte in Schmogrow verpflichteten sich nach dem Rezeß vom 14. März 1821 zur Zahlung von 1180 Talern Erbstands- und Hofwehrgeld und einer festen Jahresrente von 369 Tlr. Am 17. Mai teilte dann die Regierung in Frankfurt a. d. Oder als Nachfolgerin der Neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin dem Oberamtmann Wilcke in Cottbus mit, daß die königliche Kommission zu Soldin ersucht worden sei, die Regulierung der gutsherrlich- und bäuerlichen Verhältnisse in den Peitzer Amtsdörfern Fehrow, Tauer, Drehnow, Turnow, Heinersbrück, Jänschwalde, Preilack, ferner in Willmersdorf und Skadow einzuleiten. Die Ausführung wurde dem Ökonomiekommissar 2. Klasse Buschick zu Cottbus übertragen. Wilcke sollte die Rechte des Staates nach den gesetzlichen Bestimmungen wahrnehmen und persönlich mit den Akten an den bestimmten Tagen im August und September 1821 in den Amtsdörfern erscheinen. Wegen der noch nicht entschiedenen Frage nach dem Eigentumsrecht mußten die Arbeiten wohl für Jahre eingestellt werden, denn die Akten besagen darüber nichts weiteres. Erst in den dreißiger Jahren lief die Neuordnung auf Hochtouren, wie die vielen Rezesse beweisen. Der Ökonomiekommissar Lortzing brachte am 18. März 1838 in Groß Lieskow den Rezeß mit 31 Wirten zustande, der Schmellwitzer Rezeß vom 31. August 1839 nannte 36 Bauern. Im selben Jahr kamen noch Rezesse mit den Wirten in Zahsow, Schmogrow, Drehnow, Drewitz, Turnow und Willmersdorf zum Abschluß, wo bei den Verhandlungen der wendische Dolmetscher Korreng Übersetzerdienste leistete.

Klein Lieskow als typisches Beispiel der Reform: Bereits am 23. Mai 1821 hatte der Ökonomiekommissar Buschick mit dem Assistenten der Gemeinde, dem Pächter E. Waldow, die 12 Bauern, 2 Kossäten und 2 Büdner in Klein-Lieskow zur Regulierung der gutsbäuerlichen Verhältnisse vorgeladen.

Der Schulze allein besaß einen vom Landeshauptmann am 8. Juni 1702 bestätigten Erbvergleich und die beiden Büdner Hans Paproth und Mathäus Budig einen Annehmungsbrief vom Jahre 1719 bzw. einen Kaufvertrag von 1806. Diese Wirte waren Eigentümer ihrer Nahrungen, jedoch die 4 Zweihüfner, 4 Eineinhalbhüfner, 4 Einhüfner und 2 Kossäten galten nur als erbliche Besitzer. „Eine Feldwirtschaft und Schlagordnung fand nicht mehr statt, sondern jeder säete und pflanzte, wie und wo es ihm beliebte.“ Jeder Zweihüfner hatte an Heugewinn 5 zweispännige Fuder und besaß an Zugvieh 2 bis 3 Pferde nebst Fohlen, 4 Ochsen, an Nutzvieh 2 Kühe und 1 bis 2 Kälber, 10 Schafe nebst Zuwachs. Ein Kossät hielt sich 2 Ochsen, 1 Kuh, 1 Schwein und Schafe. Ein Bauer hatte an herrschaftlichem toten und lebenden Inventar (Hofwehr) im Besitz 2 Pferde, 4 Ochsen, 1 Kuh, 1 Zuchtsau, 1 Wagen mit Zubehör, 1 Pflug, 2 Eggen, 1 Heugabel, 1 Häcksellade, 1 Mistgabel, 1 Misthacke, 1 Spaten, 1 Schippe, 1 Holzsäge und 2 Sensen.

Nach dem Tranitzer Dienstreglement des Herrn von Pannwitz vom 20. September 1737 dienten die Bauern im Winterhalbjahr vom Egidimarkt bis Ostern von 8 Uhr bis zum Sonnenuntergang mit 2 Stunden Mittagsrast, im Sommer vom Ostermarkt bis Egidii von 7 Uhr ab. Beim Mistfahren waren je nach der Entfernung täglich 10 bis 18 Fuhren zu leisten. 12 Tage im Jahr mußten die Wirte Streu fahren und diese selbst harken, außerdem 12 Tage Holzfahren abdiene. Bei der Heu- und Getreideernte arbeitete der Bauer für die Gutsherrschaft mit dem Gespann, dabei mußte er überdies ein Familienmitglied für die Handarbeit dem Gutshof stellen. Die Gespannhalter pflügten mit 4 Ochsen und eggten mit 2 Pferden für die Herrschaft. Die Anzahl der Mauer- und Dachsteine je Fuhre und Tag wurde genau vorgeschrieben. Bei Fahrten nach Berlin und Wusterhausen zum König waren täglich 4 Meilen zu bewältigen. Auf eine Getreidefuhre kamen 8 bis 12 kleine Scheffel. Das vorstehende Dienstreglement galt insbesondere für die Pannwitzschen Untertanen der Gemeinde Grötsch.

Die Klein Lieskower Bauern leisteten wöchentlich dreimal Spanndienste, die Kossäten 3 Tage Manndienste und in der Ernte 4 Wochen Weiberdienste. Den Kossäten waren im Winter eine, im Sommer 2 Stunden Mittag und eine halbe Stunde Vesper zugebilligt. Die 11 Kossäten in Tranitz taten im Winter täglich Weiberdienste; auf Reisen mußten sie am Tage 4 Meilen laufen. Sie hatten täglich 10 bis 15 Gebind Garn zu spinnen und mußten die Schafe scheren. Dafür erhielten sie „zum Frühstück vom kleinen Brot auf 4 Stück geschnitten“, dazu etwas Quark, mittags Mehlbrei und Grütze gereicht, abends dasgleiche und eine Brunnenkanne Bier verabreicht. Diese Vorschrift war 1749 durch den „Commissarius loci“ Kirchhoff genehmigt worden.

Der Schulze in Kl. Lieskow war von der Naturaldienstleistung befreit worden, entrichtete aber dafür der Herrschaft Tranitz jährlich 10 Tlr. Dienstgeld, das seit der Einführung im Jahre 1791 für jeden an das Amt Cottbus zinsenden Wirt sonst 12 Tlr. ausmachte. In Kl. Lieskow waren dies folgende 7 Bauern: Martin Barran genannt Nitschke, Hans Baruch gen. Piacina, Martin Jandow, Mathäus Just gen. Bobock, Christian Harnick gen. Sussock, Hans Selleske und Mathäus Lehmann. Dem Dominium Tranitz dienten außer dem Schulzen die Bauern George Noack, Martin Nickels, George Piacina gen. Werga, Hans Besker min., die Kossäten Hans Barran, Hans Suschow und die Büdner Mathäus Budig gen. Krautz und Mathäus Paproth gen. Buder.

Nach dem Dienstreglement von 1737 lieferten dem Dominium Trinitz der Schulze 1 Tlr. 6 Gr. 7 Pfg. Zins, 2 Stück Streugänse, 1 Huhn, die 5 Bauern je 2 Tlr. 15 Gr. bis 4 Tlr. 9 Gr. Zins, 3 Scheffel 9 Metzen bis 7 Scheffel 2 Metzen Roggen Berliner Maß, 6 bis 12 Scheffel Hafer, je 2 Stück Streugänse und Hühner und 1 Bund Flachs. Die Kossäten gaben jährlich je 3 Tlr. 2 Gr. Zins, 12 Gr. Streugeld, alle drei Jahre 2 Streugänse und 1 Huhn und die Büdner jährlich je 12 Gr. Streugeld. Außer diesen Abgaben wurden noch die Prästationen für den Pfarrer, den Küster und den Schullehrer nach Groß Lieskow geliefert.

Seinen Untertanen überließ das Dominium Trinitz freies Holz zur Erhaltung der Brücken. Jeder Wirt holte sich wöchentlich an 2 Tagen Raff- und Leseholz und jährlich ein Fuder Kien, von letzterem bekam der Gerichtsmann 2 und der Schulze 3 Fuder. Jeder Grundstücksbesitzer, auch der Büdner, erhielt bisher das erforderliche Bau- und Reparaturholz unentgeltlich verabreicht. Aus der Trinitzer Forst durfte jeder Waldstreu umsonst beziehen. Die Beiträge zur Feuerkasse brachte jeder Hof selbst auf. Demgegenüber besaß die Gutsherrschaft Trinitz auf der Klein Lieskower Feldmark das Recht, nachdem die Gemeinde mit Pferden und Ochsen die Vorhut ausgeübt hatte, nach der Ernte mit 300 Schafen zu hüten. Die Jurisdiktion, die Polizeigewalt und sämtliche ritterlichen Ehrenrechte mit Ausschluß der Jagd standen dem Dominium Trinitz zu. Diese alten Rechte abzulösen, war die schwierige Aufgabe.

Für die weiteren Verhandlungen wählte die Gemeinde Klein Lieskow als Vertreter die Bauern George Piagina, Mathäus Lehmann und den Kossät Hans Barran. Der Syndikus Krüger amtierte für das Dominium Trinitz als Testamentsvollstrecker. Die Vertreter der Gemeinde Grötsch waren die Bauern Martin Schemel, Hans Peeske oder Noocke und der Kossät Martin Hanke. Das Hutungsrecht auf der Feldmark Grötsch übte die Herrschaft Trinitz gleichfalls aus.

Eine Karte der Feldmark Klein Lieskow war nicht vorhanden. Die Bauern wollten die Vermessung mit Gewalt verhindern, weshalb der Hof je eines Zwei-, Anderthalb- und Ganzhüfners abgemessen und die übrigen Nahrungen nach Güte und Größe abgeschätzt wurden. Vom ganzen Nettoertrage sollte ein Drittel für die an das Dominium Trinitz geleisteten Dienste und Abgaben angenommen werden. Mit Ausschluß der 10 Abgebrannten des Jahres 1820, die alles verloren hatten, sollte jeder Wirt die Hofwehr nach der „von Beneckendorf angenommenen Taxe“ bezahlen. Im Dezember 1821 hatte der Vermesser Gewiss eine Karte der Feldmark Klein Lieskow angefertigt, und zwei Jahre später stellte der Kondukteur Ring im Beisein von Ökonomiekommissar Buschick und Amtmann Zobel aus Kahren als „Boniteur“ die Größe und Güte der Grundstücke der Bauern Nitschke, Selleske und Lattke fest. Auf den 10. April 1824 wurde ein Termin nach Cottbus anberaumt. Nur fünf Bauern wollten die Vermessung als Grundlage zur Feststellung der Rente anerkennen, während die übrigen 7 an das Amt Cottbus zinsenden mit dem Amtsrat Hubert erst eine Rücksprache erstrebten.

Ende Februar 1828 wollte der Ökonomiekommissar Preuss die Regulierung fortsetzen, deren Durchführung der Stadtsyndikus von Cottbus, Krüger, bei der Generalkommission in Soldin beantragt hatte. Mit Ausnahme des Schulzen und der Büdner sollten alle Wirte Lassiten, also keine Eigentümer sein. Ferner war die Frage noch nicht geklärt, welche und wieviele der Untertanen adlige oder Amtsbauern waren. Als Ernteertrag wurden bei den Kartoffeln das Vierfache, beim Roggen das Dreifache angenommen. Amtsrat Hubert war damit nicht einverstan-

den, auch erstrebte er die Heraufsetzung des Nutzviehbestandes auf 4 Kühe und 3 Stück Jungvieh für einen Zweihüfner. Zu dem für Anfang Mai 1828 in Cottbus anberaumten Termin erschien Amtsrat Hubert als Pächter des Amtes Cottbus nicht. Daraufhin beantragte die Regierung in Frankfurt dessen Sohn, den Oberamtmann Hubert, mit der Wahrnehmung der Geschäfte. Anfang Januar 1829 baten die Bauern von Klein Lieskow den Kommissar Preuss in Sorau um baldige Regulierung der Dienste und Abgaben gegen Normalentschädigung oder Rente. Preuss, der den Schriftwechsel führte, betonte, daß die Untertanen zu Klein Lieskow seit 1791 dem Amte kein Getreide, sondern je 6 Tlr. Dienstgeld gäben. Nach seiner Meinung beruhte diese Tatsache auf einem Privatabkommen mit dem Generalpächter des Amtes Cottbus, Amtsrat Hubert, der ohne Genehmigung der Regierung eigenmächtige Entschlüsse durchgeführt hätte. Nach knapp 40 Jahren wußten die amtlichen Stellen also bereits nichts mehr von den von Friedrich II. eingeleiteten Maßnahmen. Für die nächsten vier Jahre ist kein Fortgang zu erkennen. Im Jahre 1836 beauftragte die Frankfurter Regierung den Kommissar Flemming mit der Fortsetzung der Regulierung und im April den Domänenrentmeister Behlendorf in Cottbus für Oberamtmann Hubert zum Vertreter der staatlichen Belange. Flemming und Behlendorf verhandelten Anfang Mai 1836 in Tranitz zwischen der dortigen Gutsherrschaft und der Gemeinde Klein Lieskow. Für die Zeit von 1828 bis 1837 wurde die Dienstvergütung eines Zweihüfners auf 21 Tlr. 14 Sgr., eines Ganzbauern auf 13 Tlr. 16 Sgr. festgelegt. Danach hatten in Klein Lieskow die 7 Amtsbauern 135 Tlr. 18 Gr. und die 5 adligen Wirte 81 Tlr. 9 Gr., insgesamt 216 Tlr. 27 Gr. als Normalentschädigung oder 169 Scheffel Roggen zu entrichten. Für jeden Hüfner berechnete man die Hofwehr mit 86 Tlr. 23 Sgr., für 12 Hüfner betrug die Summe 1041 Tlr. 14 Sgr., von der 303 Tlr. 22 Sgr. dem Amt Cottbus zufielen, weil die 7 Amtsbauern praktisch dem Dominium Tranitz und dem Amt Cottbus unterstanden. Die Entschädigung sollte nicht in Land, sondern in Rente geleistet werden. Die Gutsherrschaft erstrebte aber mehr als die Normalentschädigung, was gesetzlich zulässig war. Wegen der Hofwehr war es 1831 zu langwierigen Auseinandersetzungen gekommen, wobei die Generalkommission in Soldin für die Bauern, das Königliche Revisionskollegium für die Schöningsche Stiftung Tranitz eintrat, bis das „Königliche Geheime Tribunal für Recht“ sich im Sinne der Generalkommission aussprach.

Unter dem 17. März 1830 / 24. Februar 1835 hatte die Generalkommission entschieden, daß jeder Bauer jährlich ein Fuder Kien gegen 2½ Sgr. Anweisungsgeld zu beanspruchen hätte. Die Hofbesitzer verzichteten ungern auf ihre alten Holzgerechtsame, wußten sie doch nicht, woher sie künftig Holz erhalten würden. Bisher hatte die Stiftung Tranitz jährlich 13 Spann- und 10 Mannhandtage für Raff- und Leseholz von 7 Amtsbauern zu fordern. Diese Berechtigungen wurden mit 224 Tlr. abgelöst, wovon dem Dominium Tranitz 109 Tlr. und dem Staat 115 Tlr. zufielen. Für die 5 adligen Bauern stand der Gutsherrschaft allein die Entschädigung zu. Die ganze Sachlage beweist zur Genüge, wie verwickelt in Wirklichkeit die rechtlichen Verhältnisse waren, und daß zu ihrer gründlichen Klärung eben Zeit und nochmals Zeit erforderlich war. Die Bauern unterschrieben aber nicht das Protokoll vom 3. Mai 1836, weil sie den Verlauf und das Ende der Regulierung nicht übersehen konnten.

Die Abgaben an den Pfarrer in Groß Lieskow betrugen für einen Bauern je 1 Scheffel Roggen und Hafer und an den Küster 1 Scheffel 4 Metzen Roggen Berliner Maß. An die Kreiskasse waren jährlich zu zahlen an Kontribution 8 Tlr.

22 Sgr., an Fouragegeld 3 Tlr. 22 Sgr., an Hufen- und Giebelschoß 20 Sgr. Von der Summe von 13 Tlr. 4 Sgr. war der ediktmäßige dritte Teil, also 4 Tlr. 11 Gr., von der ermittelten Rente abzuziehen, so daß schließlich ein Zweihüfner mit 68 Morgen Acker jährlich 21 Tlr. 14 Sgr. und ein Ganzhüfner mit 37 Morgen jährlich 13 Tlr. 16 Gr. zu zahlen hatte. Was die Hufengröße anbelangt, so hat man hier die wendische zur Grundlage der Berechnung gemacht, während im Gegensatz dazu in Ströbitz die deutsche Hufe mit 67 Morgen galt. Die Rente wurde berechnet nach den Cottbuser Durchschnittspreisen des Martinimarktes der letzten Jahre von 1818 bis 1827 in Berliner Scheffel. Auf diese Weise kam im gesamten Cottbuser Kreis die Festsetzung der Rente zustande, wobei die errechnete Höhe für die Bauern in den einzelnen Orten annähernd gleich blieb, die für einen Wirt an Domänenzins etwa 15 bis 28 Tlr. ausmachte.

Die Kosten der Regulierung sollten je zur Hälfte die Gemeinde Klein Lieskow und die Gutsherrschaft Tranitz tragen; letztere erstrebte jedoch von der aufzuteilenden Hutung Land und keine Rente. Als die bisherigen Vertreter der Gemeinde das Zeitliche segneten, wählte man vier neue Leute, die auf einen Dolmetscher mit dem Hinweis verzichteten, „daß sie geborene Wenden, jedoch auch der deutschen Sprache mächtig wären“. Im Juli 1836 ersuchte die Regierung in Frankfurt das Rentamt Cottbus, das neue Vergleichsvorschläge ausarbeitete, die 7 Amtsbauern zur endgültigen Entscheidung der Regulierung aufzufordern. Daraufhin wurden neue Termine anberaumt, die aber nicht stattfanden. Endlich wurde 1838 von neuem in die Verhandlungen eingetreten. Die endgültige Ablösung sollte mit Jahresabschluß erfolgen. Die 5 adligen Bauern hätten jährlich am 24. November die Rente an die Stiftskasse Tranitz abzuführen, sie wären Eigentümer ihrer Grundstücke und von allen Diensten, Lasten und Abgaben befreit, ausgenommen die Kommunallasten und die Abgaben an die Geistlichkeit. Ferner sollte die Jagd dem Fiskus und die Jurisdiktion, die Polizei- und Strafgerechtigkeit der Gutsherrschaft zustehen. Die Veränderungen waren in die Hypothekenbücher einzutragen, wie die Verhandlung vom 14. Juni 1838 bestimmte. Im einzelnen hatte von den adligen Bauern ein Zweihüfner folgende Abgaben abzulösen: Zinsgeld 5 Tlr. 7 Gr., 2 Bund Flachs je 5 Gr., 2 Gänse je 10 Gr., 3 Hühner je 2½ Gr., 7 Scheffel Roggen je 1 Tlr. 8 Gr. und 12 Scheffel Hafer je 21 Gr. Die Summe betrug 23 Tlr. 27 Gr., für einen Ganzhüfner etwa die Hälfte, für die 5 adligen Bauern insgesamt 78 Tlr. 19 Gr. Hinzu kam noch der Wert von 290 Mannhandtagen oder Spanndiensten im Jahr, so daß der zu entrichtende Betrag auf 185 Tlr. anstieg. Die 7 Amtsbauern sollten an das Amt Cottbus 114 Tlr. 20 Gr. und an die Gutsherrschaft — Pächter war der Amtmann Kolbenach — 103 Tlr. 19 Gr. Rente zahlen oder die Summe mit 5 Prozent verzinsen. Auf besonderen Antrag konnte die Normalrente gegen Zahlung des fünfundzwanzigfachen Betrages abgelöst werden.

Die Bauern glaubten nicht bestehen zu können, wie sie auf dem Mitte Oktober 1838 in Tranitz stattgefundenen Termin behaupteten. Am 27. des Monats kam in Cottbus ein neuer Termin zustande, bei dem für die 5 adligen und 7 Amtsbauern die Rente auf 214 Tlr. 16 Gr. herabgesetzt wurde. Mit dem Rezeß erklärte sich aber die Regierung in Frankfurt nicht einverstanden, weil das Rentamt Cottbus für das ehemalige Amt bezüglich der Spanndienste höhere Erträge errechnet hatte. Am 1. März 1839 wollten die Bauern mit der ersten der Vierteljahreszahlungen beginnen, doch das Rentamt nahm die Rente auf Grund einer Verfügung der Re-

gierung vom November 1838 nicht an. Im September begannen unter dem Ökonomiekommissar Flemming neue Verhandlungen. Nach dem Rezeß vom 21. Dezember 1840 über die abgeschlossene Dienstregulierung waren die Bauern Eigentümer ihrer Nahrungen, die Kossäten jedoch noch Lassiten, also Zinsleute. Von der 21 Hufen umfassenden Feldmark war nur eine in den Händen der Kossäten und Büdner, die Häusler besaßen keine Anteile. Die Felder, noch in vermengter Lage, dienten dem Vieh aller Gemeindemitglieder als gemeinschaftliche Hutung. Das Vorwerk Lakoma konnte auf 460 Morgen der Feldmark mit 300 Schafen hüten. Die Bauern beantragten deshalb 1841 die Gemeinheitsteilung, die Kossäten Tschammer und Huchow und die Büdner schlossen sich im nächsten Jahr dieser Forderung an. Der Regierungsgeometer Leutnant Koch II war im Ort anwesend und wollte sofort mit der Vermessung beginnen. Nun war jedoch die Bauerngemeinde gegen die Aufteilung und zog plötzlich die Gemeinschaftslage vor. Im Mai 1842 wurden die Verhandlungen unter Oberlandgerichtsassessor Graf, Kommissar Flemming war im Frühjahr gestorben, erneut aufgenommen und gegen den Widerspruch einiger Interessenten für Juni ein weiterer Termin angesetzt. Eine Instruktion wegen des schiedsrichterlichen Verfahrens zur Verordnung vom 30. Juni 1834 betreffs Gemeinheitsteilungen betonte nämlich ausdrücklich, daß bei Einladungen die Parteien gehört werden müßten.

Die am Hammerstrom außerhalb der Feldmark gelegenen Hutungsreviere hatte der Staat laut Kaufkontrakt vom 12. November 1841/3. Februar 1842 für 2820 Tlr. 22 Sgr. von der Gemeinde Klein Lieskow käuflich erworben. Im Juni 1842 beantragten die Bauern selbst die Aufteilung und Zusammenlegung der in vermengter Lage befindlichen Grundstücke. Zwei Bauern und ein Kossät wurden als Grenzausweiser bestimmt und vereidigt. Im übrigen wurden die Wirte zum Anweisen der eigenen Grenzen verpflichtet. Auch sollte die Bauernheide aufgeteilt und für Wege und Gräben Land zur Verfügung gestellt werden. Die Feldwege waren von den Anliegern zu unterhalten. Am Hammerstrom und Donau-graben mußte jeder Anlieger dem Staat eine Rute (= 3,76 m) zum Rasenstechen und Erdgraben überlassen. Die Verhandlungen erstreckten sich infolge der schwierigen Rechtslage noch über viele Jahre. Erst der Rezeß von 1859 löste die sonstigen Berechtigungen der Bauern mit Grund und Boden ab, womit ihnen am besten gedient war. Nach dem Rezeß vom 12. Dezember 1860 erwarb die Stiftung Tranitz das bäuerliche Recht des Schulzen und der beiden Gerichtsleute, jährlich je 2 zweispännige Fuhren Kienstubben im Gesamtwerte von 12 Tlr. unentgeltlich zu beanspruchen. Nach einer Kündigungsfrist von sechs Monaten wurde die Rente seitens der Herrschaft durch den zwanzigfachen Betrag in Form von Hypotheken abgelöst, die den einzelnen Bauern zugute kamen. Auf diese Weise erhielten die Gemeinden Gablenz, Roggosen, Tranitz, Grötsch je 240 Tlr., Sergen 400 Tlr. und Klein Lieskow 120 Tlr. ausbezahlt. Für sie alle hatten bis dahin dieselben Verhältnisse bestanden und bis auf die Klein Lieskower Amtsbauern waren sie sämtlich Untertanen der Herrschaft Tranitz gewesen. Damit hatten die über ein halbes Jahrhundert sich hinziehenden Verhandlungen zwischen der Gemeinde Klein Lieskow, der Stiftung Tranitz und dem Staat ihren Abschluß gefunden. Sie waren nicht leicht gewesen, waren doch alteingesessene, jahrhundertlang ausgeübte Rechte durch Geld oder Land abzufinden gewesen.

*

Ergebnisse: Da im Jahre 1832 die Verwaltung des Amtes Peitz zu bestehen aufhörte, wurden um diese Zeit alle Einsassen auf ein vorläufiges Dienstgeld ge-

setzt. Die Kauper und Kolonisten leisteten keine Naturaldienste. Im Oktober 1833 hatte der Finanzminister Maassen nochmals eine Anweisung zwecks Vermessung des Landes und Feststellung der Bodengüte herausgebracht. In vielen Fällen wurden die Rezesse in den Jahren von 1836 bis 1842 angefertigt, aber an die Gemeinden erst 1849 nach der Bestätigung zurückerstattet, die seit 1840 nicht mehr die Generalkommission in Soldin, sondern die Regierung in Frankfurt ausübte. Die Vollziehung der Rezesse sollte bei allen Gemeinden, wie bei Saspow, Merzdorf, Brunschwig und anderen, wegen der strittigen Holzgerechtsame ausgesetzt bleiben.

Die Regierung in Frankfurt a. d. Oder verlangte bereits im Juni 1836 eine Nachweisung über die Ergebnisse der im ehemaligen Amt Cottbus durchgeführten Regulierung. Als lassitische Nahrungen wurden damals nur die der 7 Amtsbauern in Klein Lieskow angesehen, während es sonst allgemein in den 38 Gemeinden nur Erbzins- oder Erbpächter gab. Die genauere Aufstellung ergab folgende Übersicht: 33 Zweihüfner, 54 Anderthalbhüfner, 235 Einhüfner, 6 Dreiviertelhüfner, 141 Halbhüfner, 21 Viertelhüfner, 361 Kossäten, 379 Büdner, 554 andere Stellen und 653 Häusler. Sie alle, mit Ausnahme der meisten Kolonisten und Häusler, unterlagen dem herbeigeführten Vergleich, das heißt, sie waren wohl Eigentümer ihrer Nahrungen, unterstanden aber weiterhin der Gutsherrschaft und empfingen Bauholz und Remissionen (Entschädigungen bei Unglücksfällen).

Unstreitig leisteten die Wirte von Bärenbrück, Brunschwig, Dissen, Lakoma, Merzdorf, Maust, Neuendorf, Ostrow, Saspow, einige von Skadow, Schmellwitz, Sielow und Sandow noch Dienste, die zum überwiegenden Teil in ein festes Dienstgeld festgesetzt worden waren. Nur eine geringe Zahl der Untertanen war fernerhin zu den Naturalhofdiensten verpflichtet oder entrichtete ein widerrufliches Dienstgeld, was für 103 Bauern, 257 Kossäten und 188 andere Leute zutraf. In Schmogrow, Drachhausen, Turnow, Drehnów waren die Dienste ganz oder teilweise aufgehoben und in Rente verwandelt worden, weil die Regulierung in diesen Gemeinden zuerst eingesetzt hatte.

Im März 1849 verlangte die Regierung in Frankfurt, der 39 Ämter unterstanden, umgehend eine erneute Nachweisung über die Regulierungen, Ablösungen und Gemeinheitsteilungen von 1811 bis 1848. Da das Rentamt Cottbus binnen 48 Stunden von allen Gemeindegemeinschaften Antwort benötigte, wurde das Rundschreiben alle zwei Stunden von Ort zu Ort gesandt. Bei der Kürze der Zeit und der Einfältigkeit einiger Dorfschulzen war eine gründliche Aufstellung der Ergebnisse nicht möglich, so daß kein klares Bild entstehen konnte. Nach der Aufstellung des Rentamtes hatten damals im Amt Cottbus-Peitz 1004 Wirte jährlich 9803 Tage Spanndienste und 17 949 Tage Handdienste geleistet. Diese waren in eine Jahresgeldrente von 6484 Tlr. umgewandelt worden, wovon 633 Tlr. durch Kapitalablösung wegfielen. Im August 1849 mußten nur noch ganz wenige Landwirte Spann- oder Handdienste ausüben; die von Willmersdorf machten wie bisher die Burg- und Bauwagen, und die von Sielow, Dissen und Striesow hatten im Oktober noch 50 Karpfenwagen geleistet.

Durch das Gesetz vom 9. Oktober 1848 wurde das Recht auf Forderung des Sterbezehnten, des Fleisch- und Blutzehnten, des Bienenzehnten, der Jagddienste und der Verpflichtung zur Fütterung der Jagdhunde aufgehoben. Unter dem Druck

der Revolution von 1848 drang das Preußische Ministerium in Berlin auf beschleunigte Durchführung, es wollte der Volksvertretung annehmbare Vorschläge machen und dachte sogar an unentgeltliche Aufhebung der bisher nicht regulierten Dienste und Abgaben. Ein weiteres Gesetz vom 19. November 1849 sah vor, daß die Ablösung der Reallasten in jeder Gemeinde nach den Normalpreisen geschehen solle, wozu im Februar des nächsten Jahres im Krieschoschen Saal am Viehmarkt in Cottbus die Wahl der Mitglieder zur Distriktkommission stattfand. — Das Gesetz vom 2. März 1850 setzte die alten Edikte und Verordnungen von 1811 und den nachfolgenden Jahren außer Kraft. Dadurch waren auch sämtliche „Dreschgärtnerstellen“ (Kossäten und Büdner) ohne Rücksicht auf Umfang und Beschaffenheit der Nahrung zur Regulierung fähig. Die neuen Richtlinien bestimmten ferner, daß für die Berechnung der Dienste und Abgaben die Dauer, Art und Jahreszeit der zu verrichtenden Arbeit maßgebend sein sollten.

Schon im April 1848 hatten in der Stadt Cottbus Tumulte, Plünderungen und Befreiungen der Gefangenen stattgefunden, so daß die „Lübbener Jäger“ militärisch die Ordnung wiederherstellen mußten. Nach der Niederwerfung des Aufruhrs in Baden lagen strafkommandierte badische Reiter, 11 Offiziere und 178 Mann, vom 20. August bis 7. Oktober 1850 in der Stadt Cottbus in Quartier und hielten auf diese Weise auch die aufsässigen Bauern des Kreises vor Gewalttätigkeiten zurück.

Die von der Generalkommission zu Soldin aufgestellten Ergebnisse weisen bei einzelnen Zahlenwerten der verschiedenen Jahre gewisse Unstimmigkeiten auf. Im Frankfurter Regierungsbezirk und in der Lausitz hatten die Auseinandersetzungen bis Ende 1835 folgende Resultate ergeben: „Durch 569 ausgeführte Regulierungen der gutsherrlich bäuerlichen Verhältnisse haben 6969 bäuerliche Wirte das Eigentum ihrer Höfe zum Betrage von 419 971 Morgen erworben; die Höfe haben einen durchschnittlichen Wert von 4 836 683 Rthlr. und die Wirte sind von jährlichen 406 931 Spann- und 1 256 472 Handdiensttagen und von anderen Leistungen zu einem Kapitalswerte von 681 874 Rthlr. befreit worden. 576 Gutsherrschaften haben dafür die Entschädigung in 145 274 Morgen Land, dazu 37 085 Morgen für Ablösungen, insgesamt 182 359 Morgen“, jährliche Rentenzahlungen und Gelder zur Anschaffung der Hofwehr erhalten. An die Bauern mußten die Großagrarien 1 339 020 Taler als Gegenleistung aufbringen, doch infolge des großen Landgewinns konnten sie auf je etwa 660 Morgen Land 193 Vorwerke errichten.

Und wie sah es in Wirklichkeit zwei Jahrzehnte später aus? Viele kleinere Bauern konnten infolge des Bauernlegens, der Mißernten, schlechten Böden und der herrschenden Konkurrenz — ein Drittel bis die Hälfte hatten die Wirte ja abgeben müssen — ihre Wirtschaften nicht halten und bildeten nun das Landproletariat, das bald das Proletariat in den Städten vermehrte und später für die aufblühende Industrie die notwendigen Arbeiter stellte.

Dagegen lautete der Bericht der Generalkommission Ende 1835: „Als unmittelbare Folgen der Auseinandersetzungen sind 193 neue Vorwerke, 458 Hofe- und 1214 Familienwohnungen errichtet worden. Die mittelbaren Folgen treten in einer verbesserten Einrichtung der Wirtschaften, in der erhöhten Kultur der Äcker, Wiesen und Forsten, in der Veredelung des Viehstandes bei Einführung der Stallfütterung und Ausdehnung des Futterkräuterbaues, in der Vermehrung

des Nutzviehs, in dem ausgedehnten Betrieb der Obstbaumzucht und in dem erhöhten Ertrage der Preise und Grundstücke hervor.“ Nun, es ist bis heute dem Menschen nicht gegeben, die Entwicklung der Verhältnisse auf Jahrzehnte im Voraus genauestens zu berechnen, eine Tatsache, auf die wir in diesen Tagen wieder stoßen.

III. Ein Vergleich mit der Bodenreform von 1945

Was Friedrich der Große und der Freiherr vom Stein einst weitschauend in die Wege leiteten, aber durch die unzulängliche Gesetzgebung des Staatskanzlers von Hardenberg ein Jahrhundert hindurch nur Stückwerk bleiben und dadurch dem deutschen Volke großen Schaden zufügen mußte, wurde durch die Neuordnung des deutschen Bauernstandes in der sowjetischen Besatzungszone zu einem unvorhergesehenen radikalen Abschluß gebracht. Die Anfang September 1945 einsetzende Bodenreform diente in erster Linie der Unterbringung der aus den Gebieten ostwärts der Oder-Neiße-Linie stammenden heimatvertriebenen Bauern. Sie wurde gleichzeitig auf Kosten des in Mitteldeutschland vorhandenen Großgrundbesitzes mit je über 100 ha Fläche im wesentlichen in zwei Jahren durchgeführt. So heißt es wörtlich über den Kreis Cottbus: „Nach arbeitsreichen Wochen ist die Bodenreform im Landkreis Cottbus abgeschlossen. Insgesamt wurden 34 Güter aufgeteilt, darunter Besitze einstmals prominenter Junker, wie Graf Pückler-Branitz, von Natzmer-Trebendorf, von Winterfeldt-Krieschow, von Zabeltitz-Eichow. Etwa 4600 ha wurden an 1678 Antragsteller, und zwar 816 Landarme, 521 Landlose, Landarbeiter und Kleingärtner und 341 Umsiedler, übergeben. Sie werden nun auf eigener Scholle in intensiver Arbeit mit zur Sicherung der Volksernährung beitragen.“ Im benachbarten Kreis Spremberg sind 31 Güter und 6 Landwirtschaften mit einer Fläche von 16 712 ha enteignet und an 2759 Landnehmer aufgeteilt worden, im Landkreis Weimar waren es 107 Güter mit 1200 ha Ackerland und 230 ha Wald, die an über 5000 landlose und landarme Bauern zur Verteilung kamen. Im neugebildeten Verwaltungsbezirk Cottbus, der die südlichen und östlichen Kreise Brandenburgs, also der Niederlausitz, umfaßt, wurden innerhalb von neun Monaten 331 Güter mit 164 795 ha zerstückelt, das sind 28 Prozent der Gesamtfläche; dadurch wurden 24 790 Familien oder rund 100 000 Personen mit Landbesitz ausgestattet. In der gesamten Provinz Brandenburg zählte man im September 1947 gegenüber 69 000 Altbauern 74 000 Neubauern. Ein umwälzendes Werk kam, im Gegensatz zur Bauernreform des 19. Jahrhunderts, in wenigen Jahren zur Durchführung, aber auch nur, weil es lediglich auf Kosten der besitzenden Klasse ging. Den heimatvertriebenen Bauern wurde dadurch schnell geholfen. Ob aber die Bodenreform der vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts von dauerndem Bestand sein und die erhofften Früchte zeitigen wird, muß erst die Zukunft lehren, denn die heutigen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) mit dem Ziel der vollständigen Verstaatlichung des Grund und Bodens haben die Stellung der Bauern in Mitteldeutschland seit 1945 sehr wesentlich geändert. Den Klein- und Mittelbauern auf ihren sandigen Böden geht es infolge des Einsatzes guter Maschinen auf den Großflächen wirtschaftlich wesentlich besser, aber auf Kosten ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit. Der persönlich freie Landwirt arbeitet nach den strikten Anordnungen der Bezirksregierungen und ist wieder Amts- oder Staatsbauer geworden. Der Kreis der Agrarreformen seit 1763 hat sich nach 200 Jahren geschlossen.

Anlage 1:

Generalprästations-Tabelle vom kgl. Domänenamt Peitz von 1819

Orte	Bauern	Kossäten	Büdner	Kolonisten	Häusler
Drachhausen	21	14	25	8	32
Drehnow	17	13	19	—	—
Drewitz	20	3	25	—	—
Fehrow	15	15	16	—	14
Friedrichshof (Etablissement)	—	—	—	—	—
Heinersbrück	17	11	18	1	—
Jänschwalde	5	13	8	15	38
Peitz - Vorstadt	—	—	—	—	—
Preilack	14	1	12	—	—
Radewiese	—	—	—	18	—
Saccasne	—	—	—	13	—
Schmogrow	19	19	37	10	—
Schönhöhe	5	—	—	—	—
Tauer	19	4	26	—	—
Tauerscher Teerofen	1	1	3	—	—
Turnow	9	10	32	12	—
Ottendorf	—	—	—	2	—
	162	104	221	79	84

Anlage 2:

Prästations-Tabelle des kgl. Domänenamtes Peitz von 1819

A. Es wurden jährlich an beständigen Gefällen entrichtet:

I. in bar:

1. Domänenzins	1 680 Taler
2. nicht erhöhungs-fähiger Erbpachtkanon	623 Taler
3. Dienstgeld	2 274 Taler
	4 577 Taler

II. in natura:

Roggen	387 Scheffel	
Hafer	631 Scheffel	
Hirse	3 Scheffel	6 Metzen
Linsen	2 Scheffel	12 Metzen
Mohn	3 Scheffel	5 Metzen
Heidehafer	1066 Scheffel	

B. Unbeständige Gefälle:

Zehntgefälle, Lämmer- und Gänsezins	123 Taler
Malzmetzgeld	15 Taler
Schutzgeld	43 Taler
	181 Taler
An Forstzinsen von beiden Ämtern	665 Taler
Summe in bar:	5 423 Taler

Anlage 3:

Generalprästations-Tabelle vom kgl. Domänenamt Cottbus von 1819

Orte	Bauern	Kossäten	Groß- u. Klein-Büdner		Kolonisten	Häusler
Bärenbrück	—	12	9	—	—	—
Brunschwig						
in der Gasse	5	18	4	3	—	—
auf dem Berge	4	2	34	32	—	14
Burg - Dorf	8	90	8	94	—	52
Burg - Kauper	—	—	—	48	160	—
Burg - Kolonie	—	—	—	20	113	—
Dahlitz	7	—	—	5	—	—
Döbbrück	7	11	2	18	—	—
Dissen	48	14	22	32	—	—
Glinzig	9	7	—	18	—	3
Lakoma	—	4	—	11	—	—
Gr. Lieskow	21	11	—	4	—	—
Kl. Lieskow	9	—	—	—	—	—
Maust	—	16	—	11	—	—
Merzdorf	12	10	—	5	—	—
Neuendorf	—	19	—	8	—	—
Ostrow	—	34	—	5	—	—
Sadow	17	9	—	103	—	15
Saspow	19	12	—	4	—	1
Skadow	17	10	—	14	—	—
Schmellwitz	23	16	—	—	—	—
Striesow	39	13	—	7	—	1
Ströbitz*)	9	1	—	—	—	—
Sielow	44	16	17	20	—	19
Willmersdorf	—	13	—	12	—	—
Zahsow	11	2	—	1	—	—
	309	340	96	475	273	105

*) Die große Zahl der Kämmerei- und Kirchenbauern ist hierbei nicht berücksichtigt.

Anlage 4:

Prästations-Tabelle des kgl. Domänenamtes Cottbus von 1819

A. An beständigen Gefällen wurden jährlich entrichtet

I. in bar:

1. Domänenzins	5 155 Taler 20 Groschen
	262 Taler 12 Groschen
2. Erhöhungsfähiger Erbpachtkanon	1 178 Taler 7 Groschen
3. Nicht in natura geleistetes Dienstgeld	778 Taler 12 Groschen
Auf Verlangen das Dienstgeld in natura	1 795 Taler — Groschen
Sa.	10 755 Taler 17 Groschen

II. in natura:

Roggen	780 Scheffel	8 ¹ / ₆ Metzen	
Weizen	14 Scheffel	4 Metzen	
Hafer	1 169 Scheffel	7 ² / ₃ Metzen	
Hirse	17 Scheffel	13 ³ / ₄ Metzen	
Gespinnste von herrschaftlichem Material			231 Stück.

B. Unbeständige Gefälle:	Taler	Groschen
Stättegeld von Jahrmärkten in Cottbus	28	1
Talg vom Fleischergewerk in Cottbus	17	2
Stuhlgeld von den Garnwebern in Cottbus	1	—
Krug- und Zapfenzins	10	9
Schutzgeld von den Einliegern	54	14
Kuh- und Lämmerzehnt, Gänsezins	37	7
Gänsezehnt von Burg	14	6
	162 Tlr.	17 Gr.
Im ganzen kamen in bar zusammen:	10 918 Tlr.	10 Gr.

Von den sogenannten Auswärtigen Ortschaften kamen ein

I. in bar:	Domänenzins	830 Taler
	Dienstgeld	147 Taler
	Neuer Domänenzins	87 Taler
		1 064 Taler
II. in natura:	Roggen	127 Scheffel
	Hafer	131 Scheffel

Quellenverzeichnis

1. Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem:
 - Pr. Br. Rep. 2, 1. Dom.Reg. Amt Cottbus X, Nr. 9
 - Pr. Br. Rep. 6 B, Cottbus b. H. A. I. Tit. 8 Sect. 16 Nr. 50
 - Pr. Br. Rep. 6 B, Cottbus b. H. A. I. Tit. 11 Nr. 10
 - Pr. Br. Rep. 7, Amt Cottbus-Peitz, Abt. I Tit. 2, Nr. 1a, Vol. 4,8
 - Pr. Br. Rep. 7, Amt Cottbus-Peitz, Abt. I Tit. 2, Nr. 9
 - Pr. Br. Rep. 7, Amt Cottbus-Peitz, Abt. I Tit. 8, Nr. 1—9
 - Pr. Br. Rep. 7, Amt Cottbus-Peitz, Abt. I Tit. 9, Nr. 3, 5, 7—9
 - Pr. Br. Rep. 7, Amt Cottbus-Peitz, Abt. I Tit. 10, Nr. 1—3, 5, 7, 13, 15, 18, 21, 22, 25
 - Pr. Br. Rep. 7, Amt Cottbus-Peitz, Abt. I Tit. 14, Nr. 155, 227, 229, 244
 - Pr. Br. Rep. 7, Amt Cottbus-Peitz, Abt. III Tit. 3 Nr. 1, 2
 - Pr. Br. Rep. 7, Amt Cottbus-Peitz, Abt. III Tit. 4 Nr. 2, 5
 - Pr. Br. Rep. 24, Generalkommission Frankfurt/O., Amt Cottbus-Peitz
 - Pr. Br. Rep. 24, Generalkommission Frankfurt/O., Drewitz
 - Pr. Br. Rep. 24, Generalkommission Frankfurt/O., Dissendorf
 - Pr. Br. Rep. 24, Generalkommission Frankfurt/O., Frauendorf
 - Pr. Br. Rep. 24, Generalkommission Frankfurt/O., Klein Döbbern
 - Pr. Br. Rep. 24, Generalkommission Frankfurt/O., Kolkwitz
 - Pr. Br. Rep. 24, Generalkommission Frankfurt/O., Madlow
 - Pr. Br. Rep. 24, Generalkommission Frankfurt/O., Ströbitz
2. Akten des Stadtarchivs Cottbus.

Erich Biehahn:

Nicolai und der Runenstein von Langheinersdorf

Friedrich Nicolai gehört zu jenen Gestalten unserer Literaturgeschichte, deren Verdienste dadurch verdunkelt worden sind, daß sie in ihren späteren Jahren der zu neuen Zielen strebenden Entwicklung nicht mehr zu folgen vermochten und sich ihr hemmend in den Weg stellten. So kam es, daß Goethe und Schiller in ihren Xenien mehr satirische Pfeile auf ihn schnellten als auf irgend einen anderen und daß Fichte eine von Hohn strotzende Schmähschrift gegen ihn richtete, der auch August Wilhelm Schlegel seinen Namen lieh. Und doch gebührt ihm, wie Hermann Hettner in seiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts sagt, das Verdienst, „der erste gewesen zu sein, welcher mit Lessing das Emporblühen tieferer Dichtung vorbereitete“. Seine „Literaturbriefe“ und vollends seine „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ mit ihren 268 Bänden haben einen unermesslichen Einfluß gehabt, und wenn auch sein Charakter von seinen Gegnern geschmäht worden ist, so zeugt es doch von seiner Redlichkeit und seinem Bemühen um Objektivität, daß er, als Goethes Werke zu besprechen waren, des Dichters Freund Merck zum Beurteiler wählte.

Nicolai verdient daher wohl eine positivere Beurteilung, als sie ihm gewöhnlich zuteil wird, und keineswegs Spott oder gar Verachtung, und der Verfasser dieser Zeilen hat besonderen Grund dies auszusprechen. Hat er sich doch selbst vor Jahren, durch einen unzuverlässigen Bericht irregeführt, in die Schar der Spötter eingereiht, und zwar im dritten Bande (1928) des damals vom Landesdirektor der Provinz herausgegebenen „Brandenburgischen Jahrbuchs“.

Es hat damit folgende Bewandnis: In der Nähe des Dorfes Langheinersdorf in der Neumark, seitwärts von dem nach Züllichau führenden Landwege, liegt ein mächtiger, etwa 2 m hoher erratischer Block, in den runenartige Schriftzeichen eingegraben sind. Halb verwittert und von Flechten übersponnen, lassen sie auf ein ehrwürdiges Alter schließen. Acht kleinere stehen in zwei Zeilen zu je drei und fünf Buchstaben in einem Kreise, acht größere, ungefähr gleichen Charakters in einer Reihe darunter. Die einsame landschaftliche Szenerie am hügeligen Waldrande und mit weitem Blick in die Ebene mochte dazu beitragen, daß der Wanderer, der hierher kam, sich gern der Vorstellung hingab, der riesige Stein mit seiner rätselhaften Inschrift könne wirklich ein Mal aus Urvätertagen sein. Allerdings mußte er sich bald gestehen, daß dieser Findling dann der einzige Runenstein auf deutschem Boden sein müßte und als solcher eine Merkwürdigkeit ersten Ranges, ein Wallfahrtsziel für Gelehrte wie für Laien. Und doch lag er still und kaum beachtet in seiner Einsamkeit. So blieben die Runen also ein Rätsel, das zu lösen offenbar niemand ein Interesse hatte.

Da schien im Jahre 1922 plötzlich erhellendes Licht darauf zu fallen. In den „Nachrichten vom Pädagogium und Waisenhaus bei Züllichau“ fand sich ein in launigem Tone vorgetragenes Geschichtchen, das der Erzähler vor Jahren aus dem Munde des damaligen Schloßherrn von Langheinersdorf, eines Herrn von Unruh-Bomst, vernommen haben wollte. Danach hätte eines Tages, Ende der siebziger Jahre, ein Schulamtskandidat des Züllichauer Pädagogiums die Inschrift des Steines bemerkt und in heller Entdeckerfreude sogleich einen Berliner Fach-

mann davon in Kenntnis gesetzt. Schon nach einigen Tagen seien zwei Gelehrte aus der Hauptstadt eingetroffen, die nach eingehender Prüfung des Steins die Runen, trotz einiger Ungenauigkeiten der Charaktere, für unzweifelhaft echt befunden hätten. Schließlich sei auch der Schloßherr erschienen, um die beiden Herren zum Frühstück einzuladen, mit dem Versprechen, bei einem Glase Bomster Wein zu berichten, was er selber von der Sache wisse. Und nun: bittere Enttäuschung für die gelehrten Herren, allerbitterste für den stolzen Entdecker! Denn der Schloßherr habe sich folgendermaßen vernehmen lassen: „Leider muß ich Ihnen mitteilen, daß die Inschrift noch keine hundert Jahre alt ist. Mein Großvater war befreundet mit dem bekannten Buchhändler und Gelehrten Nicolai in Berlin. Dieser war öfter Gast in Heinersdorf, und auch er fand Gefallen an dem alten Stein. Um ihn noch interessanter zu machen, gehöre eigentlich eine Inschrift darauf. Er werde eine solche besorgen. Er schickte bald darauf die Zeichnung einer Runenschrift, und der Gutsstellmacher mußte diese mit dem Steinmeißel auf dem Stein anbringen. Der Inhalt der Schrift besagt: Nicolai hat dies geschrieben.“

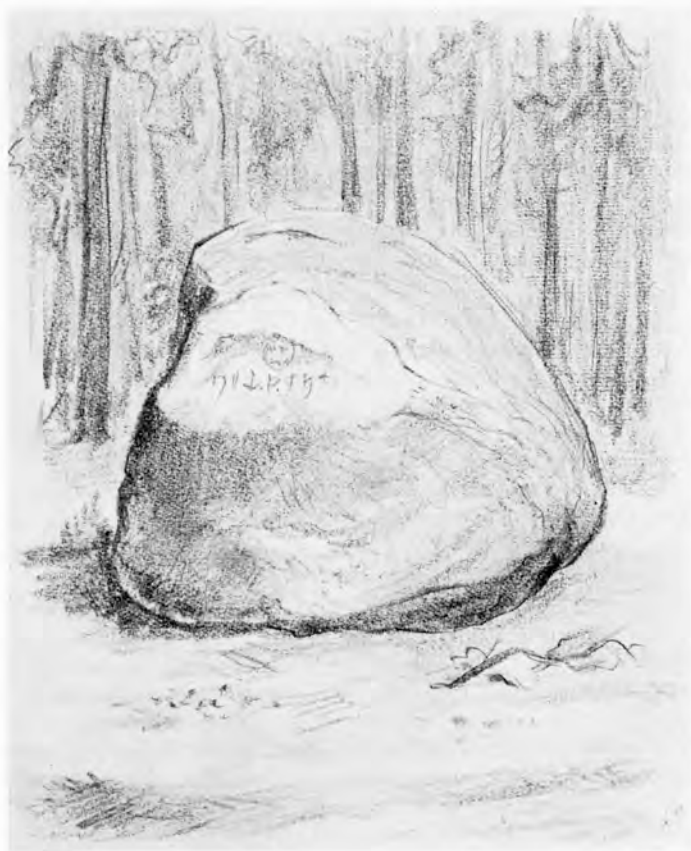
So weit der Bericht in den genannten Blättern. Damit schien das Rätsel des Runensteins gelöst zu sein, allerdings auf eine höchst ernüchternde Weise. Denn welch eine Kluft tat sich auf zwischen der aufgeklärten Welt des Rationalisten Nicolai und der Romantik jenes mythengebärenden Zeitalters, das zauberkräftige Runen in den Fels grub! War es möglich, daß der Berliner Aufklärer einen Zugang dorthin hatte finden können? Indessen sein Name war nun einmal gefallen, und es war daher geboten, dieser Spur nachzugehen.

Erstaunlicherweise zeigte sich dabei, daß Nicolai sehr wohl als Urheber der Runenschrift in Frage kommen konnte, ja daß dies fast als gewiß anzusehen war. Das Interesse für das germanische und nordische Altertum war damals bei uns eben erst erwacht. Gottfried Sch ul z e hatte 1750 ein Stück aus der älteren Edda übersetzt und einige Jahre später Gerstenberg sein „Gedicht eines Skalden“ erscheinen lassen. Klopstock war es dann, der sich mit Begeisterung in diese Vorwelt versetzte und sogar so weit ging zu fordern, der deutsche Dichter solle künftig keine andere Mythologie gebrauchen als die unserer germanischen Ahnen. Seine „Bardiete“ wurden die Vorbilder für die fragwürdige Gattung der Bardengesänge.

Was nun Nicolai betrifft, so wissen wir, daß er, jenseits aller poetischen Schwärmerei, der altnordischen Kultur als einer der ersten wissenschaftliches Interesse entgegenbrachte. Aus G ö c k i n g s Biographie ist zu ersehen, daß er verschiedene Werke zur angelsächsischen Sprachwissenschaft besaß, für die ja Runenschriften wichtige Sprachdenkmäler sind. Auch ist es sicher, daß er das dreibändige Werk über nordische Altertümer kannte, daß der Engländer George Hickes 1703 herausgegeben hatte. Nicolai schätzte diesen „nordischen Thesaurus“, der auch Abbildungen von Runenschriften enthält, so hoch, daß er ihn einmal in seinem Roman „Johann Bunkel“ neben die Werke Homers und anderer Helden der Weltliteratur stellt. Er wußte also auf diesem Felde Bescheid und sicherlich besser als die wenigen, die damals Interesse dafür hatten. Man muß dabei bedenken, daß selbst das Wort „Rune“ noch so wenig bekannt war, daß sich Voß, der es in einem Gedichte verwandte, zu einer erklärenden Anmerkung veranlaßt sah.

Nahm man dazu einige Sätze, mit denen Fichte seinen Widersacher charakterisiert, z. B.: „Je seltener seine Wisserei war, um so lieber war sie ihm, denn dann konnte er am meisten damit prahlen“, oder: „Der Kreis, in welchen das Nicolaische Vermögen gebannt blieb, war der der Anekdote und der Kuriosität“ — so schien der Beweis erbracht, daß die Runen sein Werk sind. Und in diesem Sinne habe ich seiner Zeit darüber berichtet. Es ergab sich dabei von selbst, daß Nicolai als etwas lächerliche Figur erschien, zumal im Hinblick auf den angeblichen Sinn seiner Inschrift: Nicolai fecit.

Und doch lagen die Dinge in Wahrheit ganz anders. Nicolai hat mit dem Runenstein nichts zu tun gehabt, und das Geschichtchen, das auf diese Spur führte, hat sich als völlige Entstellung der tatsächlichen Begebenheiten erwiesen. Nach mehreren Jahren kam mir nämlich der 24. Band (1880) der von Elias Steinmeyer herausgegebenen „Zeitschrift für deutsches Altertum“ in die Hände, und darin fand sich der ausführliche Bericht der beiden Wissenschaftler, die sich mit der Untersuchung der Runenschrift befaßt hatten. Es waren die Herren Rudolf Henning und Julius HOFFMANN aus Berlin. Es ist hier nicht nötig, näher darauf einzugehen. Nur so viel sei festgestellt, daß die Aussagen der befragten



Der Runenstein
von
Langheinersdorf

Personen so unklar und widerspruchsvoll waren, daß die Berliner Herren zum Schluß erklären mußten: „Somit tritt die Herkunft der Runen in völliges Dunkel zurück. Auf klare Verhältnisse würde nur blicken, wer sich zu der Annahme entschloß, daß die Inschrift nicht modern, sondern in ihrer Grundlage alt sei, daß sie von König (dem Gutsinspektor) aufgespürt worden sei, als der Stein noch unbeachtet im Walde lag, daß er die Züge habe auffrischen und nachmeißeln lassen, bis er nach vollbrachtem Werk den Ring herumgelegt habe. Auf eine Deutung würde man bei dem offenbar nicht mehr intakten Charakter der Buchstaben verzichten müssen.“ (Die untere Runenreihe hatte sich als eine ungenaue und offenbar spätere Wiederholung der in den Ring gesetzten Zeichen erwiesen.)

Höchst interessant ist hier zunächst die Annahme, daß eine echte Runenschrift zu Grunde liegen könnte, sodann aber, in unserem Zusammenhang, die Tatsache, daß Nicolai mit keinem Wort erwähnt worden ist. Herr von Unruh-Bomst, der in der eingangs wiedergegebenen Darstellung als Gewährsmann für dessen Urheberschaft genannt worden ist, hat in Wirklichkeit die Vermutung ausgesprochen, daß es sein Vater gewesen sei, der in den fünfziger Jahren die Inschrift anbringen ließ, und zwar in der Absicht, den Findling zu einem „Druidenstein“ zu machen. Dem widersprachen allerdings die Aussagen anderer Personen.

Einige Zeit später fiel Nicolais Name allerdings doch noch, und zwar in einer Zuschrift an das „Züllichauer Wochenblatt“ vom 5. Mai 1880, in welcher der Pfarrer des Dorfes Buckow mitteilte, seines Wissens seien die Runen von dem verstorbenen Besitzer der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin, Veit, geliefert worden. Sie bedeuteten „Veit fecit“. Die Berliner Herren nahmen dazu in ihrer Zeitschrift Stellung mit dem Hinweis, daß es unmöglich sei, die Zeichen so zu lesen und daß ja niemand sonst etwas davon wisse.

Es ist hierzu zu bemerken, daß es allerdings einen Berliner Verlagsbuchhändler Moritz Veit (1804—1864) gegeben hat, daß er aber in keiner Beziehung zur Nicolaischen Buchhandlung gestanden hat (Mitteilung der Firma).

Nun aber nochmals zu Nicolai selbst. Es ist gewiß ein erstaunliches Beispiel von Legendenbildung, wie hier aus der beiläufigen Erwähnung seiner Buchhandlung Nicolai in Person erstehen konnte, um eine fragwürdige Rolle zugeteilt zu erhalten, mit der er sogar später noch einmal in den „Züllichauer Nachrichten“ im September 1937 wieder auflebte. Es läßt sich dies nur so erklären, daß der Bericht der Wissenschaftler, der ja in einer Fachzeitschrift mit begrenztem Interessentenkreis erschienen war, in Züllichau und in der Umgebung gar nicht bekannt geworden ist, während die Zuschrift an die Zeitung von jedermann gelesen werden konnte. Haften blieb davon, als Schrumpfsrest der „Nicolaischen Buchhandlung“, nur der Name Nicolai, um den sich dann im Laufe der Jahre jenes Geschichtchen gesponnen haben muß.

Nein, der Herausgeber der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ hat mit den Runen nichts, gar nichts zu tun gehabt. Aber durch den Besuch der beiden Gelehrten hat der Stein eine andere Beziehung zur Literatur erhalten. Sie ist zwar von recht loser Art, aber doch interessant. Der eine der beiden Herren war, wie gesagt, Julius Hoffory, ein gebürtiger Däne, der damals in Berlin ansässig war und später an der dortigen Universität die Professur für nordische Sprachen bekleidete. Er stand in engen freundschaftlichen Beziehungen zu Henrik Ibsen, und dieser hat, wie Georg Brandes zu berichten weiß, Züge des hochbegabten, aber in seiner Wesensart problematischen Gelehrten für eine seiner Bühnen-

gestalten verwandt. Hoffory ist als das Urbild des unglücklichen Ejlert Lövborg in „Hedda Gabler“ anzusehen.

Der Begleiter Hofforys, Rudolf Henning, hat 1889 ein Buch über „Die deutschen Runendenkmäler“ herausgegeben. Darin wird die Langheinersdorfer Runenschrift noch einmal erwähnt, aber nur unter den unechten Inschriften. Die Hypothese von einer ursprünglichen Echtheit der Runen und ihrer späteren Überarbeitung ist also fallen gelassen worden. Der Stein hat dabei das etwas wunderlich anmutende Prädikat „unschuldig“ erhalten, offenbar weil es sich hier, im Gegensatz zu anderen Objekten, nicht um eine bewußte, auf Irreführung berechnete Fälschung handelt.

Es sei hinzugefügt, daß die von den Berliner Gelehrten angedeutete Möglichkeit, es könne sich um ursprünglich echte, jedoch später überarbeitete Runen handeln, von der Wissenschaft wohl als zu kühne Hypothesen, unbeachtet geblieben ist. Jedenfalls darf man diesen Schluß aus der Tatsache ziehen, daß der Stein in dem Werk über „Die einheimischen Runendenkmäler des Festlandes“ Helmut Arntz und Hans Zeiss, Leipzig 1939, nicht erwähnt wird.

Arne H e n g s b a c h :

Kladow um 1900

Siedlungsgeschichte eines Villenvorortes

Kladow gehörte zu jenen unbedeutenden und unauffälligen Dörfern der Mark, die in vergangenen Jahrhunderten kaum in irgend einer Weise hervorgetreten sind, die ziemlich unbeachtet ihr bescheidenes Dasein fristeten und von denen die Quellen trotz des Alters der Siedlungen nur wenige und dürre Nachrichten geben. Die historischen Daten, die die Herren Weißner und Koenig anlässlich der 700-Jahrfeier Kladows im Jahre 1967 zusammengetragen haben, offenbaren mehr das Typische, allen märkischen Dörfern infolge der mittelalterlichen Agrarverfassung und landesherrlichen Verwaltungs- und Steuerorganisation mehr oder weniger Gemeinsame, als besondere individuelle Züge.

Die wenig ertragreichen, meist sandigen Böden, mit denen die Feldmark Kladows ausgestattet war, haben einst dazu beigetragen, der wirtschaftlichen Entwicklung des Dorfes enge Grenzen zu setzen. Daneben hat aber auch die Besonderheit der örtlichen Lage auf die Entfaltung des Ortes in früherer Zeit eingewirkt. Kladow lag in der Mitte zwischen den Havelstädten Potsdam und Spandau, von beiden etwa 11 km entfernt. Die eigentliche Ortslage am Abfall der Nauener Platte zur Havelseenrinne blieb dabei irrelevant, wohl aber war die stark zergliederte Glaziallandschaft südlich Kladows mit der Kette des Jungfern-, Lehnitz- und Krampnitzers Sees sowie des Sakrower und Glienicker Sees von Bedeutung. Der Landweg nach Potsdam mußte diese Seenrinne meiden und führte über Krampnitz und Nedlitz nach Potsdam. Kürzer war eine andere Verbindung, die zunächst nach Sakrow ging, wo die Wagenfähre nach Klein-Glienicke die Havel überquerte. Über Glienicke gelangte man dann nach Potsdam. Bei Eisgang oder schweren Stürmen war allerdings die Havel unpassierbar. Der Weg nach Spandau verlief zwar — von Wasserläufen nicht unterbrochen — ziemlich geradlinig über Gatow, war aber wegen seiner schlechten Beschaffenheit und der Steigungen mühsam und unbequem.

Die Diluvialplatte westlich der Havel, ohnehin dünn besiedelt, entbehrte städtischer Siedlungen völlig, so daß nach Nordwesten orientierte Verkehrsbeziehungen nicht entstehen konnten. Kladow befand sich daher in einer schlecht erreichbaren, sozusagen leeren Zone. Unterstützt wird diese Annahme, daß die Bedeutungslosigkeit des Dorfes in weiter zurückliegenden Zeiten auf Bodenverhältnisse und Verkehrslage zurückgeführt werden kann, durch eine Schilderung des Kladower Pfarrers Backofen aus dem Jahre 1817, der damals beim Konsistorium die Erbauung eines Tagelöhnerhauses beantragte. In der Begründung führte er u. a. aus, die Pfarre habe 8 Hufen Ackerland, die er aber nicht ohne große Nachteile für die Pfarre verpachten könne, „weil die Bauern selbst mehr Acker besitzen, als sie nach Maßgabe ihres Viehstandes, welcher, wegen des Mangels der Wiesen und der Weide nicht stark sein kann, bedüngen können“. Er sei also genötigt, sein Land selbst zu bestellen, wenn er ohne Nahrungssorgen von den Einkünften der Pfarre leben wolle, dazu aber seien Tagelöhner in der Erntezeit erforderlich, „welche aber in der hiesigen Gegend sehr rar sind, da die Holzniederlage und Schiffbauerei bei Spandau, die Ziegel- und Kalkbrennereien bei Pichelsdorf, Gatow, Groß- und Klein-Glienicke und die Forsten zu Spandau und Döberitz mehrere hundert Hände beschäftigen“. Der Prediger sei daher gezwungen, ent-

weder das Seinige umkommen zu lassen oder selbst mitzuarbeiten oder die Arbeiter „mit Geld gleichsam aufzuwägen“. Wenn man der Darstellung des Pfarrers Backofen folgen darf, lag Kladow in einem toten Winkel, ein gewerbliches Leben wie ringsumher bestand in dem Dorfe, das lediglich auf den bescheidenen Ackerbau seiner Bewohner angewiesen war, nicht.



Meßtischblatt Potsdam Nord, Nr. 3544, aufgenommen 1901, Nachträge 1911

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hebt sich dann deutlicher ab, daß Kladow trotz seiner Abgeschlossenheit dem Potsdamer Einflußbereich zugezählt werden kann. Seit dem ausgehenden 18. bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich diese Residenz havelaufwärts nach Nordosten hin vorgeschoben. Die Hohenzollernkönige und -prinzen besetzten das östliche Havelufer von Babelsberg über Glienicke bis zur Pfaueninsel mit ihren Schlössern und Gärten, am Steilhang der Havel unweit Moorlake entstanden das russische Blockhaus Nikolskoe und die Peter-Pauls-Kirche. Friedrich Wilhelm IV. ging auf das westliche Ufer nach Sakrow, 1841 bis 1844 ließ er die Heilandskirche errichten, deren Architekt Persius auch das dortige Schloß umbaute, während die anschließenden Garten- und Parkanlagen von Lenné gestaltet wurden. Alle diese architektonischen und

gartenkünstlerischen Schöpfungen, die den Flußlauf umsäumten und sich bis an die Grenzen Kladow erstreckten, waren Fortsetzungen und Ausweitungen der in Potsdam bereits bestehenden Schloßareale und wurden auch, unbeschadet der kommunalen Zugehörigkeit, allgemein als zur Residenz gehörige Bestandteile angesehen. Die Beziehungen Kladow zu Potsdam sind seit den achtziger Jahren erkennbar. Nach mündlichen Mitteilungen älterer Kladower fuhrten „die Bauern“ mit der Sakrower Fähre nach Potsdam, um dort Besorgungen zu machen, Futter zu holen oder den Weihnachtsmarkt zu besuchen. „Die Frauen“ aber gingen mit der Tragekiele zu Fuß nach Potsdam, um dort Einkäufe zu erledigen. Eine zahlenmäßig nicht mehr zu erfassende Anzahl von Kladower Einwohnern hatte auf der zum Potsdamer Schloßerbereich gehörenden Pfaueninsel Arbeit gefunden. Verwaltungsmäßig gehörte Kladow zur Kreisbau- und zur Kreisschulinspektion Potsdam.

Andererseits bestanden jahrhundertealte Verbindungen mit Spandau, dessen Nonnenkloster es einst besessen hatte. Nach der Reformation gehörte das Dorf zum kurfürstlichen Amt Spandau und später, bis ins 19. Jahrhundert hinein, leistete Kladow Abgaben an das Domänenamt Spandau. Ebenfalls seit den achtziger Jahren treten die Beziehungen zu Spandau klarer hervor. Die Bauern brachten ihr Getreide zur Spandauer Klostermühle, lieferten Milch nach Spandau oder fuhrten Kartoffeln auf den dortigen Markt. Das Dorf lag im Landbestellbezirk des Postamtes Spandau und gehörte zum Sprengel des dortigen Amtsgerichtes. Trotz dieser Bindungen waren die Ausstrahlungen der Spandauer Zentralität auf Kladow nicht stark geprägt. Der Einflußbereich dieser Stadt erstreckte sich in überwiegendermaßen nach Nordwesten bis zum Ländchen Glien und westwärts bis etwa nach Wustermark, während er im Süden in voller Ausbildung nur bis Seeburg und Gatow reichte. Das 1886 herausgegebene Adreßbuch für die Stadt Spandau und den Kreis Osthavelland gibt dafür einen wichtigen — negativen — Hinweis. In der Aufstellung der „Boten aus der Umgegend und deren Absteigequartiere“ werden die Milch- und Handelsmänner, die entweder täglich oder mittwochs und sonntags zu den Wochenmarkttagen aus den Nachbardörfern in Spandau eintrafen und Bestellungen und Besorgungen erledigten, aufgeführt. Sie kamen aus Dallgow, Dyrotz, Falkenhagen, Gatow, Paaren, Pausin, Pernewitz, Schönwalde, Staaken und Wansdorf, ein Kladower Bote ist jedoch nicht darunter. In einem Verzeichnis von allen 900 Schülern, die von 1860 bis 1902 die Sekunda und Prima des Spandauer Gymnasiums besucht hatten, ist jeweils der Geburtsort der Gymnasiasten angegeben. Das Einzugsgebiet der Schüler ist zwar ausgedehnter als der Botenbereich, aber die aus dem Havellande gebürtigen Schüler — meist Söhne von Pfarrern und Landwirten — stammten wiederum aus dem nordwestlichen und westlichen Umland, aus Bötzw, Schwante, Marwitz, Rohrbeck, Zeestow usw., ein in Kladow geborener Schüler wird nicht genannt.

Als Einkaufszentrum kam Spandau, Sitz der militärfiskalischen Waffen- und Munitionsfabriken und Arbeiterstadt, nicht nur wegen des langen und beschwerlichen Weges weniger in Betracht, sondern auch aus dem Grund, weil die Ladengeschäfte bis in die neunziger Jahre hinein nur geringen Ansprüchen in bezug auf Qualität und Sortiment genühten. Die besser situierten Spandauer Einwohner deckten ihren Bedarf an höherwertigen Gütern in Berlin. In der Hof-, Fremden- und Behördenstadt Potsdam waren nicht nur die Ladengeschäfte des Einzelhandels in bezug auf Angebot und Auswahl reichhaltiger, hier bestanden auch

mehr Möglichkeiten, Vermittlungsdienste in Anspruch zu nehmen. Nach dem Adreßbuch von 1886 gab es z. B. in Potsdam 9 Agenturen für Hagel- und Viehversicherungen, in Spandau nur 5, in Potsdam waren 7, in Spandau 3 Rechtsanwälte ansässig, in Potsdam praktizierten 13, in Spandau 2 Tierärzte usw. Das Dorf Kladow lag im Grenzbereich zweier städtischer Einflußsphären, sowohl zu Spandau als auch zu Potsdam bestanden Stadt-Umlandbeziehungen, wobei die zu dem mit höheren zentralörtlichen Funktionen ausgestatteten Potsdam die kräftigeren waren.

Bei dem Mangel an Quellen läßt sich die Entwicklung des Ortes nur sehr lückenhaft bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Das Wachstum der Bevölkerung (um 1800: 123, um 1830: 180, 1855: 254, 1871: 399, 1885: 495, 1900: 662 Einwohner) deutet auf eine ruhige, von keinerlei äußeren Einwirkungen bestimmte Entwicklung. Bei der ersten Aufstellung des Katasters im Jahre 1865 gab es in Kladow 30 Grundstückseigentümer, davon waren 23 Bauern, Kossäten oder Büdner, dazu kamen der Krüger, der Schmied, der Müller, der Schneider, der Eigentümer des Gutes Neu-Kladow, der Ziegeleibesitzer und ein Ziegelmeister. Eine ganz allmähliche Verschiebung der ländlichen Bevölkerungsstruktur läßt sich seit den späten sechziger Jahren feststellen. Das Liegenschaftsbuch führt 1868 einen, 1875 zwei weitere Zimmergesellen, 1869 einen Maurer, 1882 einen Maurerpolier, 1875 und 1877 je einen Ziegelmeister, 1876 einen Arbeiter als Grundeigentümer auf.

Das Adreßbuch von 1886 bestätigt die beginnende Differenzierung im Sozialgefüge des Dorfes. Bei einer Einwohnerzahl von fast 500 werden nur 44 Familiennamen aufgeführt. An der Spitze stehen die landwirtschaftlichen Berufe: 10 Bauern, 8 Büdner, 2 Ackerwirtschaftspächter. Dazu gesellen sich die ländlichen Handwerker: Der Mühlenmeister (Windmüller), der Schmiede-, Stellmacher-, Schuhmachermeister usw. Die zweitstärkste Gruppe stellt das Baugewerbe mit einem Bauunternehmer (Maurermeister), einem Dachdecker und je drei Maurergesellen und Zimmerleuten. Der Ziegeleibesitzer und die Ziegelmeister fehlen in dem Adreßbuch, obwohl die Kladower Ziegelei am Schwemmhorn, 1846 gegründet, im Laufe der Jahrzehnte zu einem größeren Betriebe herangewachsen war. Sie verarbeitete Ketziner Tone aus eigener Grube, die mit Kähnen nach Kladow transportiert wurden. Als Arbeitskräfte wurden zeitweilig Lipper Ziegelstreicher beschäftigt. Ob das Vorhandensein dieser Ziegelei das Aufkommen des Bauhandwerks in Kladow mit begünstigt hat, entzieht sich der Beurteilung.

Eine zuverlässigere Quelle bietet ein im Jahre 1899 vom Kladower Gemeindevorsteher ausgefüllter Fragebogen, der in Zusammenhang mit einem noch zu besprechenden Bahnprojekt dem Landrat eingereicht werden mußte. Kladows Gemeindebezirk hatte eine Fläche von 1024 ha, davon waren 658 ha Acker- und Gartenland, 358 ha Wald und 8 ha Wiese. Der Boden war „fast durchschnittlich Sandboden und liefert derselbe bei guter Behandlung und wenn günstige Witterungsverhältnisse sind, einen mittleren Ernteertrag“. An Vieh wurden 80 Pferde und 175 „Haupt“ Rindvieh gezählt, an gewerblichen Betrieben werden außer der Ziegelei (mit Ringofen) 2 Maurerbetriebe, 2 Schmieden, 2 Zimmereien, davon eine mit Tischlerei, und eine Stellmacherei aufgeführt. An voraussichtlich von Kladow aus zu versendenden Gütern werden Ziegelsteine mit 30 000 Zentnern (= rd. 425 000 Stück), Milch mit 14 000 Zentnern und Getreide mit 3000

Zentnern, bei den einzuführenden Gütern 20 500 Zentner Schnitzel und sonstige Futtermittel, 250 Zentner Düngemittel usw. angegeben.

Um 1890 setzte eine neue Entwicklung ein, die Kladow in die Einflußsphäre Berlins zog. Wegbereiter waren, wie so häufig, die Ausflügler. Die Havelufer im Norden Potsdams mit ihren Schlössern und Gärten waren schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bevorzugte Ausflugsziele der Berliner gewesen, und die Wanderführer verfehlten nicht, auf diese Stätten hinzuweisen. Das Kladow benachbarte Sakrow wurde schon in Wachenhusens „Führer durch Berlin und Potsdam für 1856“ kurz behandelt, 1865 führte es Riesel in seinen „Ausflügen und Ferienreisen in der märkischen Heimath“ auf, Aloys Hennes beschreibt es in der ersten Auflage seiner „100 Nachmittagsausflüge“ von 1879 schon recht ausführlich und nennt die „von Sommergästen bewohnte Kolonie Sakrow“. Noch aber ist von Kladow nicht die Rede. Aber dann gelangt es in den Gesichtskreis der Berliner Touristik. In Kießlings 1893 erschienenem „Wanderbuch für die Mark Brandenburg“ wird zum ersten Male ein Wanderweg von Sakrow nach Kladow vorgeschlagen; der Weg geht „durch prächtigen Wald, am Ende desselben (etwa bei dem späteren Brüningslinden) halbrechts Steig mit schöner Aussicht auf die Umgebung der Pfaueninsel; jenseits einer Ziegelei (die bereits erwähnte am Schwemmhorn) aufwärts und den Waldrand hin (auf dem heutigen Sakrower Kirchweg) bis zum freundlich gelegenen Kladow“. Auch Fontanes Führer durch die Umgebung Berlins (1894) beschreibt diesen Weg „zu dem in Sanddünen am Havelufer eingebetteten Dorf Kladow mit freundlichem Wirtshaus an der Havel“. Kladow tritt demnach zuerst als ein Wanderziel, das von dem zum Potsdamer Bereich gehörenden Sakrow zu erreichen ist, in Erscheinung.

Aber zur gleichen Zeit schoben sich auch andere Beziehungen, die sich vermutlich im letzten Drittel des Jahrhunderts ausgebildet hatten, in den Vordergrund: die zwischen Kladow und Wannsee. Wie schon erwähnt, arbeiteten Kladower auf der Pfaueninsel, andere verdienten sich im Winter im Grunewald als Holzfäller ihr Brot, wieder andere gingen als Bauhilfsarbeiter nach Wannsee, wo sie besseren Verdienst fanden als durch Landarbeit. Weniger bedeutungsvoll, aber doch erwähnenswert ist, daß auch der Kladower Sandwerder, seit 1901 Schwanenwerder, zum Gemeindegebiet des Dorfes gehörte, auch die kleine Insel Kälberwerder nordöstlich der Pfaueninsel war Kladower Gebiet. Die etwa 3 bis 4 km breite Fluß- und Seenfläche bildete also in diesem Falle keine absperrende Grenze zwischen Havelland und Teltow. Seit 1892 wurden diese Verbindungen über den Fluß hinweg wesentlich erleichtert, denn damals eröffnete die „Stern“-Dampfschiffahrts-Gesellschaft während der Sommermonate die regelmäßige Fahrgastschiffahrt zwischen Wannsee und Kladow. Täglich verkehrte das Dampfschiff je viermal in beiden Richtungen, die Fahrt kostete 40 Pfennige.

An der Erschließung bahnferner und auf dem Landwege schlecht zu erreichender Terrains war die Dampfschiffahrt seit den Gründerjahren, wenn auch in untergeordnetem Maße beteiligt. Die 1871 ins Leben gerufene Villenkolonie Ostend war in der ersten Zeit ihres Bestehens in hohem Grade von der Fahrgastschiffahrt abhängig, noch mehr Valentinswerder und Tegelort mit umliegenden Ansiedlungen. Sie konnten fast nur mit dem Dampfer erreicht werden. In diesen durch die Schiffahrt aufgeschlossenen Gebieten entstanden zunächst auf den Massenandrang Berliner Ausflügler und deren Bedürfnisse zugeschnittene Ufer-

und Gartenlokale, daneben die „Sommerwohnungen“, in denen erholungssuchende Familien während der Ferien oder die ganze warme Jahreszeit über Aufenthalt nahmen. Schließlich wurden auch Landhäuser errichtet, die von ihren Berliner Eigentümern als Sommersitz bewohnt wurden. Im Winter wirkten diese Ansiedlungen jedoch wie ausgestorben. Eine ähnliche Entwicklung bahnte sich nun auch in Kladow an. Das eine der dörflichen Wirtshäuser nahm im Jahre 1896 den Namen „Helgoland“ an und repräsentierte sich bereits 1898 als großes Ausflugslokal mit Saal, Kegelbahn, Veranden und einer Aussichtshalle, die ursprünglich auf der Treptower Gewerbeausstellung gestanden hatte. Auch die anderen Komponenten der Entwicklung sind vorhanden. In Kieflings „Märkischen Sommerfrischen“, 1893 herausgegeben, findet Kladow als Sommeraufenthalt Erwähnung. „Trotz der mangelhaften Verbindungen wurde das reizend am rechten Havelufer gelegene, noch völlig ländliche Dorf, 600 Einwohner, 1892 von etwa 60, z. T. den besseren Ständen angehörenden Sommerfrischlern aufgesucht. Gastwirt Brüning, Gartenlokal im oberen Dorfe, und Herrmann an der Havel ... haben zusammen 12 Zimmer und Mittagstisch von 60 Pf an; außerdem geben einige Bauern und Büdner Zimmer ohne Betten zu 1 M. ab. Postagentur mit Fernsprecher, Fleischer und Bäcker am Orte.“

Und auch die Neubautätigkeit sollte bald einsetzen. Robert Guthmann, der Begründer der Berliner Mörtelwerke, der Rüdersdorfer Zementindustrie und der Niederlehmer Kalksandsteinwerke, hatte 1887 das Gut Neukladow erworben, das nördlich des Dorfes lag und in dem einst Minchen Mencken, die Mutter Bismarcks, einen Teil ihrer Jugendjahre verbracht hatte. Mit dem Ankauf dieses Gutes, das sich bis nach Gatow hin ausdehnte, und dem Erwerb mehrerer Grundstücke in Kladow selbst war Guthmann der größte Grundbesitzer des Dorfes. Er nahm regen Anteil an der Förderung des Ortes und beriet bzw. unterstützte die Gemeindevertretung. Seine Tätigkeit in Kladow erstreckte sich vor allem auf die Umgestaltung des Havelufers. Im Jahre 1894 begann der Bauerngutsbesitzer Ernst Schütze seine Ländereien zu parzellieren. Mit ihm betrieb Guthmann damals die Anlegung einer Uferstraße, der heutigen Imchenallee, wobei das Ufergelände aufgehöhrt wurde. Andere Strecken dieses Uferweges hat Guthmann selbst ausgeführt. Nachdem diese Straße um 1900 fertiggestellt war, die der „Hebung des Ortes“ dienen, aber wohl auch die Parzellierung erleichtern sollte, begann Guthmann das Havelufer stromauf bis zum Breiten Horn zu regulieren, wobei die Uferstreifen mit Berliner Müll, der in Kahnladungen herangeschafft wurde, und Sand von benachbarten Hügeln aufgeschüttet wurden. Die früher nur wenig über dem Wasserspiegel liegende Insel Imchen wurde von Guthmann 1903 ebenfalls durch Anschüttungen erhöht. Diese umfangreichen Arbeiten, die Guthmann in und um Kladow ausführen ließ, geschahen vermutlich, um die Voraussetzungen für eine spätere Landhausbebauung zu schaffen. Allerdings hat er seinen eigenen umfangreichen Landbesitz derartigen Zwecken nicht zugeführt. Über Guthmanns Bautätigkeit schrieb der Kladower Gemeindevorsteher Prinz im Jahre 1912: „was derselbe seit der Zeit seines Besitzes gebessert und gebaut hat, beträgt über 2 Millionen Mark“.

Noch vor der Jahrhundertwende begann sich in Kladow in stärkerem Maße die Baulust zu regen, und zwar wurden zunächst die Teile des ehemaligen Schützeschen Terrains in die Bebauung gezogen, die unmittelbar südlich des Dorfes anschlossen und zwischen dem Sakrower Kirchweg und dem Ufer lagen. Hier am Abfall des Hanges entstanden die ersten Villen und Landhäuser. Bis zum Jahre



*Villa Oedinger,
Straße „Am
Roten Stein“,
nach dem
Umbau 1922*

1901 waren die Grundstücke dieses Geländes bis zur Straße „Am Roten Stein“ bebaut. Bereits im Jahre 1893 wurde z. B. der Bau eines Landhauses genehmigt, das dann 1922 umgestaltet wurde. Es ist das schloßartige Gebäude mit den barocken Figuren und Vasen auf der Dachballustrade, das jetzt dem Berliner Stadtsynodalverband gehört. Etwas weiter südlich kaufte der aus der bekannten Kaufhausfamilie stammende Wolf Wertheim 1901 ein großes Gelände am Temmeweg, auf dem zunächst eine Geflügelzucht für den Bedarf der Berliner Kaufhäuser angelegt wurde. Einige Jahre später (1906) ließ sich Wertheim eine von dem Architekten Messel gestaltete Villa errichten. Noch weiter südlich, am Schwemmhorn, auf Grundstücksteilen der um 1900 stillgelegten Ziegelei, führte der Berliner Architekt Alfred Geßner, der u. a. in Charlottenburg zahlreiche gefällige Mietshäuser, in der Wilhelmshöher Straße in Friedenau das „Einküchenhaus“ geschaffen hatte, 1912 sein Landhaus „Guckegönne“ auf. Geßner hatte übrigens für die Gemeinde Kladow auch einen Bebauungsplan ausgearbeitet, der aber vor der Eingemeindung nicht mehr festgesetzt wurde und daher keine Rechtskraft erhielt. Ganz im Süden der Gemarkung ließ sich der Rathenower Rittmeister Rütger von Brüning 1910/12 sein Schloß Brüningslinden errichten. Die Entwicklung des Dorfes zum Villenort war in die Wege geleitet, bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges war etwa ein Dutzend z. T. recht stattlicher Villenbauten entstanden. Aber auch im Dorfe begann die Bautätigkeit lebhafter zu werden, alte Gebäude wurden durch neue ersetzt, die Neubauten dehnten sich vor allem nach Westen hin aus. An der Sakrower Landstraße, am Parnemannweg und am Beginn des Krampnitzer Weges wurden von 1891 bis 1902 nicht weniger als 14 Häuser von den einheimischen Kladowern neu errichtet.

Auch das große Terraingeschäft begann sich für das Haveldorf zu interessieren; 1911 wurde die „Bodengesellschaft Kladow“, die einige Jahre später ihre Tätigkeit begann, in Berlin gegründet. Da die wertvollen und begehrten Ufergrundstücke teilweise schon in festen Händen waren, betrieb sie hauptsächlich die Parzellierung der nördlich vom Sakrower Kirchweg am Niendorf- und Contessaweg sowie an der Kindlebenstraße gelegenen Grundstückskomplexe. Die Deutsche

Palästina-Bank zeigte Neigung an dem Erwerb des großen Wertheimschen Besitzes von über 80 ha Fläche, der aber 1915 in der Zwangsversteigerung der Kladower Bodengesellschaft zufiel. Aus einer 1912 von der Gemeindeverwaltung aufgestellten, 127 Grundstücke enthaltenden Liste geht hervor, daß zu jener Zeit die Aufteilung des Grundbesitzes schon ziemlich fortgeschritten war, denn mindestens 24 davon (also knapp 20 %) gehörten bereits Berlinern.

Die Umwandlung vom bäuerlichen Gemeinwesen zum großstädtischen Villenort vollzog sich bei der Ungunst der Verkehrslage allerdings langsam. Wohl war die alte, über Gatow nach Spandau führende Lehmchaussee — bei Regenfällen war sie oft kaum passierbar — in den Jahren 1897/98 durch eine neue Landstraße ersetzt worden, trotzdem blieb der Weg über Spandau nach Berlin sehr zeitraubend und unbequem. Erst nach Fertigstellung der Heerstraße im Jahre 1910 konnte der Umweg über Spandau entfallen; einige der wohlhabenden Berliner Villenbesitzer hielten sich daher Automobil und Chauffeur, um die zwanzig Kilometer Entfernung zwischen Stadt und Landsitz zurücklegen zu können. Die mangelhaften Straßenverbindungen hatten aber auch ein Positives: Schon vor 1900 hatte das Terraingeschäft südlich von Spandau zwischen der Scharfen Lanke und Gatow Besitz von dem westlichen Havelufer ergriffen, z. B. hatte der bekannte Berliner Architekt Walter Kyllmann in dieser Gegend Gelände erworben. Damals entstand auch eine Anzahl von Projekten, das Havelufer industrieller Nutzung zuzuführen, und diese Absichten wurden auch in einigen Fällen verwirklicht, bei Weinmeisterhorn entstand eine Schiffswerft und Kesselschmiede, nördlich Gatows eine Kalksandsteinfabrik. Bei den leichter zugänglichen Gebieten südlich Spandaus bestand also durchaus die Möglichkeit, das Havelufer mit gewerblichen oder Fabrikanlagen zu besetzen, Kladow aber lag zu weit ab, um für derartige Zwecke Interesse zu erwecken. Die einzige Fabrik, die sich in Kladow 1903 niederließ, war eine Sprengkapsel- und Zünderfabrik, sie lag aber am äußersten Rande der Gemarkung, weitab von jeglicher Bebauung an der Sakrower und Glienicker Grenze. Sie bestand bis zur Mitte der zwanziger Jahre.

Die Möglichkeiten eventueller industrieller Ansiedlungen in Kladow wurden durch die 1903 erlassenen Vorortbauordnung stark eingeschränkt, denn große Teile des Gemeindegebietes wurden nun den Baustufen für den Landhausbau zugewiesen.



*Landhaus Wolff Wertheim, Kladow, Temmeweg 10, Rückseite.
Architekt Alfred Messel, 1905/06*

Die sich immer vernehmlicher bemerkbar machenden verschiedenen Interessen an dem Gebiet längs der Havel zwischen Spandau und Kladow veranlaßten den Landrat des Kreises Osthavelland, Steinmeister, und die Kreisbehörden, der Erschließung dieser Terrains ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. In jenem kleinbahnfreundlichen Zeitalter, in dem Staat und Provinz die Durchdringung des platten Landes mit Sekundärbahnen förderten, war der Gedanke einer Bahnlinie von Spandau nach Potsdam naheliegend. Im Jahre 1898 wurde vom Kreisausschuß ein Bahnprojekt zur Diskussion gestellt, das eine Dampfstraßenbahn von der Klosterstraße in Spandau über Weinmeisterhorn, Gatow und Kladow und von dort aus weiter an der Glienicker Ziegelei zwischen Glienicker und Sakrower See vorbei bis nach Krampnitz und Nedlitz vorsah. Zwischen Nedlitz und Potsdam sollte dann eine elektrische Straßenbahn mit Akkumulatorenbetrieb verkehren, vermutlich, weil man — wie auch anderwärts — eine Verunzierung des Straßenbildes durch die Oberfahrleitungen befürchtete. Zwischen Spandau und Gatow sollte stündlich eine Fahrt erfolgen, nach Nedlitz alle drei Stunden, für die Strecke von Nedlitz nach Potsdam war halbstündliche Wagenfolge vorgesehen; Kladow hätte danach fünfmal am Tage Bahnverbindung gehabt. Im Winter, so meinte man, werde der Verkehr sehr schwach sein und auf der Strecke Gatow—Nedlitz ein vierzig Fahrgäste fassender Wagen im Durchschnitt nur mit sechs Personen besetzt sein. Dieses Projekt einer bis Nedlitz schmalspurig anzulegenden dampfbetriebenen Straßenbahn wurde aber bald wieder aufgegeben, u. a., weil die Rentabilität der Strecke zwischen Kladow und Nedlitz wegen der benachbarten Truppenübungsplätze, die eine weitere Besiedlung verhinderten, fragwürdig schien. Dafür wurde der Plan einer normalspurigen Kleinbahn von Spandau nach Kladow aufgegriffen, um, wie der Kreisausschuß in seiner Vorlage vom 3. März 1900 zur Begründung ausführte, „das zur Besiedlung mit Villenbauten hervorragend geeignete Havelufer zwischen Gatow und Cladow endlich zu erschließen“. Es sei anzunehmen, daß nach der Herstellung der Bahnverbindung ein bedeutender Verkehr von Ausflüglern nach dem landschaftlich sehr reizvollen rechten Havelufer sich entwickeln werde. Bestimmt sei zu erwarten, daß der jetzt schon in der Entwicklung begriffene Villenbau am rechten Havelufer nach Herstellung der Bahnverbindung bedeutend zunehmen und dem Kreise wie den Gemeinden zahlreiche steuerkräftige Einwohner zuführen werde. Von den auf 700 000 Mark veranschlagten Baukapital sollte die Hälfte durch Staats- und Provinzialbeihilfen, die andere durch den Kreis aufgebracht werden.

Während aber die gleichzeitig beantragte Kleinbahn Spandau—Bötzow im Norden des Kreises schließlich ausgeführt wurde, blieb die Kladower Bahn auf dem Papier. Nach einigen Vorverhandlungen wurde das Projekt dann nicht weiter verfolgt. Die Stadt Spandau hatte zwar seit 1907 die Absicht, die Bahn nach Kladow in Verbindung mit geplanten eigenen kommunalen Güterbahnen herzustellen, aber Spandau verhandelte Jahre hindurch fast ausschließlich über die Frage, wo diese städtische Güterbahn an die Staatsbahn angeschlossen werden könne und vernachlässigte darüber die Vorarbeiten für die Kladower Strecke. Der verständliche Wunsch der Kladower Gemeindevertretung, endlich den erhofften Bahnanschluß zu erhalten, fand 1908 in einem an den Spandauer Oberbürgermeister Koeltze gerichteten Schreiben beredten Ausdruck: „Durch eine lange Reihe von Jahren tönt in unserem Orte, nicht nur von den Einwohnern, sondern vorzugsweise von Touristen, Sommergästen, Villenbesitzern und anderen die ständige wohlbegründete Klage über die fehlende zeitgemäße Verbindung des Ortes mit der Stadt Spandau. Die unvergleichlich entzückende Lage unseres

Ortes oberhalb der weiten blauen Havelflut übt fortgesetzt eine starke Anziehungskraft auf alle Ausflügler von Spandau, Berlin, Charlottenburg und anderen Orten aus. Wenn auch im Sommer die Dampfergesellschaft Stern am Tage den Verkehr von Wannsee nach hier vermittelt, so ist doch diese Verbindung dem sich von Jahr zu Jahr steigenden Fremdenverkehr gegenüber völlig unzureichend. Was dem Orte fehlt, ist und bleibt eine Bahnverbindung mit unserer alle vitalen Interessen Cladows berührenden altehrwürdigen Nachbarstadt Spandau ... Aus diesem Gesichtspunkte heraus treten wir an Ew. Hochwohlgeboren als das berufene Oberhaupt der Stadt Spandau mit der ganz ergebenen Bitte heran, falls der Plan einer von Spandau ausgehenden unseren Ort berührenden Bahn in die Erscheinung treten sollte, Ew. Hochwohlgeboren wolle uns ... in die bezüglich gedachter ... Bahn zu pflegenden Verhandlungen wohlgeneigtest einbeziehen. Jedoch allmählich vertrocknete dieses Bahnprojekt sozusagen, es wurde zwar nicht als erledigt aufgegeben, aber es wurde auch nicht ernsthaft weiter bearbeitet. Kladow mußte die Nachteile seiner Verkehrslage noch viele Jahre tragen.

Ganz kurz vor Ausbruch des ersten Krieges, im Juli 1914, trat die Automobilfirma Adolph Saurer an die interessierten Gemeinden Spandau, Gatow und Kladow mit dem Vorschlage heran, eine etwa 12 km lange „Automobil-Verbindung“ zwischen dem Spandauer Hauptbahnhof und Kladow einzurichten. Der Wagenpark sollte aus drei Autobussen für je 18 Personen bestehen. An Sommersonntagen dachte Saurer an einen stündlichen Verkehr und 12 Fahrten in jeder Richtung, an Wochentagen wurden acht Fahrten für ausreichend gehalten. Der Ausbruch des Krieges verhinderte eine weitere Behandlung dieser zunächst nur unverbindlich erörterten Angelegenheit. Hier trat aber zum ersten Male die Erkenntnis auf, daß in einem nicht durch Eisen- und Straßenbahnen erschlossenem Gebiet mit schwankendem Verkehrsaufkommen der Autobus das einzige mögliche öffentliche Verkehrsmittel war. Aber erst 1922 ratterte der erste gelbe Postautobus vom Spandauer Postamt nach Kladow, nicht lange. „Auch dieser Wagen hat, nachdem die Straße von ihm total zerfahren wurde, seine Fahrten eingestellt“, vermerkten die verärgerten Kladower. Erst seit 1924 genießt Kladow regelmäßigen Autobusverkehr, aber auch das Fahrgastschiff, das in den Notjahren 1944 bis 1948 den Bus ersetzte, ist heute noch wie vor 75 Jahren für den Verkehr mit Wannsee unentbehrlich.

In dem knappen Vierteljahrhundert vor dem ersten Weltkriege, in dem Kladow von Wannsee her von Guthmann gleichsam entdeckt und für seine künftigen Funktionen vorbereitet wurde, in dem das erste Dutzend Villen entstand, wurde das Dorf in den Berliner Einflußbereich gezogen. Nicht Potsdam oder Spandau, die alten zentralen Orte, gaben die Impulse, die Kladow's Strukturwandel einleiteten. Der „Zug nach dem Westen“ hatte, die Havel überspringend, das Dorf erfaßt. Die Schönheit des hohen Havelufers mit seinen Ausblicken auf den Wannsee, die Pfaueninsel, den Grunewald erwies sich als starker, die großstädtische Siedlungsform der Villenkolonie fördernder Faktor. Die Nachteile der abseitigen Verkehrslage und der umständlichen Verbindungen über Spandau oder Sakrow-Gliencke konnten die Entwicklung wohl verlangsamen, aber nicht unterbinden. So bietet das Kladow der Jahre von 1892 bis etwa 1914 das Beispiel für das Entstehen eines Villen- und Landhausortes in verkehrsferner Lage. Und das ist das Besondere in seinem Werdegang vom abgeschiedenen Haveldorf zum westlichen Vorort.

Die Verkaufsurkunde für Berlin-Zehlendorf vom Jahre 1242 und das Dorfordnungsbuch von 1686

Großberlin wurde 1920 aus Städten und Dörfern gebildet, die erst allmählich zusammengewachsen waren. Die Frühgeschichte der einzelnen Orte weicht voneinander ab. Man kennt auch nicht den genauen Zeitpunkt der Entstehung der Gemeinden. Frühe Erwähnungen derselben sind an Zahl gering; zum Teil erscheinen sie erst 1375 im Landbuch der Mark Brandenburg, das Kaiser Karl IV. aufstellen ließ. Eine Sonderstellung nimmt dagegen Zehlendorf ein, mit dem sich in der Zeit von 1242 bis 1266 sieben Urkunden befassen. Das liegt gewiß an den schriftkundigen Mönchen des Klosters Lehnin, denen der Ort gehörte. Sie erwarben 1242 Zehlendorf, welches zwar vom Kloster entfernt, aber an der Straße nach dem großen Besitz im Barnim mit dem Mittelpunkt Schönerlinde gelegen war. Aus dem hohen Preis von 300 Mark Silber, den die Brüder zahlten, kann die Wertschätzung des Besitzes ermessen werden. Die märkische Urkundensammlung von A. F. R i e d e l¹ enthält den vollen Wortlaut des Verkaufsvertrages nicht, sondern nur die Kurzfassung des alten Lehniner Urkundenverzeichnisses. Sie lautet: „Villa Cedelendorp cum omnibus suis pertinentiis, videlicet villa Slavicali, que Slatdorp dicitur, et duobus stagnis Slatse et Tusen et silva predictae ville adiacente pro CCC marcis vendiderunt Johannes et Otto Marchiones Brandenburgenses. Anno 1242.“ Den vollständigen Wortlaut übermittelt das 1945 verloren gegangene Zehlendorfer Dorfordnungsbuch. Die „Gemeine Dorfordnungk“, die 1665 der „Churfürstliche Mühlenhofische Amtsschreiber Christoph Herberger“ erneute, gab dem Buch den Namen. Es enthielt:

1. Abschrift der Verkaufsurkunde Zehlendorfs an das Kloster Lehnin; der lateinische Text und die deutsche Übersetzung stehen nebeneinander;
2. Abschrift der Holzordnung von 1346 (?);
3. Auszug aus dem Lehnbrief über das Schulzengericht zu Zehlendorf, 1572;
4. Extrakt aus dem Lehnbrief des Schulzen zu Zehlendorf v. J. 1568 mit speziellen Angaben über die große Fischerei und die Garnzüge;
5. Sitzordnung in der Kirche;
6. Übersicht über Abgaben;
7. Auszug aus dem Schoßverzeichnis;
8. Widerrechtliches Fischen in Karpfenpfühlen, 1666;
9. Notiz, welche Ortschaften dem Kloster Lehnin Abgaben zu entrichten hatten;
10. Gemeine Dorfordnung vom Jahre 1665.

Die Stücke 6 und 7 hatte man dem Erbregerregister des Amtes Mühlenhof vom Jahre 1591 entnommen, dem auch der vollständige Wortlaut des Lehnbriefes zu Nr. 3 und 4 angeheftet sind². Die unter Punkt 10 aufgeführte „Gemeine Dorfordnung von 1665“ enthält Gebote, die das dörfliche Leben betreffen, wie den Kirchenbesuch, das Feuerlöschwesen, das Treiben im Dorfkrug, in den Spinnstuben und bei Erbfällen. Die Anordnungen sind nicht auf Zehlendorf zugeschnitten. Der gleiche Wortlaut ist von Berlin-Niederschönhausen und Berlin-Lübars bekannt.

Die Ermittlung der Originale, deren Abschrift und Zusammenstellung zu einem Buch erfolgte wahrscheinlich durch den Zehlendorfer Pfarrer, der seinen Sitz damals in der Stadt Teltow hatte. Darauf scheint der Satz zu Beginn der Verkaufsurkunde hinzuweisen, daß die Abschrift 1686 in Teltow erneuert wurde. Der Grund für die Anfertigung des Dorfordnungsbuches war vermutlich der Streit mit dem Heidereiter in Potsdam, der nach dem 30jährigen Krieg versuchte, den wertvollen Eichenwald an der Havel, der Quest (Quast) hieß, den Bauern zu nehmen. Diese Absicht mißlang, da die Zehlendorfer ihr Recht, das auch im Erbregister von 1591 festgelegt war, nachweisen konnten. Ein Umritt bezeugte damals die Richtigkeit der Grenzen; die Zeugenvernehmung der über 70 Jahre alten Einwohner aus Zehlendorf, Schönnow und Teltow erübrigte sich. Ein wichtiges prozessuales Beweismittel wird das Dorfordnungsbuch gewesen sein, in dem alle Schriftstücke aufgenommen wurden, die über Rechte, Abgaben, Besitzverhältnisse und Grenzen Auskunft gaben.

Da dieses Dorfordnungsbuch nicht veröffentlicht wurde, blieb sein Inhalt fast unbekannt. Lediglich Kunzendorf³ hat einiges daraus abgedruckt und die Hinterlegung einer Abschrift im Märkischen Museum in Berlin erwähnt, wo sie noch vorhanden ist. Diese Abschrift, und damit die Erhaltung des Textes, ist dem einstigen Gemeindevertreter Pathe⁴ zu verdanken. Bei ihm heißt es: das Dorfordnungsbuch sei immer vom Dorfschulzen pfleglich behandelt worden, der Einband zeuge von Sorgfalt; er habe versucht, das Alte möglichst genau nachzubilden. Es läßt sich heute nicht mehr klären, ob die Textverderbnisse in der Verkaufsurkunde von 1242 auf Lesefehler Pathes zurückgehen oder in dieser Form bereits im Dorfordnungsbuch vorhanden waren. Der Verständlichkeit halber ist der nachfolgende Urkundentext deshalb den wissenschaftlichen Normen entsprechend bereinigt worden. Zweifellos alt sind dagegen die sachlichen Fehler der deutschen Übersetzung, worauf bereits Pathe hingewiesen hat.

Verdeutschung: Abschrift erneuert 1686. Telto. Die Erbkaufung Zehlendorfs. Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit. Wir Johannes und Otto, Gebrüder, von Gottes Gnaden Markgrafen zu Brandenburg, wollen wegen Veränderung der Zeiten in Vergessenheit der vorigen geschehenen Dinge damit aller Streit verhütet werde, sowohl denen anitzo als auch zukünftig Lebenden, dem dieses zu lesen vorkommen möchte, hiermit kund und zu wissen tun, daß wir unsern geliebten Brüdern in Christo, denen von Lehnin, daß Vorwerk Zehlendorf mit allem Zugehörigen, als nämlich Schlattdorf mit den beiden Seen Selatsee und Imtzen, der Wald, welcher bei vorerwähntem Vorwerk liegt und dessen Grenze bis an die Wanssee gehet, allen ihren Nachfolgern um 300 Mark wohlbedächtiglich verkauft haben. Zedieren und überlassen hiermit auch ihnen und allen ihren Nachkommen alle Freiheiten, so unsere Einwohner dies Vorwerks bisher genossen, als die Holzung, Weide und andere Dinge, so zur Nahrung dienlichen, zu ihrem Nutzen anzuwenden. Damit nun solches unsern geliebten Brüdern in Christo, denen von Lehnin und ihren Nachkommen, eigentümlich ohne einigen Anspruch und Änderungen gänzlich zu stets währenden Zeiten verbleibe, haben wir solches mit unseren anhängenden Insiegel bekräftigen wollen, auch zu mehrer Versicherung und Beglaubung folgende Zeugen solches unterschreiben lassen, als Antherius, Bischof zu Brandenburg, Petrus, Propst zu Brandenburg, Lampertus, Propst zu Spandau, Johannes, der Stadtschreiber.

Copia documenti renovit 1686. Telto. Emptio Zehlendorf in Telto anno 1210. In nomine sanctae et individuae Trinitatis, Johannes et Otto marchiones Brandenburgenses in perpetuum. Temporum mobilitatis et humanae memoriae instabilitas exigit, ut notitium posterorum gesta praecedentium scriptis autenticis commissa admoneant, ne per oblivionem, quae iniuria solet esse posteritatis, argumenta veritatis obliterentur et dubii quaestio generetur.

Hinc est, quod constare volumus omnibus tam praesentibus quam futuris quod dilectis in Christo fratribus nostris de Lehnin vendidimus villam Zehlendorf pro tricentis marcis cum omnibus pertinentiis suis, videlicet villa slavicali quae Slatorp dicitur et duobus stagnis Slatse et Imtzen et silva praedictae villae adiacente cuius villae termini perveniunt usque in Wansze; praeterea omnes libertates, quas coloni eiusdem villae sub nobis in lignis succidendis et pascuis et aliis rebus habebant, eis eorumque successoribus perpetuo confirmavimus. Ut ergo haec rata et incommutabilia permaneant et bona denominata cum omni iure supradictis fratribus de Lehnin integraliter pertineant libera ab omni iure secularis exactionis duximus eo sigillorum nostrorum appensione cum testium subscriptione roboratione quorum nomina sunt: Antherius episcopus Brandenburgensis, Petrus praepositus eiusdem ecclesiae, Lampertius praepositus in Spandow, Johannes notarius curiae. Acta sunt haec ab incarnatione Domini MCCX.

Fassen wir den Inhalt der Urkunde zusammen: Sie behandelt den Verkauf Zehlendorfs durch die beiden Markgrafen Johann I. und Otto III. an das Kloster Lehnin. Zum Ort gehören das slavische Dorf Slatdorp, die beiden Seen Slatsee und Imtzen und der Wald bis zum Wannsee. Das Kloster zahlt dafür 300 Mark Silber und wird verpflichtet, den Bewohnern und ihren Nachkommen alle Freiheiten zu lassen, die sie bisher genossen haben. Ihre Rechte bestehen in dem Holzeinschlag, in der Weiderechtigkeit und anderen Dingen, die nicht einzeln aufgeführt sind⁵, derer sie zur Ernährung bedürfen. Als Zeugen des Vertrages treten vier Persönlichkeiten auf.

Die kurze Eintragung im Lehniner Kopialbuch bringt im wesentlichen dasselbe. Sie sagt aber nicht, daß der Wald bis zum Wannsee reicht, erwähnt die Rechte der Bewohner nicht, nennt den zweiten See Tusen statt Imtzen und verschweigt die Zeugen. Diese Abweichungen dürften sich aus dem Zwang zur Kurzfassung erklären, doch könnte auch der Einwand erhoben werden, daß seitens der Gemeinde die Urkunde verfälscht worden ist, um ihre Ansprüche in dem erwähnten Rechtsstreit durchsetzen zu können. Beide Überlieferungen (Urkundenabschrift und Kopialbucheintrag) haben jedoch den Besitzwechsel des Dorfes zum Rechtsgegenstand. Dementsprechend führen alle Steuerverzeichnisse bis zur Reformation die Mönche als Herren von Zehlendorf auf (Mitbesitzer gab es nicht). Die Grenzen des Dorfes werden im Erbregister des Amtes Mühlenhof von 1591 noch genauer als in der Verkaufsurkunde beschrieben, und wieder wird der Wannsee als Grenze angegeben. Es bestand also bei der Zusammenstellung des Dorfordnungsbuches im 17. Jahrhundert kein Bedürfnis, die Verkaufsurkunde hinsichtlich der Dorfgrenzen zu fälschen.

Hinsichtlich der Zeugenreihe ist festzustellen, daß der Propst Petrus von Brandenburg und der Notarius curiae Johannes auch bei der Besitzübertragung von Arendsee an Kloster Lehnin im Jahre 1242 anwesend sind. Hingegen läßt sich der Spandauer Propst Lampert urkundlich sonst nicht belegen. Falsch ist der Name des Bischofs von Brandenburg. Die Episkopaken von Brandenburg waren⁶: Balduin (1205—1216), Siegfried II. (1216—1220/21), Gernand (1222—1241) und Ruotger (1241—1249/51). Ein Antherius fehlt also in der Reihe. In der anderen Urkunde von 1242 wird der Name Rothgerus geschrieben. Die Annahme eines Fehlers seitens des Kopisten liegt nahe, zumal sich auch bei anderen Urkundenabschriften des Dorfordnungsbuches Unrichtigkeiten finden. So heißt es anstatt Spielsheide bei der Grenzbeschreibung 1591 fälschlich Prielshede.

Das zu Zehlendorf gehörende Slatdorp wird als slavisches Dorf bezeichnet. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir wenigstens den größten Teil der Einwohner-

schaft in jener Zeit als Wenden ansehen. Eine abgesonderte Rechtsstellung des slavischen Bevölkerungsteiles ist aus der Urkunde nicht zu entnehmen. In späteren Schriftstücken werden niemals Wenden erwähnt. Hier mag der Blick gleich auf Krummensee gerichtet werden, das 1249 urkundlich in Erscheinung tritt, 1251 vom Kloster Lehnin erworben wird und später den dritten Teil der Zehlendorfer Feldmark bildet. Der Name ist deutsch, der Ort wird auch nicht als ein slavischer bezeichnet. Daraus kann auf eine überwiegend deutsche Bevölkerung geschlossen werden. Im Schulzenbrief von Zehlendorf heißt es noch 1572 Krummensee. Wenn sich nach dem 30jährigen Kriege das slavische Wort Lanke durchsetzt, braucht sich damit kein Auftauchen eines verdrängten alten Wortes anzudeuten. Die neuen Bewohner des Ortes können den Namen mitgebracht haben. Es ist nämlich damals nur noch eine Familie im Dorfe ansässig gewesen, die schon im Erbregister von 1591 aufgeführt wird.

Die Stellen von Krummensee, Alt-Zehlendorf und neuerdings auch von Slatdorp lassen sich durch Bodenfunde nachweisen. Nun gibt es aber im Raume von Zehlendorf noch weitere Fundstellen aus der Besiedlungsperiode, die urkundlich nicht erwähnt werden. Am Waldsee lag eine Teerschwelerei. Die Bedeutung der Fundstelle am Machnowschen Krümmen Fenn (Düppel), an der das Museum für Vor- und Frühgeschichte unter Prof. Dr. von Müller umfangreiche Ausgrabungen durchführt, wird sich ganz erst nach Abschluß der Arbeit ergeben. Möglicherweise lag dort ein durch Palisaden geschützter größerer Hof. Der größte Teil der Scherbenfunde besteht aus Resten von Bombentöpfen des „Niedersächsischen Kreises“. Einige Gefäßscherben mit einer Standfläche tragen Merkmale der Keramik des „Oberlausitzer Kreises“. Die Mischung und auch das Vorkommen von slavischer Tonware erscheinen uns zeitlich wunderlich. Ein geschützter Hof läßt den Sitz eines Ministerialen vermuten⁷. Wenn das zutrifft, kann dies nur von kurzer Dauer gewesen sein. Da der Platz in der Verkaufsurkunde nicht erwähnt wird, müßte ein längeres Wüstsein vor 1242 vorliegen. Hätte der Adlige irgendeine rechtliche Stellung an dem Besitz erworben, müßte sie in dem Schriftstück erwähnt sein. Zehlendorf gehörte später nie einem Rittergeschlecht. Der Besitz des Ortes wechselte direkt von den Markgrafen zum Kloster Lehnin. Auf alle Fälle wird durch die Ausgrabungen das Einsickern der Deutschen nachweisbar.

Am Dorf Zehlendorf glauben wir, zwei Teile zu bemerken, der nordöstliche ist gegenüber dem südwestlichen etwas verschoben. Es scheint so, als wäre das Dorf nicht auf einmal angelegt worden, wie Lichterfelde, Schmargendorf und Giesensdorf. Solche „halben“ Dörfer gibt es mehrmals. So hat sich diese Form bei Schönower erhalten. Die Gebäude des später entstandenen Gutes liegen außerhalb des ursprünglichen Ortes. Der Verfasser konnte in der Arbeit über die vergessenen Dörfer im Bezirk Zehlendorf Gründe vortragen, daß ein Alt-Zehlendorf am Tränkepfuhl gelegen hat⁸. Von dieser Stelle sind einschlägige Funde bekannt. Die Funde von der ehemaligen Dorfstraße des heutigen Ortes sind dagegen jünger. Vermutlich haben die Mönche eine Zusammenlegung der Bewohner von Alt-Zehlendorf, Slatdorp und Krummensee veranlaßt. Die Anlage des südwestlichen Teils von Zehlendorf könnte aus der Zusammenlegung von Alt-Zehlendorf und Slatdorp herrühren, die zwischen 1242 und 1250 anzusetzen wäre. Später kam die Umsiedlung der Bewohner von Krummensee hinzu.

Auf dieser Zusammenlegung basiert möglicherweise ein Streit zwischen Bauern und Kossäten. Als zweites Schriftstück des Dorfordnungsbuches wird nämlich

eine Verordnung des Abtes Valentin von Lehnin aufgeführt. Die Datierung 1346 ist falsch; denn es ist nur ein Abt dieses Namens bekannt, der 1542 starb. Außerdem erwähnt die Urkunde den Hofmeister des Klosters in Mühlenbeck. Diesen Ort erwarben die Brüder erst 1415. Die Verordnung beschäftigt sich mit einem Streit zwischen den Bauern und Kossäten von Zehlendorf um die Nutzungsrechte am Walde Quest (Quast). Die Kossäten erheben den Anspruch auf eine Mitbenutzung. Wir kennen ihre Beweismittel nicht. Sie verteidigten möglicherweise ein altes Recht, das ihre Vorfahren vielleicht als Bewohner von Slatdorf besaßen. Abt Valentin entscheidet: die Kossäten bekommen genau festgelegte Rechte an den beiden anderen Wäldern, nämlich an der Beerenheide und an dem Mittelbusch. Aus dem Quest können sie auf ihren Antrag hin Bauholz erhalten.

Weiteres Zubehör Zehlendorfs sind die beiden Seen Slatsee und Imtzen (im Urkundenverzeichnis Slatsee und Tusen). Während man im allgemeinen unter Slatsee den Schlachtensee versteht, glaubt man unter Tusen einen alten Namen der Krummen Lanke vor sich zu haben. Das ist wenig wahrscheinlich. Jene wird 1242 zu dem damals noch bestehenden Dorf Krummensee gehört haben, das das Kloster erst 1251 erwarb. Es kommt der Nikolassee (St. Claussee) hierfür in Frage⁹. Da dieser Name christlich ist, hat er bestimmt einen älteren ersetzt. Im Verzeichnis der Örtlichkeiten, die einmal den Mönchen gehörten (Nr. 9 des Dorfordnungsbuches), wird nochmals der Tusen erwähnt. Weitere Belege für Tusen bzw. Imtzen existieren nicht. Somit scheint Tusen der richtige Name zu sein, doch mögen Sprachforscher untersuchen, ob in Imtzen eine Bezeichnung für Immensee steckt. Das wäre ein Gattungsname, der auf Waldbienenzucht in der Nähe hinweisen würde. Dann könnten beide Namen nebeneinander bestanden haben. Doch läßt die vereinzelte Überlieferung des Namens Imtzen im Dorfordnungsbuch auch die Möglichkeit offen, daß es sich nur um einen Lese- bzw. Schreibfehler handelt.

Ebenso ist nachweislich die Jahreszahl 1210 falsch, die das Dorfordnungsbuch als Abfassungsdatum der Verkaufsurkunde überliefert. Darauf hat schon Kunzendorf hingewiesen. In jenem Jahre regierte noch Albrecht II. in der Mark Brandenburg und nicht seine beiden Söhne, die damals wahrscheinlich noch gar nicht geboren waren. Das Jahr 1242 des alten Lehniner Urkundenverzeichnisses wird wohl richtig sein.

Es bleibt noch zu untersuchen, ob sich aus dieser und den anderen Urkunden, die Zehlendorf betreffen, mehr als lokale Erkenntnisse gewinnen lassen. Aus der großen Summe, die Lehnin für Zehlendorf zahlte, ist die Wertschätzung zu entnehmen. Kurz danach kaufte man sogar Krummensee hinzu. Während das Kloster im Barnim über einen großen zusammenliegenden Komplex von Ortschaften verfügte, waren das neu gebildete Zehlendorf und das 1258 eingetauschte Dorf Gütergotz (Güterfelde) der einzige Besitz im Teltow. Beide Orte unterstanden dem Hofmeister in Schönerlinde, der später seinen Sitz in Mühlenbeck hatte. Die Teltowdörfer scheinen aber wichtige Etappenstationen zwischen der Zauche, in der Lehnin liegt, und dem Barnim gewesen zu sein. Es ist kaum anzunehmen, daß die Brüder, die eine erfolgreiche Wirtschaft betrieben, viel Geld für den Kauf angelegt hätten, wenn der rechtmäßige Besitztitel der askanischen Markgrafen zweifelhaft gewesen wäre. Es wird auch nicht nur ein Teil Zehlendorfs gekauft. Somit gab es keinen Mitbesitzer. Der Anschein, daß Zehlendorf erst kurz vorher in den Besitz der Markgrafen gelangt war, ist nicht gegeben. Das ist bedeutsam

für die Frage, wann der Teltow askanischer Besitz wurde. 1217 ist die Nuthe schon von den Deutschen überschritten gewesen, da Trebbin zum Besitz des Domstiftes Brandenburg gehört, das kann von Drewitz 1228 nachgewiesen werden. Lankwitz war zu der Zeit im Besitz des Klosters Spandau. Somit reichte der Einfluß der Markgrafen von Brandenburg am Anfang des 13. Jahrhunderts weit in den Teltow hinein. Den Besitz der Landschaft — zumindest den östlichen Teil mit den Burgen Mittenwalde und Köpenick — fochten die Markgrafen von Meißen an. Die Richtung ihres Vordringens wies zum Lande Lebus. Der Interessenstreit zwischen Askaniern und Wettinern führte 1239—45 zum Kriege. In dieser Zeit erfolgte der Verkauf von Zehlendorf. Nun war Lehnin als Gründung und Begräbnisplatz der Askanier mit diesem Geschlecht eng verbunden und für diese durchaus zuverlässig. Uns erscheint der Besitzwechsel als eine Stärkung der Position der Markgrafen von Brandenburg. — Die Verkaufsurkunde von Zehlendorf gibt uns also einige Auskünfte über die Frühzeit der Besiedlung durch die Deutschen in unserem Raum.

Anmerkungen:

- ¹ R i e d e l : Codex dipl. Brand., A X, 201 — K r a b b o : Regesten, Nr. 681.
- ² Pr. Br Rep. 2, Domänenregistratur Amt Mühlenhof. — Für die Auskünfte und das Übersenden der heute im Staatsarchiv Potsdam befindlichen Unterlagen dankt der Verfasser dem Archiv und besonders Herrn Direktor Dr. B e c k.
- ³ P. K u n z e n d o r f : Zehlendorf einst und jetzt. Zehlendorf 1906, S. 18 ff.
- ⁴ 1876 übergab P a t h e dem Märkischen Museum die „Geschichte von Zehlendorf von den ältesten Zeiten anfangend bis auf die Gegenwart, nebst Abschriften der Urkunden aus der alten Dorfordnung und dem von Cantor Schaede geführten Tagebuch“. Der Verfasser dankt dem Märkischen Museum für die Überlassung von Fotokopien. — Nach Krabbo/Winter: Regesten, 12. Lfg., S. 896 zu Nr. 681, gab es drei Abschriften der Verkaufsurkunde, von denen zwei im Bezirksamt Zehlendorf und eine im Geheimen Staatsarchiv, Berlin-Dahlem, lagen. Die Abschrift Pathes war den Bearbeitern offenbar nicht bekannt.
- ⁵ Hier wäre die Fischereigerechtigkeit zu nennen, mit der sich die Urkunden zu 3, 4 und 8 befassen.
- ⁶ A b b und W e n t z : Germania Sacra. Das Bistum Brandenburg. Berlin 1929, S. 21.
- ⁷ Mündliche Äußerung von Prof. Dr. von M ü l l e r bei einem Vortrag an der Grabungsstelle.
- ⁸ D e h m l o w : Vergessene Dörfer im Bezirk Berlin-Zehlendorf. In: Berliner Blätter 1963, S. 47 ff. — D e h m l o w : Eine Ansiedlung ... In: Berliner Blätter 1965/66, S. 198.
- ⁹ Auch P a t z i g : Alte Ortsnamen im Westen Groß-Berlins (1926), vertrat S. 27 diese Ansicht.

Hans S a r i n g :

Ein wenig bekannter Gedenkstein im Tiergarten

Unweit westlich des alten Zooeingangs an der ehemaligen Lichtensteinbrücke steht, von Gebüsch beschattet und von Passanten wenig beachtet, am Gartenufer ein schlichter Gedenkstein. Oben ein Wappen, darunter der Name: Constantin von Doppelmair, † 27. Oktober 1871.

Wer war dieser Constantin v. Doppelmair, dessen hier gedacht wird? Ein erst kürzlich zum Hauptmann beförderter kaiserl. russischer Offizier, der der Botschaft in Berlin attachiert war und den Auftrag hatte, die von der russischen Regierung bei Krupp bestellten Geschütze abzunehmen. Daß man diesem jungen Offizier — er war damals erst 28 Jahre alt — mit einem große Materialkenntnis erfordernden Auftrag betraute, hatte eine besondere Bewandnis. Doppelmair war in Petersburg aus einer Artillerieschule, die fast den Charakter einer Hochschule besaß, hervorgegangen. Ein berühmter Professor, der, wie es in Rußland üblich war, Uniform trug und Generalsrang besaß, hielt dort Vorlesungen vor Offiziersaspiranten, die als besonders gut qualifiziert galten und die in diesem Institut oft bis zu ihrem 30. Lebensjahr blieben. Jährlich kamen nur 9 bis 10 Offiziere zur Truppe, die zwar eine im Avancement bevorzugte Elite bildeten, aber weder reiten konnten, noch die zur Führung einer Batterie nötigen Kenntnisse besaßen. Doppelmair hatte sich aber in Berlin neben der ihm aufgetragenen Tätigkeit sehr eingehend mit dem Wesen der preußischen Artillerie beschäftigt und Ausschau gehalten nach besonders befähigten hohen Offizieren dieser Waffe. So erfuhr er bald, daß der damalige Kommandeur der Gardeartillerie-Brigade, General à la suite des Königs, Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, sich eines hervorragenden Rufs erfreute, den er sich in zwei Kriegen erworben hatte. So war es verständlich, daß Doppelmair am 19. Juli 1870, also kurz vor Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, den Prinzen Hohenlohe aufsuchte, um ihn um die Erlaubnis zu bitten, in seinem Stabe den Feldzug mitzumachen. Er wisse zwar, daß sich Preußen die Anwesenheit fremder Offiziere verbeten habe, für Rußland aber im geheimen eine Ausnahme gemacht werden solle. Er habe Aussicht, vom Kaiser Alexander mit Zustimmung des Königs die erforderliche Genehmigung zu erhalten. Hohenlohe gab dem Wunsche statt, nachdem er das Einverständnis des Kommandierenden Generals des Gardekörps, Prinzen August von Württemberg, eingeholt hatte. Auf die Frage, wieviel Zeit er zu seiner Vorbereitung habe, erwiderte der Prinz, zehn Tage, und ersuchte ihn, binnen dieser Zeit mit Pferden und Gepäck verladebereit zu sein. Ungläubig lächelnd, wie der Prinz berichtet, sah ihn Doppelmair an und meinte, er kenne die Organisation der preußischen Armee und wisse, daß kein Armeekorps, geschweige denn ein so starkes wie das Gardekörps, binnen 10 Tagen marschbereit sein könne, er werde aber rechtzeitig zur Stelle sein. Nach zehn Tagen erhielt er dann vom Prinzen Hohenlohe die Mitteilung, er habe sich am nächsten Abend, dem 30. Juli, mit Pferden und Gepäck auf dem Anhalter Bahnhof zur Verladung einzufinden. Kopfschüttelnd sagte Doppelmair zum Prinzen: „Ich glaube, Ihr Preußen könnt zaubern!“ Der Stab des Prinzen bestand aus dem 1. Adjutanten, Premierleutnant Braumüller, und dem 2. Adjutanten, Leutnant Clauson v. Kaas, beide gut qualifizierte Offiziere; Braumüller brachte es bis zum General und Kommandeur einer Feldartilleriebrigade, Kaas bis zum Oberst. Mit beiden Herren gelangte Doppelmair

bald in ein gutes kameradschaftliches Verhältnis. Die Bahnfahrt ging bis nach Mannheim, dann begann der Fußmarsch mit oft recht kümmerlichen Quartieren. Doppelmair hatte einen Privatdiener in Berlin für den Feldzug engagiert, der sich bald als gänzlich ungeeignet erwies, seine Pflichten gröblichst vernachlässigte und sich fast täglich betrank. Schließlich sorgte der Prinz auf Bitten Doppelmairs für Abhilfe, ließ den Trunkenbold arretieren und nach Berlin abschieben. Zum Ersatz erhielt er einen mit Pferden vertrauten Mann aus den Munitionskolonnen, der seinen Herrn und dessen Pferde bestens versorgte. Oftmals mußten selbst hohe Stäbe mit räumlich beschränkten Quartieren vorlieb nehmen, so daß der Prinz in einem Zimmer mit Doppelmair zu wohnen genötigt war. Der sonst sehr rücksichtsvolle hohe Herr konnte aber auf die Dauer wegen des starken Schnarchens seines Gastes, der trotz recht massiver Abwehrmaßnahmen wie Pfeifen, Schreien und Stiefelwerfen nicht Ruhe gab, künftig nicht mehr das Nachtlager mit diesem Ruhestörer teilen und tauschte ihn gegen Braumüller aus.

Die erste große Schlacht erlebte Doppelmair am 18. August 1870, die in verkehrter Front und einer Ausdehnung von 10 km westlich Metz gegen fünf Korps der französischen Rheinarmee unter Marschall Bazaine geschlagen wurde und bis zum Einbruch der Dunkelheit währte. Die Entscheidung fiel auf dem linken Flügel der II. Armee des Prinzen Friedrich Karl durch die unter sehr starken Verlusten erfolgte Erstürmung des von den Franzosen zäh verteidigten Dorfes St. Privat. Mit Interesse und großer Bewunderung verfolgte Doppelmair die exakten Bewegungen der Gardebatterien unter der vorbildlichen Führung ihrer Batteriechefs, die die stürmende Infanterie trotz der eigenen schweren Verluste wirksam unterstützten. Neunzig Geschütze, darunter dreißig der Korpsartillerie, die der bewährte Oberst v. Scherbening führte, hatte Prinz Hohenlohe in Stellung gebracht. Auf dem Schlachtfeld sah D. auch den um die Verbesserung des artilleristischen Materials sehr verdienten Kommandeur der Artillerie der II. Armee,



*Gedenkstein
für Constantin von Doppelmair († 1871)*

General v. Colomier. Wie hoch das Ansehen der Artillerie nach St. Privat gestiegen war und wie großer Wert auf Verwendung dieser Waffengattung in der Schlacht gelegt wurde, beweist, wie Hohenlohe einmal erzählte, ein Schlagwort, das seitdem immer bei einer Whistpartie beim Prinzen von Württemberg gebraucht wurde. Sobald nämlich jemand ein Atout ausspielte, pflegte man zu sagen: Er fährt die Korpsartillerie auf! Nach der Schlacht gab es für den Stab der Gardeartillerie keine Unterkunft in einem Gehöft. Prinz Hohenlohe mußte mit Adjutanten und Doppelmair in einem Zelt nächtigen. Dieser schnarchte wieder so entsetzlich, daß der Prinz glaubte, das Schnarren der Mitrailleusen zu hören.

Die Rheinarmee war also auf Metz zurückgeworfen. Es hatte zwar ursprünglich nicht im Feldzugsplan gelegen, Metz zu belagern, aber nun war die förmliche Einschließung doch notwendig geworden, die eine Änderung der ganzen Heeres-einteilung bedingte. So wurde unter dem Prinzen Friedrich Karl eine besondere Armee gebildet, die die Einschließung von Metz vornahm. Die Garde mit dem preußischen IV. und dem sächsischen XII. Korps bildete unter dem Kronprinzen von Sachsen die sogenannte Maas-Armee, die mit der III. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen zum Vorgehen gegen das sich im Lager von Châlons bildende neue französische Heer unter Marschall Mac Mahon bestimmt war. So brach das Gardekorps am Morgen des 20. August zum Marsch zuerst in westlicher Richtung über St. Mihiel — Pierfitte — Triancourt nach Châlons auf. Als bekannt wurde, daß Mac Mahon aus dem Lager Châlons nicht nach Paris sondern nach Nordosten abmarschiert sei, um nach Überschreiten der Maas Bazaine zu Hilfe zu kommen, wurden die deutschen Armeen abgedreht. Auf dem mit großen Strapazen verbundenen Marsch der Gardeartillerie über Dombasle, Banteville, Buzancy auf die Maas zu, mußte der Stab des Prinzen Hohenlohe häufig das Gepäck entbehren; was aber noch schlimmer war, es fehlte auch an Lebensmitteln. Die Dörfer, die passiert wurden, waren nämlich von den französischen Truppen fast restlos ausgeplündert. In Carignan hatte Doppelmair ein noch nicht heim-gesuchtes Wirtshaus entdeckt und konnte seinen deutschen Kameraden eine Suppe, Hammelkoteletts und Kartoffeln vorsetzen. Die Herren ließen sich das Dargereichte gut schmecken, kein Wunder, sie hatten seit zwei Tagen nur von harter Schokolade und Kognac gelebt und am Abend zuvor nur eine Tasse Kaffee erhalten. In der gleichen Nacht (zum 1. September) wurde der Stab alarmiert. Der Prinz hatte Mühe, seine drei Herren zu wecken. Sie schliefen wie die Toten und Doppelmair, der sehr wenig zähe war und viel Schlaf brauchte, brummte, wie Hohenlohe berichtet, „von schlechten Witzen“. Nun, er sollte am 1. September wiederum einen sehr eindrucksvollen Anschauungsunterricht über die Verwendung der Artillerie erleben. Nordöstlich der Festung Sedan war das Angriffsgelände der preußischen Garde. Während eines zweistündigen Artilleriekampfes erlangten die 84 Geschütze der Gardebatterien die vollständige Feuerüberlegenheit und trugen wesentlich dazu bei, daß dem Feind ein Durchbruch auf Carignan verwehrt wurde. 6003 Granaten hatte die Artillerie an diesem Tage verschossen. Sehr beklagt wurde im Stabe des Prinzen Hohenlohe der Verlust des tapferen Kommandeurs der Korpsartillerie, Oberst v. Scherbening, der seinen Batterien weit vorausreitend, um diesen die Stellungen anzuweisen, von einer feindlichen Granate zerrissen, den Heldentod fand. Doppelmair konnte sich mit eigenen Augen von der Überlegenheit der preußischen Artillerie überzeugen. Sie bestand einmal in der Konstruktion der Geschütze, die auf sehr weiten Entfernungen besser schossen als die französischen, dann aber auch in dem besseren Schießunter-

richt und der besseren Disziplin der Mannschaft. Nun begann der Marsch der III. und der Maasarmee auf Paris. Dieser wurde die Einschließung der Hauptstadt am rechten Ufer der Seine und Marne, jener die am linken zugewiesen. Paris hatte einen Umkreis von etwa 45 km und war mit einem starken Fortgürtel umgeben. Im ganzen waren über 300 000 Verteidiger, doppelt so viel wie Angreifer vorhanden. An Geschützen verfügte der Platz über 2627 Stück, davon 200 schwersten Kalibers. Das Generalkommando des Gardekörps und Prinz Hohenlohe kamen nach Roissy, 15 km nordöstlich Paris, Doppelmair mit einem Teil der Gardeartillerie nach Gonesse, 12 km nordöstlich Paris. Am 11. Oktober wurde das Hauptquartier des Gardekörps von Roissy auch nach Gonesse verlegt. Das Leben vor Paris war anfangs sehr einförmig und nur selten durch Ereignisse unterbrochen. Die Mannschaften vertrieben sich die Zeit damit, Gärten nach vergrabenen Gegenständen zu durchsuchen. Besonders eifrig wurde nach Wein gesucht. Fand man leere Weinkeller, so verriet oft eine frische Mauer, die man nur einzuschlagen brauchte, daß dahinter bedeutende Weinvorräte lagerten. Prinz Hohenlohe erzählt, daß Doppelmair und Kaas in einer Villa in Roissy einen vortrefflichen Weinvorrat vorfanden, u. a. herrlichen Château d'Yquem. Aber in Gonesse erlebten die beiden Herren eine arge Enttäuschung. Als sie nämlich in ihrem Quartier eine Mauer im Keller aufbrachen, gerieten sie in den schmutzigsten Unrat der Düngergrube des Hauses. Nun wurde das ganze Haus durch fürchterlichen Gestank verpestet, der auch noch acht Tage anhielt, nachdem Prinz Hohenlohe durch gelernte Maurer aus der Truppe den Schaden hatte ausbessern lassen. — Ein sehr umstrittener Punkt im nordöstlichen Vorgelände von Paris war das Dorf Le Bourget, das am 28. Oktober zwar unter Mitwirkung der Gardeartillerie genommen, dann aber wieder verloren gegangen war. Am 20. Dezember erhielt nun die 2. Gardedivision den Befehl, sich zum Angriff auf Le Bourget bereit zu stellen. An diesem Gefecht, das mit der Einnahme des Dorfes endete, nahm auch Doppelmair teil, der kurz zuvor zum Oberst und Flügeladjutanten des Kaisers Alexander ernannt worden war. Im Begriff mit dem Prinzen Hohenlohe auf eine Höhe zu reiten, wo sich der kommandierende General befand, schlug eine Granate in der Nähe von Doppelmair ein, platzte und verhüllte ihn in eine Wolke von Pulverdampf. Aus dieser Wolke sah Hohenlohe das Pferd Doppelmairs herausschießen, ihn selbst mit den Händen in der Mähne und am Sattelknopf geklammert und mit dem Kopf nach unten hängend. „Um Gotteswillen“, rief der Prinz, „D., haben Sie eins abgekriegt?“ „Nein“, antwortete dieser in seinem russisch-deutschen Dialekt, „geht er mir bloß durch.“

Da schon in der Heimat stürmisch die Beschießung der französischen Hauptstadt gefordert wurde, mußte man im Bestreben, endlich zum Frieden zu gelangen, zum artilleristischen Angriff schreiten. Bis zur Wegnahme des östlich Paris gelegenen Mont Avron hatte man der feindlichen Festungsartillerie nur Feldgeschütze entgegenstellen können. Nun aber sollte das Feuer mit schweren Kalibern begonnen werden. Am 23. Dezember 1870 erhielt der Prinz zu Hohenlohe in Gonesse ein Diensttelegramm, in dem ihm der König das Oberkommando über die Artillerie des Angriffs auf Paris übertrug. Der Prinz begab sich unverzüglich nach Versailles, um sich beim König zu melden, der ihm größte Beschleunigung ans Herz legte. Den Ingenieurangriff auf Paris hatte der König dem General v. Kameke übertragen, der aber Hohenlohe nur koordiniert war und ihm nichts zu befehlen hatte. In den ersten Tagen des Januar waren die Vorbereitungen soweit gediehen, daß 17 bereits fertiggestellte Batterien vor der Südfront vor Paris mit 224 Ge-

schützen schweren Kalibers armiert werden konnten, 31 sollten noch nachfolgen. So waren dem Prinzen zu Hohenlohe die größte Zahl von Belagerungsgeschützen unterstellt, die je vor einer Festung verwandt wurden. Doppelmair blieb nun nicht länger in Gonesse; denn sobald die Beschießung der Südfront begann, war ihm der Aufenthalt in Versailles artilleristisch-wissenschaftlicher Erkenntnisse halber interessanter als im Hauptquartier des Gardekörps in Gonesse. Dort war er mit der Ausführung der Angriffsarbeiten auf der Südwestfront beauftragte Oberst à la suite des Kriegsministeriums v. Rieff. Er hatte fast die ganze Artillerieprüfungskommission in seinem Stabe. Ferner der Oberst Bartsch, der zum Kommandeur der Belagerungsartillerie der Maas-Armee ernannt, aber dem Prinzen Hohenlohe unterstellt war. Dann erschien ein sächsischer Offizier des Generalstabs, dessen Name einen guten Klang in der Artillerie hatte, Oberstleutnant Heydenreich. Er sollte ursprünglich nur zu seiner Belehrung der Belagerung von Paris beiwohnen, wurde aber schließlich Chef des Stabes und wertvoller Ratgeber des Prinzen. Als Instrukteur für die Vierundzwanzigpfünder und 21-cm-Mörser erschien noch ein Major Sallbach vom Kriegsministerium, der spätere Präses der Artillerieprüfungskommission, zuletzt General d. Art. und Inspekteur der Fußartillerie. Häufig holte sich der Prinz auch Rat bei dem besten Mathematiker der Artillerieprüfungskommission, dem Feuerwerksleutnant Pohn. Seine genauen Berechnungen für das Schießen schwerster Kaliber trugen, wie Hohenlohe berichtet, „das Gepräge der Sorgfalt eines Gelehrten“. Fürwahr, Doppelmair konnte sich keine besseren Lehrmeister wünschen! Es existiert übrigens ein Gemälde des Malers Prof. Freyberg, auf dem Doppelmair mit dem Prinzen, Braumüller und Kaas zu sehen sind. Der damalige junge Künstler machte den Krieg im Gefolge des Prinzen Albrecht (Vater), Kommandeur der 4. Kavallerie-Division mit, war aber gerade in Versailles, da Prinz Albrecht dort wegen eines Augenleidens behandelt wurde, und besuchte den Prinzen Hohenlohe. Dieser schlug ihm vor, eine Skizze von der Stellung einer feuernden Batterie mit den Forts Issy, Mont Valérien und Paris im Hintergrund zu zeichnen. Dies tat er in völliger Ruhe ungeachtet der französischen und preußischen Granaten, die über ihn hinwegsausten. Aus der Skizze entstand später das Ölgemälde. (Das Bild ist im 4. Band der Erinnerungen des Prinzen Hohenlohe wiedergegeben.)

Das kameradschaftliche Verhältnis zwischen dem Prinzen und Doppelmair bestand auch nach dem Kriege weiter. Letzterer war in Berlin geblieben, wie es scheint als Militärattaché bei der russischen Botschaft, offenbar wohl wegen der guten Beurteilung, die sein Gastgeber über ihn in Petersburg abgegeben hatte. Leider sollte die Freundschaft der beiden Kriegskameraden nur von kurzer Dauer sein. Am 27. Oktober 1871 hatte der Prinz ihn und den Oberstleutnant Heydenreich zum Mittagessen eingeladen. Man wartete jedoch vergeblich, bis der Prinz am Abend zu seinem großen Schmerz erfuhr, daß Doppelmair verstorben sei. Beim Spazierenreiten im Tiergarten war sein Pferd in der Nähe des Zoologischen Gartens über einen von ruckloser Hand über den Weg gezogenen Eisendraht gestürzt, wobei Doppelmair der Schädel zerschmettert wurde. So stellt Hohenlohe den Vorgang dar¹. Abweichend davon ist der Bericht in den „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ Nr. 254 vom 29. Oktober 1871. Danach wäre Doppelmair am Nachmittag des 27. Oktobers mit dem Rittmeister vom 2. Garde-Drägoner-Regiment v. Czetztritz-Neuhaus zum Hippodrom geritten. Dort hätten die Herren die Pferde gewechselt. Gleich nach dem Aufsteigen wäre das Pferd Doppelmairs mit ihm durchgegangen und bei einer kurzen Wen-

dung an der Schleusenbrücke dicht am Zoologischen Garten gestürzt, wobei Doppelmair den Tod gefunden habe².

Anfang Dezember 1871 wurde Hohenlohe zur Teilnahme am Fest des Georgen-Ordens nach Petersburg eingeladen. Diesen Orden, der nur vor dem Feinde erworben werden kann, besaß der Prinz. Auf dem Fest sprach Kaiser Alexander dem Prinzen Hohenlohe wiederholt seinen Dank dafür aus, daß er dem so tragisch ums Leben gekommenen Doppelmair als seinen Gast 10 Monate im Kriege bei sich gehabt habe.

Aus den freundschaftlichen Beziehungen, die sich zwischen dem Prinzen Hohenlohe und Doppelmair während des Krieges 1870/71 anbahnten und nach Friedensschluß, als der Prinz Inspekteur der 2. Artillerie-Inspektion in Berlin war, weiter gepflegt wurden, kann man schließen, daß die Initiative, dem jungen russischen Oberst einen Gedenkstein zu setzen, dem Prinzen Hohenlohe zuzuschreiben ist. Der ebenfalls mit Doppelmair befreundete Major Sallbach, der den jungen Offizier während des artilleristischen Angriffs auf Paris schätzen gelernt hatte, ist dann wohl der Anregung Hohenlohes gefolgt und hat mit anderen Freunden Doppelmairs 1872 den Gedenkstein mit Genehmigung der Tiergartenverwaltung setzen lassen³.

Anmerkungen:

¹ Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. 8. Auflage, Berlin 1908, Bd. 4, S. 499.

² Ebenso der Bericht in der Kreuzzeitung vom 31. 10. 1871, wo ergänzend mitgeteilt wird, daß die Leiche am 29. Oktober nach Riga übergeführt worden ist.

³ „Nachweisung der im Tiergarten zu Berlin befindlichen Denkmäler“, lfd. Nr. 9 betr. Doppelmair. Landesarchiv Berlin, Pr. Br. Rep. 42 Nr 3275.

Bücherschau

Johannes Hoops: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde.

Bd. 1, Lfg. 1: Aachen — Ahnenglaube. Hrsgg. von H. Jankuhn, H. Kuhn, K. Ranke, R. Wenskus. Berlin: de Gruyter 1968, 2. neu bearb. und stark erw. Auflage. 112 S., zahlr. Skizzen und Abb.

Die erste Auflage dieses bekannten Nachschlagewerkes ist bereits 1911 erschienen und daher längst vergriffen. Bei der jetzt begonnenen Neuauflage wurden die Grundgedanken der 1. Auflage natürlich beibehalten, doch war der wissenschaftliche Fortschritt der verfloßenen 50 Jahre zu berücksichtigen, was zu einer Einbeziehung neuer Fachgebiete wie z. B. Paläobotanik, Geographie und Bodenkunde führte. Aufgelockert wurde die Beschränkung auf das germanische Altertum durch Hereinnahme etwa der slawischen Gruppen wie auch durch zeitliche Fortführung mancher Artikel bis in das Mittelalter. So erwächst eine umfassende kulturgeschichtliche Darstellung, die auch dem märkischen Landeskundler wichtige Hilfe zu bieten vermag. Das gilt nicht nur bei so einleuchtenden Schlagworten wie *Abodriten*, womit gleichzeitig in die Probleme der deutschen Ostsiedlung hineingeführt wird (das Stichwort *Lutizen* wird später speziell brandenburgische Belange berücksichtigen), *Acker- und Flurformen*, *Ackermaße*, *Agrarverfassung* und *Adlersymbolik*. Durch den lexikalischen Aufbau nach Stichworten kann sich der Benutzer auch leicht über solche Fragen unterrichten, die in der historischen Literatur gar nicht oder nur am Rande berührt werden, wie etwa, was früher mit dem *Abfall* geschah. — Von den bisher aufgeführten Personen wäre der für Nachrichten über die nordostdeutschen Verhältnisse des 11. Jahrhunderts wichtige *Adam von Bremen* hervorzuheben.

Wer also nicht mit fachlichen Scheuklappen durch die Welt geht, wird in diesem auf 8 Bände und 1 Registerband angelegten Werk reichhaltige Belehrung finden, zumal die Angaben über die wesentlichste ältere und neuere Fachliteratur weitere Nachforschungen erleichtern. Allerdings sind die hierfür aufzuwendenden Kosten nicht gerade niedrig, da die auf 5 Lieferungen berechneten Bände jeweils etwa 120 DM kosten werden.

Werner Vogel

Übersicht über die Bestände des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin-Dahlem.

Teil II. Zentralbehörden — andere Institutionen — Sammlungen. Bearb. von Hans Branig, Winfried Bliß, Werner Petermann. Köln: Grote 1967. 319 Seiten und 8 Bildtafeln.

Der erste Teil der Übersicht — Provinzial- und Lokalbehörden (Provinzen Brandenburg, Westpreußen, Posen) — ist in unserem Jahrbuch 18/1967, S. 149, besprochen. Der neue Teil II läßt im Inhaltsverzeichnis auf den ersten Blick die Zertrümmerung und Zerstreuung des einstigen Reichtums erkennen: soviel Seiten, fast ebensoviele Repositoren. Das Vorwort geht ausführlich auf diese Schicksale ein und würdigt die selbstlose und aufopferungsvolle Arbeit aller Angehörigen des G.St.A., besonders in den ersten Jahren nach 1945, bei der Sicherung, Wiederbeschaffung und Erschließung der Bestände. Liest man die Anzeige der Übersichten von 1934-35 durch Joh. Schultze in den Forschungen zur Brand.Preuß. Geschichte, Bd. 47, 188 und 48, 417 — voller Genugtuung über die Erfassung dieser wirklichen Schätze (Teil I von E. Müller und E. Posner, Teil II von H.-O. Meißner und G. Winter, so empfindet man schmerzlich den Verlust. Gleichwohl, so zerstückelt die heutige Aufzählung wirken mag: die Reste sind nun erst recht ein Schatz, der hier mit fast 40 S. Register erschöpfend aufgeschlüsselt ist. Lesenswert sind die 40 S. Nachlässe in Rep. 92, zumal der Briefwechsel Friedrich Meinecke (6000 Briefe) in dem kaum ein bedeutender Historiker der Zeit fehlt. Weiterführend sind die Verweise auf andere Archive. Auch unsere Landesgeschichte findet genügend Stoff. Die IX. Hauptabteilung, Karten- und Bildersammlung, S. 253 f., zählt für Prov. Brandenburg allein 413 Ortspläne (1550—1945) und 425 für den Raum Groß-Berlin (1650—1963). Beim Durchblättern erlebt man preußische und deutsche Geschichte bis in die jüngste Vergangenheit. Lest und forscht.

Eberhard Faden

Übersicht über die Bestände des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam (Staatsarchiv Potsdam).

Teil II: Behörden und Institutionen in der Provinz Brandenburg 1808/16 bis 1945. Bearb. von Lieselott Enders, Gebhard Falk, Hartmut Harnisch, Rudolf Knaack, Joachim Schölzel u. a. (= Veröff. d. Brand. Landeshauptarchivs Staatsarchiv Potsdam, hrsgg. von Friedrich Beck, Bd. 5). Weimar: Böhlau 1967. Leinen 762 S., 2 Karten.

In ebenso erstaunlicher wie erfreulich rascher Zeitfolge ist auf den 1. Band der Beständeübersicht des LHA Potsdam, das seit 1965 Staatsarchiv Potsdam heißt, der zweite Band erschienen. Bei ungefähr gleichem Umfang wie der 1. Band vermittelt er einen detaillierten Einblick in die Bestände für die Zeit von den Stein-Hardenbergschen Reformen bis zum Zusammenbruch des Hitlerregimes. Allerdings zeigt diese zeitliche Gliederung, daß wichtige politische Einschnitte in der Geschichte eines Volkes nur bedingt Spuren im Behördenaufbau hinterlassen, die sich noch stärker verwischen, wenn man auf die Ebene der Registraturen hinabsteigt. Deshalb hat man die Guts- und Stadtarchive zusammenfassend bereits im 1. Band behandelt, obwohl die selbstgesetzte Zeitgrenze durchbrochen werden mußte. Man könnte auch noch das Kammergericht, die kurmärkische Ständerepositur u. a. hier anführen. Ganz entsprechend finden sich im zweiten Band eine Reihe von Behörden, deren Registraturen erheblich weiter, z. T. sogar bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurückreichen (Provinzialschulkollegium, die Generalkommissionen, Konsistorium, Regierung Potsdam).

Im Unterschied zur früheren, willkürlichen Aneinanderreihung der Reposituren im GStA bietet die in Potsdam eingeführte Tektonik — trotz einiger Inkonsistenzen — dennoch eine wesentliche Erleichterung beim Auffinden der gesuchten Materie. Förderlich für diese straffe Gliederung war, daß der alte Staatsapparat 1945 beseitigt wurde und dem Archiv nunmehr eine gewaltige Masse von Akten (sie werden mit weit über 10 000 laufende Meter angegeben) zufiel. Somit konnte die Überlieferung einer ganzen Gesellschaftsepode geschlossen archiviert und bearbeitet werden. Es kommt hinzu, daß das Territorium der 1816 gebildeten Provinz Brandenburg im wesentlichen bis 1945 unverändert blieb, so daß schwierige Bestandsabgrenzungen mit anderen Archiven, ausgenommen etwa Magdeburg, entfielen.

Nach einer allgemeinen territorial- und verwaltungsgeschichtlichen Einleitung wird der in mehrere Hauptgruppen gegliederte Bestand vorgeführt.

- A. enthält die zentralen staatlichen Behörden und kommunalen Institutionen der Provinz Brandenburg, allerdings auch nachgeordnete Behörden wie die lokalen Wasserstraßenämter;
- B. die Regional- und Lokalbehörden der Regierung Potsdam;
- C. die Regierung in Berlin, das Polizeipräsidium, die Staatspolizeileitstelle, den Staatskommissar der Hauptstadt Berlin sowie die Finanzverwaltung;
- D. entspricht dem Schema von B, aber für den Regierungsbezirk Frankfurt/O.;
- E. enthält sämtliche Justizbehörden (Gerichte, Staatsanwaltschaft, Strafvollzug und Notariat);
- F. die Reichsbehörden mit lokaler Zuständigkeit (Oberfinanzpräsident Berlin-Brandenburg, Reichspost- und Reichsbahndirektion und die Oberste Bauleitung Berlin der Reichsautobahn);
- G. nichtstaatliche Registraturbildner wie die Industrie- und Handelskammern, die Kreditinstitute, landwirtschaftliche Verbände, Wirtschaftsunternehmen, die NSDAP und ihre Gliederungen, die wissenschaftlichen und kulturellen Vereine, die Nachlässe u. a. m.

Diese Hauptgruppen gliedern sich in Abschnitte zur Behörden- und Bestandsgeschichte, geben den zeitlichen und mengenmäßigen Umfang des Bestandes an, schildern sehr eingehend den jeweiligen Bestandsinhalt, nennen die Archivhilfsmittel und die wichtigste Literatur.

Die beigegebenen Verzeichnisse der Urkunden- und Kartenbestände, das numerische Repositurregister und das Alphabetische Register wird man dankbar begrüßen, wenn auch letzteres reichlich knapp gehalten ist (5 Seiten für 2 Bände!). Die Besitzstandskarte für die Provinz Brandenburg gibt den Zustand bei Ausgang des 18. Jahrhunderts wieder, die zweite Karte zeigt die Verwaltungsgliederung der Provinz Brandenburg 1920. Beide Karten runden den guten Gesamteindruck des Werkes ab. Dank daher den Bearbeitern für die mühselige, aber ausgezeichnete Arbeit, die sie im Interesse und zum Nutzen der historischen Forschung geleistet haben.

Werner Vogel

Frido Metsk: Bestandsverzeichnis des Sorbischen Kulturarchivs in Bautzen.

Teil III: Das Depositum Wendenabteilung. (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung in Bautzen, Bd. 35.) Bautzen: VEB Domowina 1967. Leinen 171 S., 41 Abb.

Nach Abschluß des 1. Weltkrieges trat die sorbische Bewegung in der Lausitz aktiv hervor und versuchte, auf internationaler Ebene ihre Ansprüche als nationale Minderheit geltend zu machen. Als Gegenmaßnahme wurde im Reichsaußenamt eine besondere Stelle geschaffen, die sich mit der Überwachung der „wendischen Nationalbestrebungen“ zu befassen hatte. Bald danach eingeleitete Besprechungen führten zu einer Neuorganisation, der sogenannten Wendenabteilung, die zwar die zentralen Funktionen einer Reichsbehörde besaß, aber als Abteilung der Kreishauptmannschaft Bautzen eingerichtet wurde, da die Stadt Bautzen als Zentrum der politischen Wendenbewegung galt. 1935 erwuchs ihr ein Rivale im Bund Deutscher Osten, wobei eine zunehmende Radikalisierung in der Behandlung der Wendenfrage zu verzeichnen ist.

Dieses und weitere Einzelheiten zur Geschichte, Organisation und Tätigkeit der Wendenabteilung schildert Metsk in der Einleitung. In einem besonderen Kapitel nennt er die maßgeblichen Mitarbeiter der Wendenabteilung und stellt einige von ihnen im Bild vor. Das aus der Tätigkeit der Wendenabteilung erwachsene Material, das auch Presseauschnitte und Übersetzungen einschließt, wurde in einem eigenen Archiv der Wendenabteilung aufbewahrt. Leider hat das Archiv das Kriegsende nicht ohne Verluste überstanden und offenbar auch danach noch weitere erlitten, ehe es 1957 von der Domowina als Depositum dem Sorbischen Wendenarchiv übergeben wurde.

Einer tabellarischen Übersicht über den Bestand folgt ein sehr detailliertes Verzeichnis desselben, das nähere Aufschlüsse über den Inhalt des Materials bietet. Mit knapp 25 000 Blatt vermittelt das Depositum der Forschung sicherlich wertvolle und noch längst nicht ausgeschöpfte Einblicke in das politische, wissenschaftliche, kulturelle und Vereinsleben der Lausitzer Sorben aus den Jahren 1919–1945. Zugleich dürfte es aber auch zeigen, wie seitens der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus die Sorben zunächst „taktvoll“ behandelt wurden, wobei man neben der bloßen Überwachung versuchte, durch geeignete Maßnahmen die Eindeutschung voranzutreiben. Erst 1936 etwa setzte eine zunehmend härter werdende Politik ein, die zur Liquidierung eines eigenständigen Sorbentums mit seinem Vereins- und Pressewesen führte. Besonders bedauern wird man in diesem Zusammenhang, ebenso wie der Herausgeber, daß die sogenannten Wendenberichte größtenteils verloren sind.

Auf weiteren rd. 50 Seiten wird ein Spezialinventar geboten über die von der Wendenabteilung angelegte Sammlung von Aktenkopien aus verschiedenen Sachbereichen. Der heutige Kieler, damals noch Breslauer Professor Steller erscheint darin bereits um 1936 mit einer Abhandlung „Zur Wendenfrage“.

Eingehende Register über Personen, geographische Namen, Behörden, Vereinigungen, Firmen, Publikationsorgane usw. sind wertvolle Hilfsmittel zur Erschließung des Bestandsverzeichnisses aber auch des Bestandes selbst. Abschließend wäre noch die Auswahlbibliographie von neueren Beiträgen zur Sorbenpolitik des Deutschen Reiches zwischen 1918 und 1945 zu erwähnen.

Werner Vogel

Zur Geschichte der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse in Preußen 1810–1933.

Spezialinventar des Bestandes Preußisches Ministerium für Handel und Gewerbe — Band 1, 1. und 2. Teil. Bearb. von Herbert Buck. Weimar: Böhlau Nachfolger, 1. Teil 1966, Leinen, 667 S. — 2. Teil 1968, Leinen, 633 Seiten.

In der beachtenswerten Schriftenreihe des Deutschen Zentralarchivs, herausgegeben von Helmut Lötze, erschien bereits 1960 bei Rütten und Loening, Berlin, im Zuge der Erstveröffentlichung dieses Spezialinventars zunächst der 2. Band. 1966 und 1968 hat nunmehr der Böhlau-Verlag auf der Grundlage des Bestandes Rep. 120, Preußisches Ministerium für Handel und Gewerbe, in der Historischen Abteilung II des Deutschen Zentralarchivs in Merseburg den 1. Band vorgelegt. Des Umfanges wegen ist dieser in zwei Teile gegliedert. Es ist ein hochanzurechnendes Verdienst des Sachbearbeiters Herbert Buck und seiner Archiv-Mitarbeiter, mit dieser Veröffentlichung wertvolles Archivgut so ausführlich zu präsentieren und dieses damit allen Historikern für Aufnahme und Weiterführung der eigenen Forschungsarbeiten zugänglich zu machen. Ein mit vorbildlicher Sorgfalt und Genauigkeit aufgestelltes Nachschlage-Register, gegliedert in ein geographisches Register, ein Register der gewerblichen Unternehmungen und ein Stichwortregister, erleichtert wesentlich die Benutzung des Werkes. Es wird noch ergänzt durch eine Aufstellung von Auszeichnungen an Vertreter der Wirtschaft, z. B. an Kaufleute und Gewerbetreibende in der

Provinz Brandenburg ausschließlich Berlins, als Unterlage für die Entwicklung der einzelnen Industriezweige und Produktionsbetriebe. An dem in den Bänden dargelegten Quellenmaterial wird keiner vorbeigehen, der sich mit der Wirtschafts- wie Sozialgeschichte, sei es in Berlin oder in der Mark Brandenburg, sei es überhaupt in den preußischen Ländern, beschäftigt. Hinzu kommt, daß die lange Periode des Aktenanfalls, von 1798 bis 1935, einen wesentlichen Zeitabschnitt preußischer Geschichte berührt. Die Namen fast aller bedeutenden Persönlichkeiten dieser Zeit treten in den Akten auf, so z. B. Hardenberg, Beuth, Kunth, Bismarck, Wilhelm II., Emil und Walther Rathenau, Wissell, Severing, Treviranus, Stegerwald, Brüning, Schacht. Die Vermerke der Herausgeber zu den einzelnen Archivaliengruppen und Einzelakten deuten auf gründliche Kenntnis der Archivbestände. Mit ausgeprägtem Verständnis für Aufgaben und Absichten der Wirtschaftshistoriker werden die Hinweise zu den Akten gegeben. Sie erlauben dem Leser, für ihn wissenswerte Fakten aus der Fülle des Archivmaterials zusammenzutragen, zu gruppieren und in zusammenfassenden Sonderstudien zu verwerten, z. B. zur Geschichte des Eisenbahnwesens oder zur Güteraufteilung und Neubesiedlung in der Mark Brandenburg von 1890 bis 1930. Selbst Details, wie sie der Landesgeschichtler und Ortshistoriker gern aufgreift, finden Berücksichtigung, etwa (8) Aufhebung des Holzmonopols für Berlin und Potsdam 1809 mit Nachweis der „Holzablagen“, oder (25) Aufhebung der Wollmagazine in der Mark 1809, ferner (106) Auseinandersetzungen zwischen Carstenn-Lichterfelde und dem Militärfiskus 1892 oder schließlich (334) Naturpfad im Bredowschen Forst Krs. Osthavelland wie (888) Wirtschaftliche Reiseberichte über die Provinz Brandenburg 1816—1818. Fast verwirrend ist die Fülle der Akteneinzelheiten auf allen Gebieten, in 32 Unterteilungen gegliedert: Handel, Gewerbe, Industrie, Banken, Finanzen, Wasserwirtschaft, Kanalbauten, Innen- wie Außenpolitik, Fremdenverkehr, Schulwesen, Medizin, Sport und Turnen, Ausstellungen, Theater, Zeitungen, Konzerte, politische Parteien, Gewerkschaften und weitere Organisationen. Kaum ein Gebiet, das im pulsierenden Leben von fast 1½ Jahrhunderten preußischer Geschichte nicht berührt worden wäre: — in diesen Akten ist es mit seinem Tagesgeschehen festgehalten.

Alles in allem: eine verdienstvolle Veröffentlichung, ein wertvolles Nachschlagewerk. Mit Interesse sieht man dem baldigen Erscheinen des angekündigten 3. Bandes entgegen.

Gerhard Küchler

Ilja Mieck: Preußische Gewerbepolitik in Berlin 1806—1844.

(= Veröff. d. Hist. Komm. zu Berlin, Bd. 20, Publikationen zur Geschichte der Industrialisierung, Band 1) Berlin: de Gruyter 1965. Leinen. IX, 276 Seiten.

Unser verstorbener Ehrenmitglied, Professor Dr. Willy Hoppe, damals Vorsitzender des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, wies vor Jahren in wiederholten Gesprächen in unserem Kreis darauf hin, daß die Zukunft eine Ausweitung der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung bringen würde, obwohl diese bis dahin von den Archiv-Historikern vernachlässigt worden wäre. Die Arbeit von Ilja Mieck ist eine der ersten Veröffentlichungen auf dem Gebiet industrieller Geschichtsforschung in Berlin, die diese Voraussage bestätigt. Sie fügt sich ein in das Wirken des Arbeitskreises für Industrialisierungsgeschichte der Historischen Kommission und ist ein Ergebnis der endlich zustande gekommenen Gemeinsamkeit der historischen Forschungen der verschiedenen Disziplinen an der Freien Universität, so hier insbesondere der Nationalökonomie und der Soziologie. Anhand der Akten Rep. 120 des Preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe — vgl. vorgehende Rezension zu Herbert Buck, Zur Geschichte der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse in Preußen 1810—1933 — des Berliner Polizeipräsidiums, der Seehandlung und der Gewerbe-Deputation des Berliner Magistrats, ist diese Arbeit, ausgeweitet und ergänzt, entstanden aus der Dissertation des Verfassers „Merkantilismus und Liberalismus in der preußischen Gewerbepolitik von 1815 bis 1844 unter besonderer Berücksichtigung Berlins“. Der Autor legt in Auswertung und Anführung eines umfangreichen Quellen- und Literatur-Nachweises zunächst dar, wie sich das merkantilistische System Anfang des 19. Jahrhunderts überlebt hat. Andererseits, wie seine konservativ-erstarrte Wirtschaftsform auf die liberalen Wirtschaftsverordnungen von 1810 und 1811 prallte. Die liberale Gesetzgebung verschlechterte besonders die wirtschaftliche Lage in einigen Berliner Gewerbebezirken. So war die Gewerbeförderung notgedrungen Hauptanliegen der Gewerbepolitik. Erst der aus Kleve gebürtige Peter Christian Wilhelm Beuth vermochte mit seinem glänzenden Organisationsgeschick und der seltenen Befähigung, menschliche Beziehungen wie behördliche Unterstützung zu aktivieren, „die Förderung und Hebung des vaterländi-

schen Gewerbebeileißes wie kein anderer zu irgendeiner Zeit oder in irgendeinem Lande durchzusetzen". Er weckte die verkümmerte Privatinitiative durch staatliche Mittel und doch auch gewisse merkantilistische Maßnahmen. Letztere dienten jedoch der individuellen Unternehmensförderung und erhielten dennoch eine tiefere ethische Legitimierung im Sinne der Gedankenwelt eines Karl Freiherr vom und zum Stein. Der Verfasser legt dar die Organe und Mittel der staatlich gelenkten Gewerbebeförderung, die Ministerialinstanz, die Technische Deputation für Gewerbe und den berühmten 1822 gegründeten Verein zur Beförderung des Gewerbebeileißes in Preußen. Er schildert, wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts die westeuropäische, namentlich englische Industrie der preußischen überlegen war und wie sich dies besonders ungünstig auf Berlin auswirkte. Förderlich hingegen, wiederum besonders für Berlin, wirkte die Technische Deputation für Gewerbe, doch etwas schwerfällig. Die private Initiative, später im lebhaften Auftrieb durch den Gewerbeverein, setzte sich durch, wie am Beispiel des Dampfmaschinenbaus durch den jungen Berliner Georg Christian Freund gezeigt wird. Die Anzahl der Dampfmaschinen, als Kennziffer des Fortschritts der maschinellen Technisierung gewertet, stieg von 8 Stück im Jahre 1820 auf 123 Stück im Jahre 1843. Andere Organe der Gewerbebeförderung waren das gewerbliche Schulwesen, das Gewerbe-Institut, die Gewerbeschule. Direktor der letzteren war der bekannte Karl Friedrich von Klöden. Einer ihrer meist genannten Schüler Theodor Fontane, der am 1. Oktober 1833 in die Anstalt eintrat. So holte bildungsmäßig wie auf dem Gebiet der fabrikmäßigen Produktion und des Maschinenwesens innerhalb von 30 Jahren die Berliner Wirtschaft den Vorsprung der westeuropäischen ein. Sie wurde auch auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig. Die drei Jahrzehnte staatlich organisierter Gewerbebeförderung zeigten auf der Allgemeinen Deutschen Gewerbeausstellung 1844, daß sich die liberalen Wirtschaftsweisen auch bei den Gewerbetreibenden durchgesetzt hatten. In der vortrefflichen, beachtenswerten Arbeit vermißt der Rezensent lediglich Hinweise auf die sozialgeschichtliche Problematik der Periode; — in all den fördernden Einrichtungen des Frühkapitalismus die Beachtung des zugleich beginnenden Wachstums seines spezifischen Feindes, des industriellen Proletariats.

Gerhard Küchler

F. W. A. Bratring: Statistisch-topographische Beschreibung der gesamten Mark Brandenburg.

Kritisch durchgesehene und verb. Neuausgabe von Otto Büsch und Gerd Heinrich. Mit einer biographisch-bibliographischen Einführung und einer Übersichtskarte von G. Heinrich. (= Veröff. d. Hist. Komm. zu Berlin, Bd. 22, Neudrucke Bd. 2) Berlin: de Gruyter 1968. Leinen. 1568 Seiten, 1 Karte.

Mit anscheinend nie erlahmender Schaffenskraft hat Gerd Heinrich, jetzt Professor an der Pädagogischen Hochschule Berlin, die Neuausgabe dieses längst vergriffenen Standardwerkes besorgt, die „dem Nestor der brandenburgischen Geschichtsforschung, Prof. Dr. Johannes Schultze“ gewidmet ist. Das einst (1804-09) in drei Teilen erschienene Werk Bratrings bedarf eigentlich keiner eingehenden Würdigung, denn es ist in Fachkreisen gut bekannt, wenn es auch noch längst nicht hinreichend benutzt und ausgeschöpft worden ist. Bester Beweis dafür ist die in diesem Band besprochene Arbeit Müllers über die märkische Landwirtschaft. — Bratring konnte sich bei der Abfassung seines umfangreichen Werkes auf die amtlichen Unterlagen stützen; als Stichpunkt der statistischen Angaben wählte er im allgemeinen das Jahr 1801. Für Kurmark und Neumark werden das Land und seine Beschaffenheit, die Einwohner, ihre Geschichte und Kultur, die Verfassung, das Militärwesen, Industrie und Wirtschaft u.a.m. geschildert. Die Ausführungen fußen dabei in wesentlichem Maße auf dem nachfolgenden statistischen Teil, der nach Kreisen gegliedert ist. Der dabei verwandte Spaltensatz läßt sich vielleicht am besten durch ein Beispiel verdeutlichen, etwa Kladow, um damit auf einen Beitrag dieses Bandes Bezug zu nehmen.

Cladow / Dorf und Erbzinsvorwerk / 11 Ganzbauern, 2 Kätner, 3 Einlieger, Krug / Schlechter Sandboden, kein Brunnen / 19 Feuerstellen / 123 Menschen / 44 + 6 Hufen / Besitzer Domänenamt Spandow / Mutterkirche, Inspektion Potsdam. Am Schluß befindet sich ein Ortsregister über alle drei Teile. Als Anhang haben die Herausgeber einen Beitrag Bratrings „Über die Mineralprodukte und Hüttenwerke der Kurmark“ beigegeben.

Die von Heinrich bearbeitete Übersichtskarte ist im wesentlichen ein Zusammendruck der Thudichumschen Gemeindegrenzkarte von 1900, jedoch mit Einfügung der Ortsnamen, farblicher Hervorhebung der Wasserläufe etc. und der alten Grenze der Kreise um 1800. Das Kartenbild bleibt durch die sparsamen Eintragungen sehr übersichtlich und erleichtert die Benutzung des Bratring. Die Bratring-Biographie und die Bibliographie gewinnen schon

rein umfangmäßig die Bedeutung eines selbständigen Werkes. Letztere macht einmal mehr schmerzlich bewußt, wie sehr uns eine gründliche und umfassende Bibliographie zur brandenburgischen Geschichte fehlt. Es gibt zwar verschiedene Ansätze, darunter auch solche von Heinrich, aber durch Unvollständigkeit und durch ihr verstreutes Erscheinen wird die Benutzung erschwert und man gewinnt keine echte Übersicht. Aus zufälligen Beobachtungen ergab sich berichtend zu Nr. 302, Krabbo, Regesten, das wohl versehentlich Lfg. 1—11, Leipzig 1910 ff. nicht genannt werden; der Heimatkalender Prenzlau (Nr. 982) erscheint in Neuer Folge seit 1958; der Verfasser der „Geschichte von Stadt und Kreis Schwiebus“ (Nr. 1214) ist Gustav Zerndt.

Ein gutes Beispiel biographischer Forschung und Darstellung zu märkischen Persönlichkeiten ist Heinrichs Beitrag über Friedrich Wilhelm August Bratring (1772–1829). Auf seinen „wechselvollen Berufs- und Lebensweg“ kann hier nicht näher eingegangen werden, hervorzuheben sei nur, daß gerade Bratring sehr häufig sich des Ausdrucks „brandenburgische Landesgeschichte“ bediente. Auf 26 Seiten breitet Heinrich das mühselig und mit äußerster Akribie gesammelte Material aus, wirkungsvoll ergänzt durch ein unbekanntes Bratring-Bildnis aus dem Privatbesitz von J. Schultze. Den Abschluß bildet ein Verzeichnis der gedruckten und ungedruckten Schriften Bratrings.

Werner Vogel

Hans-Heinrich Müller: Märkische Landwirtschaft vor den Agrarreformen von 1807.

(= Veröff. d. Bezirksheimatmuseums Potsdam, H. 13). Potsdam 1967 232 S., 30 Abb.

Der Vf. hat mit großer Sorgfalt und Umsicht die umfangreiche Literatur zu diesem Spezialgebiet, insbesondere alte Statistiken, Reisebeschreibungen, agrartheoretische Schriften verarbeitet und durch Heranziehung einschlägiger Quellen ergänzt. Thema der Arbeit war, am Beispiel Brandenburgs die Entwicklung der Produktivkräfte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu untersuchen. Als Voraussetzung hierzu schildert Müller sehr ausführlich die in Brandenburg herrschenden geographischen und klimatischen Verhältnisse, die sich daraus ergebenden Folgen für die Anlage von Dorf und Feldmark, die Bodenverhältnisse, die Zusammenhänge zwischen Bevölkerungswachstum, auswärtigen Wirtschaftsbeziehungen und ökonomischer Entwicklung. Auf dieser Basis erfaßt er die Bodennutzungssysteme, die Anbauverhältnisse und beschreibt die Feldarbeit, die Ackergeräte und die Erträge.

Die Bodenqualität ist in Brandenburg bekanntermaßen nicht sehr gut. Rund die Hälfte sind Sandböden. Die guten, ertragsfähigen Böden der Oder- und Wartheniederung, aber z. T. auch in den anderen Kreisen, sind erst das Produkt menschlicher Arbeitskraft, nämlich der Meliorationen. Diese Arbeit ruhte selbstverständlich auf den Schultern der Bauern. Der Anteil des Königs, der preußischen Behörden und des Adels an diesem Meliorationswerk wird aber vom Vf. doch unterbewertet. Ohne die staatlichen Zuschüsse, ohne den landesherrlichen Druck auf den Adel als Grundbesitzer, ohne die Heranziehung von Einwanderern, die von der religiösen Toleranz beispielsweise verlockt wurden, wären viele Arbeiten gar nicht erst begonnen, geschweige denn vollendet worden. Die historisch-materialistische Methode wird hier, unter Mißachtung der Dialektik des Prozesses, zu einseitig angewandt. Auch die Einteilung der Bauern in Voll-, Ganz- oder spannfähige Bauern, Kossäten und Tagelöhner (S. 27 und öfter) entspricht nicht dem sozialen Standesbewußtsein der Bauern, die Kossäten und Tagelöhner nie als Bauern anerkannten.

Der Vf. stellt klar heraus, daß Frondienste und vielfältige Abgaben die Bauern so erheblich belasteten, daß sie ihr eigenes Land nicht voll ausnutzen konnten. Außerdem bedingten die Spanndienste einen — am Gesamtviehbestand gemessen — überhöhten Anteil von Zugvieh und damit auch schlechteren Dünger (S. 47). Trotzdem konnten Bauern und ganze Dörfer gelegentlich so viel Kapital ansammeln, daß sie Ausgang des 18. Jahrhunderts in der Lage waren, Gutsländ zu pachten, ja sogar ganze Rittergüter aufzukaufen. Im allgemeinen war der Bauer aber nicht kapitalkräftig genug, um sich radikal von der alten Betriebsweise abzuwenden. Deshalb konnte die Separation zunächst vornehmlich auf den Gütern durchgeführt werden, während die Bauern vielfach auf der Feldgemeinschaft beharrten.

Ein entscheidender Fortschritt wurde mit der Einführung der „englischen Wirtschaft“ (Fruchtwechsel, Abkehr von der Brache) auf den Gütern des Grafen Kameke (1767) in die Wege geleitet. Friedrich der Große folgte dem Beispiel auf den Domänen. Daneben entwickelte sich die Koppelwirtschaft mit ihrem periodischen Wechsel zwischen Getreide- und Grasschlag, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts im Kreis Ruppin nachweisbar ist. Eine

speziell „märkische Koppelwirtschaft“ zeichnet sich durch Einbeziehung der Hackfrüchte in die Hauptschläge und durch eine besondere Art der Weidewirtschaft aus (S. 56).

Rasche Ausbreitung fand auf den Sandböden der Mark die Kartoffel; auch Hopfen, Tabak, Flachs, Krapp, Klee, Luzerne, Rüben, Kohl und Gemüse wurden angebaut.

In seiner fesselnden Studie gelingt dem Vf. der Nachweis, daß die brandenburgische Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts keineswegs stagnierte, sondern eine positive Entwicklung zeigt; weniger geglückt scheint mir der Versuch, die These zu beweisen, daß nicht der Adel das treibende Element gewesen ist, sondern vor allem die Pächter der adeligen Güter und Domänen, nicht zuletzt auch die Bauern selbst, die 60—70 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche in Besitz hatten. — Die für die landwirtschaftliche Entwicklung maßgebenden Beispiele werden meist dem Bereich der adeligen Großgrundbesitzer entnommen. Hier vor allem waren die Voraussetzungen gegeben, neue Methoden einzuführen. Bei der vom Vf. beobachteten Verpachtung adeliger Güter wäre zu differenzieren, ob sie zeitbedingten Gründen entsprang und wer der Pächter war; vielfach entstammten sie nämlich ebenfalls dem Adel. Es bliebe auch die historische Entwicklung der Rolle des märkischen Adels zu berücksichtigen, der im 18. Jahrhundert häufig als Offizier, im 19. Jahrhundert in der staatlichen Verwaltung tätig war.

Werner Vogel

Werner Radig: Das Bauernhaus in Brandenburg und im Mittelbegebiet.

(Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Band 38). Berlin: Akademie-Verlag 1966. 104 S., 75 Abb.

Das auch äußerlich sehr ansprechende Heft gehört zu einer Schriftenreihe über die ländliche Volksbauweise, die 1965 mit dem „Bauernhaus in Mecklenburg“ (Karl Baumgarten) begann und inzwischen auch den gleichen Komplex in Sachsen (Alfred Fiedler / Joachim Helbig, 1967) behandelte. Die älteren unserer Mitglieder und Freunde kennen den Autor noch persönlich von gemeinsam veranstalteten Exkursionen und Vorträgen, allgemein gekannt und geschätzt ist sein instruktives Buch über die „Frühformen der Hausentwicklung in Deutschland“, das 1958 von der Deutschen Bauakademie vorgelegt wurde. Diesmal ist der Rahmen nicht so weit gespannt, er umfaßt hauptsächlich die heutigen Bezirke Potsdam und Frankfurt/Oder sowie Magdeburg und Halle. Gut gegliedert und durch zahlreiche Fotos und Bauaufnahmen belebt, läßt der Text eigentlich nur den Wunsch offen, wieder einmal — wie früher so oft — durchs Brandenburger Land streifen zu können, um sich von dem mit großer Liebe und Sachkenntnis Geschilderten an Ort und Stelle unmittelbare Eindrücke zu verschaffen. Im heutigen Baubestand der mittleren Mark vermißt Radig „die allein stehenden, d. h. im oder am Hof errichteten Speicher“. Sollten die „Käschhäuser“ im oft und gern von uns besuchten Neuholland bei Oranienburg wirklich restlos verschwunden sein?

Kurt Pomplun

W. M. Frhr. v. Bissing: Friedrich Wilhelm II. König von Preußen.

Ein Lebensbild. Berlin: Duncker u. Humblot (1967), 187 S.

Der König der folgenschweren elf Jahre (1786—1797) ist noch immer allgemein bekannt durch den für Preußens Königtum einzigartigen Liebesbund mit Wilhelmine Enke, nach der Ehescheidung der Geliebten 1769 von Friedrich d. Gr. als Mätresse anerkannt und mit auskömmlichem Jahresgehalt ausgestattet, 1796 zur Gräfin v. Lichtenau erhoben (vgl. unser Jb. 6/1955, Branig: Aus den späteren Lebensjahren der Gr. v. L.; 13/1962, Berckenhagen: Bildnisse der Gr. v. L.). Bissings Buch liest sich gut, stellenweise spannend. Doch ist es nicht leicht, ihm gerecht zu werden, weil es im Streben nach eigener Gerechtigkeit den Leser fast überfordert. Es erinnert darin an gewisse biographische Titel: „War alles falsch?“ oder „Manches war anders“.

Der Vf. unternimmt es, ein neu gestaltetes Bild zu geben, „wissenschaftlich begründet und weniger einseitig“. So weiten sich denn die Kapitel, die das militärische und politische Wirken und Einwirken des Königs zu erweisen bemüht sind, zu einem Stück preußischer Staatsgeschichte, die über den Rahmen der Landesgeschichte hinausgeht. Doch selbst in ihnen klingt — der Vf. ist unbefangen genug — leise aber vernehmlich jener herrschende Grundton an, der das ganze Buch fast notwendig durchzieht. In der langen Reihe vom Wäschermädchen Horst der Jugentage über zwei legitime und zwei morganatische Ehen bis zur 19jährigen Schauspielerin Schulzki am letzten Krankenlager erhält die eine, die sich ihm versagt, sogar ein besonderes Kapitel „Intermezzo“ (S. 101—113): die Frankfurter Bankierstochter Sophie v. Bethmann, wohl wegen der charakteristischen Briefe des Königs

(1793—95), die in langen Auszügen mitgeteilt werden. Hier sei doch — „weniger einseitig“ — ein gleichzeitiger königlicher Zug dieses Königs nachgetragen. In seiner Gegenwart hatten Preußen und Hessen am 2. 12. 1792 die alte Krönungsstadt von den Franzosen befreit. Noch heute zeigt man dort vor dem Friedberger Tor das Denkmal, dessen Inschrift oft ohne Anfang, den Stifter, wiedergegeben wird: „Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, den edlen Hessen, die im Kampf fürs Vaterland hier siegend fielen.“

Man weiß: der König war bestrebt, die starre Staatsräson seines Vorgängers zu mildern. Aber hinter die Kennzeichnung des Vf. (eingangs S. 11), Friedrich sei „von seinen Untertanen gefürchtet gewesen, wie ein wildes Tier“ (Boswell) — gehört ein doppeltes Fragezeichen. Der mehrfach vom Vf. in Anspruch genommene junge Schotte (24), „ein Skalp-jäger nach Berühmtheiten aller Art“ (Gustav Radbruch: Gestalten und Gedanken, S. 60), in Berlin und Potsdam Juli-September 1764, verfehlte das Hauptziel seiner Europareise, „dem großen König“ vorgestellt zu werden. Das zuerst seitenlang begeisterte Tagebuch schließt plötzlich verärgert: „Es ergab sich keine Gelegenheit dazu. Dieser König wird gefürchtet wie ein wildes Tier. Mit meiner Vorliebe für die Monarchie ist es aus.“ Wahrhaft ein Kronzeuge! —

Gerade der menschlich Denkende wird annehmen, Friedrich Wilhelm, der unter der harten Schule des Oheim-Erziehers gelitten, werde das, was er hier vermißt hatte, den eigenen Söhnen (2., nicht 1. Ehe, S. 27 u. 52) doppelt gewidmet haben. Dazu sagt der Vf. nur den einen Satz: „Eine besondere Liebe zu diesen Kindern entwickelte sich in ihm nicht“ (S. 27). Stark herausgestellt wird dagegen seine Selbstherrlichkeit. Den Entwurf des Allgemeinen Landrechts ändert er im Entscheidenden; der König steht über dem Gesetz. Selbst in seinen Liebschaften wollte der Nachfolger Friedrichs zeigen, wie ungehemmt seine Macht als absoluter König war und welcher körperlichen Kräfte er sich erfreute“ (S. 57). Der Vf., der mit einem gewissen Geltenlassen, doch ohne Schonenwollen schreibt, beruft zum Verstehen dieses Charakters, in dem der fromme Christ mit dem jederzeit sinnlichen Erdenmenschen seltsam unverbunden verbunden war, immer wieder die Zeit: „Er war ein Kind des Rokoko.“ Das vermag nicht zu überzeugen — hatte dieser Rokokomensch (1744—97) doch das Gegenbild unmittelbar neben sich! Es lebte in seinem wenig jüngeren Bruder, dem früh verstorbenen Prinzen Heinrich (1747—67), dem der Oheim die ergreifende, unvergessene „Gedenkrede“ gewidmet hat — es lebte im Familienkreise der mecklenburgischen Prinzessinnen Luise und Friederike, die bei ihrer Großmutter (nicht Tante, S. 102) in Darmstadt aufwuchsen und dann seine Schwiegertöchter wurden. Höre man dazu die nicht angezogene Biographie Luisens von Bailleu: „Man kannte die Zustände in Berlin, es gehörte Mut dazu, mit dem preußischen Hofe in Verbindung zu treten.“

Den erwünschten Schluß für diese Zeit der Günstlinge, Geister und Geliebten leiht dem Vf. Fontane im Marquardt-Kapitel des „Havellands“: „Niemals ist eine ganze Epoche so weit über Recht und Gebühr hinaus gebrandmarkt worden, wie die Tage Friedrich Wilhelms II.“ Aber wie zeichnet Fontane die Erinnerung der Berliner an seine Regierung, in der doch das Brandenburger Tor erstand und anderes, das die Hauptstadt „embellierte“? In der Liebesnovelle „Stine“ poltert die Witwe Pittelkow gegen ihren Grafen: „Es gibt Untätchen schon von'n Urgroßvater her. Un die Urgroßväter, was die Zeit von'n dicken König war, die waren schlimm. Un die Halderns werden woll auch nicht anders gewesen sein.“ Gefühlvoller sagt es in „Irrungen Wirrungen“ (ebenfalls um 1875) die adlige Dame, die junge Frau des Ritmeisters von Rienäcker, vor dem Geister-Belvedere im Charlottenburger Schloßpark: „Wenn ich mir denke, daß der unglückliche Fürst (denn unglücklich muß er gewesen sein) der Schwiegervater der Königin Luise war, so blutet mir das Herz. Wie muß sie gelitten haben! Ich kann mir in unserm Preußen solche Dinge gar nicht recht denken.“ Ja, Fontane, die Berliner und ihre Geschichte — ein weites Feld!

So anerkennenswert das Bestreben dieses Buches — wir geben doch dem strengeren Urteil den Vorzug, das Otto Hintze 1915 zum 500-Jahr-Gedenken der Dynastie ausgesprochen hat. Seltsam — mit Treitschke und Altem setzt sich der Vf. am Schluß auseinander — Hintze und seine „Hohenzollern und ihr Werk“ fehlen. Eberhard Faden

Jacob Jacobson: Jüdische Trauungen in Berlin 1759—1813.

(= Veröffentl. d. Hist. Komm. zu Berlin, Bd. 28.) Berlin: de Gruyter 1968. XLIII, 668 S., 18 Abbildungen.

Am 31. Mai 1968 verstarb in England der frühere Leiter des Gesamtarchivs der deutschen Juden, Dr. Jacob Jacobson, kurz vor Vollendung seines 80. Lebensjahres. Er gehörte bis zu seinem Tode zu den Mitarbeitern der Historischen Kommission zu Berlin.

Die Vorarbeiten zu dieser Publikation reichen Jahrzehnte zurück. Noch 1938 konnte Jacobson ein Büchlein über „Jüdische Trauungen in Berlin 1723 bis 1759“ herausbringen. Es war eins der letzten Bücher eines jüdischen Verfassers in der Hitlerzeit. Der jetzigen Arbeit lagen zwei hebräische Trauungslisten der alten Berliner Gemeinde zugrunde. Eine Liste stammte aus dem Nachlaß des Friedhofsinspektors Leiser Landshut, die zweite Liste gehörte zum Berliner Gemeindearchiv. Zur Kontrolle der Personangaben dienten zeitgenössische Zeitschriftenmeldungen und grundlegende andere Veröffentlichungen, u. a. von Selma Stern und Ismar Freund. Ein wichtiges Hilfsmittel war ferner die Grabinschriftensammlung vom Friedhof an der Großen Hamburger Straße. Landshut hatte sie um 1860 zusammengestellt, als der schon 1827 geschlossene Friedhof wiederhergestellt werden sollte.

Der Verfasser versucht, die Herkunft der Brautpaare zurückzuverfolgen, indem er deren Ahnen aufzeichnet. Meist enden diese Ahnentafeln beim Zeitpunkt der Wiederaufnahme der Juden unter dem Großen Kurfürsten. Die Namen und Daten wurden durch kurzgefaßte biographische Anmerkungen ergänzt. Bei diesen nützlichen Hinweisen besteht aber wegen ihrer notwendigen Kürze die gelegentliche Gefahr von Mißverständnissen. Wenn z. B. bei der Eintragung über die Heirat Moses Mendelssohns (am 22. 6. 1762 unter dem Namen „Moses Dessau“) als einziges Werk des Philosophen die Pentateuch- und Psalmenübersetzung hervorgehoben wird, die wegen beabsichtigter Massenwirkung in hebräischen Lettern gedruckt sei, ist solche Gefahr gegeben. Es könnte hier, gewiß unbeabsichtigt, der Eindruck hervorgerufen werden, daß Mendelssohn durch seine Übersetzung und durch die dadurch unter den Juden verbreitete deutsche Sprache zu den Wegbereitern späterer Assimilationsbestrebungen rechne. Demgegenüber hätte (z. B. in der Einleitung) Mendelssohns unbedingtes Festhalten am Judentum hervorgehoben und an seinem Hauptwerk „Jerusalem“ dargelegt werden können, daß er nie bereit war, die Religion der Väter gegen die bürgerliche Gleichberechtigung einzutauschen.

Seine Arbeiten zur bürgerlich-rechtlichen Reform wären vielleicht einer kurzen Erwähnung wert gewesen.

In seiner Einleitung behandelt der Verfasser u. a. die zahlreichen drückenden Lasten, unter denen die Juden Preußens im 18. Jahrhundert litten. Gewiß gab es damals in Berlin Versuche, die Zahl der in der Stadt lebenden Juden zu verringern. Trotzdem hätte vielleicht das Eigeninteresse der ansässigen, geschützten Judenschaft, möglichst wenig ungeschützte Juden einwandern zu lassen, etwas mehr hervorgehoben werden können. Bei kollektiver Haftung für bestimmte Abgaben bestand natürlich Furcht vor neuen finanziellen Belastungen und vor einem staatlichen Eingreifen gegen alle. Daher übten jüdische Gemeindeorgane die ihnen vom Staat übertragenen Polizeifunktionen (z. B. Kontrolle der Kopfbzahl, Überwachung der durchreisenden Juden usw.) sehr gewissenhaft aus.

Schon aus fiskalischem Interesse ließ der preußische Staat umfangreichere Austreibungsmaßnahmen nicht mehr zu. Nicht alle angeordneten Maßnahmen wurden so scharf durchgeführt, wie es die Darstellung des Vertreibungsbeispiels von 1737 widerspiegelt. Hier könnten beim Leser unrichtige Vorstellungen über den Umfang der staatlichen Zwangsmaßnahmen entstehen, wenn die Zahl der 120 damals in Berlin verbliebenen Schutzjuden der Zahl von 593 Ausgewiesenen (wovon 387 Berlin verließen) gegenübergestellt wird. Es handelte sich aber um 120 Schutzjuden f a m i l i e n, die — durch Kinderreichtum und Bedientenzahl — ungleich mehr Köpfe zählten, als die Vertriebenen.

Unter den Sonderabgaben erwähnt der Verfasser kurz die 1769 eingeführte „Porzellanexportationssteuer“. Dazu eine Anmerkung: Jeder Jude, der ein Generalprivileg erhielt, hatte für 500 Taler Porzellan aus einheimischen Fabriken zu kaufen und möglichst im Ausland abzusetzen. In anderen Fällen mußten Juden, sofern sie um irgendeine Bewilligung nachsuchten, für 300 Taler Porzellan nehmen und das bald überall in Verruf gekommene „Judenporzellan“ exportieren. Mendelssohn selbst besaß schließlich 20 massive, lebensgroße Porzellanaffen der KPM, die er nirgends absetzen konnte. Da die Abnahmeverpflichtungen selten voll erfüllt werden konnten, betrugen die Zahlungsrückstände aus dieser Sondersteuer beim Tode Friedrichs des Großen 78 865 Taler. Erst unter Friedrich Wilhelm II. gelang es der Judenschaft, gegen eine Pauschalzahlung von 40 000 Talern alle bisherigen Schulden und künftigen Verpflichtungen abzulösen.

Durch diese meist auf die Einleitung des Verfassers bezogenen Hinweise soll und kann die hohe wissenschaftliche Bedeutung des Werkes nicht herabgemindert, sondern nur in Einzelfällen kurz ergänzt werden.

Das hier vorliegende Trauungsverzeichnis spiegelt eine Epoche wider, in der die scharfen Gegensätze traditioneller Beharrung und sozialer, kultureller und innenpolitischer Reformbestrebungen aufeinanderstießen. Dr. Jacobson, der selbst Zeuge und Opfer des Unterganges der alten Berliner jüdischen Gemeinde wurde, hat mit seiner Arbeit einen erneuten Beweis geliefert, welche bedeutsame Rolle die Berliner Judenschaft innerhalb der Gesamtbevölkerung Berlins gespielt hat. Zugleich enthält das Buch reiches Material für weitere Forschungen, die es anregen kann oder denen es ein unentbehrliches Hilfsmittel sein wird.

Gerd Gnewuch

Wilfried Seibicke: Beiträge zur Mundartkunde des Nordobersächsischen (östlich der Elbe).

(= Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 53) Köln-Graz: Böhlau 1967. VIII, 133 S., 10 Karten. Leinen.

Ortsgrammatiken aus unserer brandenburgischen Sprachlandschaft gibt es nicht allzu viele. Deshalb ist es besonders verdienstlich, daß Wilfried Seibicke, der bereits 1957 in einem Sonderband von Paul/Bräuners Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 79, 220—231, eine Arbeit über „Mitteldeutsch und Niederdeutsch in der westlichen Niederlausitz“ veröffentlichte, jetzt eine eingehende Darstellung der Ortsmundart des Dorfes Friedersdorf bei Doberlug im Kreis Finsterwalde vorlegt, die auch für die benachbarten Orte Rückersdorf und Gruhno gilt. Sie beruht auf seinem in den Jahren 1954/55 abgefragten Material und gibt den Sprachstand der ältesten Generation wieder. Zunächst schildert er Lage und Geschichte des erstmals 1217 erwähnten Ortes, der bis zur Säkularisation Zisterzienser-Klosterdorf und später eng mit dem Schicksal des Markgrafentums Niederlausitz verbunden war.

Den Hauptteil der Arbeit bildet die Laut- und Formenlehre der Mundart des Dorfes, das an der brandenburgischen Südgrenze und an der Grenze zwischen niedersorbischen und obersorbischen Mundarten liegt, wie es bereits Otto Kieser in unserm Jahrbuch 10/1959 gezeigt hat. In herkömmlicher Weise hat S. das Mittelhochdeutsche als Bezugssystem zugrunde gelegt, aber auch die mittelniederdeutschen Lautungen berücksichtigt, da ja das Niederdeutsche einst in diesem Gebiet herrschte und ebenfalls niederländische Einflüsse nachzuweisen sind. Mehrfach hat er urkundliche Belege hinzugefügt, doch ohne deren Aussagekraft zu überschätzen.

In einem abschließenden Teil bietet S. Materialien zur Dialektgeographie zwischen Riesa-Torgau-Herzberg-Doberlug. Hier stellt er die Ergebnisse seiner Mundartaufnahmen in über 70 Orten zusammen. Er weist selbst daraufhin, daß gerade bei diesem Abschnitt noch viele Fragen offenbleiben wie z. B. die Beziehungen zum Schlesischen, aber es ist ihm doch gelungen, ein eindrucksvolles Bild der mundartlichen Übergangslandschaft im Nordsaum des Ostmitteldeutschen zu zeichnen, die nach W offen ist und von der Sorbenschanke von S nach N unterbrochen wird. An der Südgrenze des Kernbesitzes des Klosters Doberlug, die über 600 Jahre Verwaltungs- bzw. Landesgrenze blieb, fallen die sprachlichen und territorialen Grenzen zusammen. Der breite Waldstreifen zwischen den ehemals zum Kloster gehörigen Dörfern und den südlichen Nachbarorten bildete ein natürliches Hindernis, so daß die mundartliche Sprachgemeinschaft ihre Besonderheit bewahrte. Westlich davon entlang der großen Verkehrsstraße Dresden-Liebenwerda-Herzberg-Berlin schieben sich südliche Mundartmerkmale keilförmig nach N vor.

Zehn Karten veranschaulichen die sprachliche Situation und zeigen die Verbreitung charakteristischer Mundartmerkmale; ein ausführliches Wortregister erleichtert die Benutzung der Arbeit. An vielen Stellen spürt man, daß S. seine Untersuchung noch gründlicher hatte unterbauen wollen, was ihm leider nicht mehr möglich war. Wir freuen uns, daß er seine Studien trotzdem veröffentlicht und damit einen wertvollen Beitrag zur märkischen Sprachgeschichte gegeben hat.

H. G.

Reinhard E. Fischer: Die Ortsnamen der Zauche.

(= Berliner Beiträge zur Namenforschung Bd. 1. Brandenburgisches Namenbuch Teil 1.) Weimar: Böhlau 1967. Leinen 206 S., 3 Abb., 6 Karten.

In der Einleitung wird kurz die im wesentlichen seit dem 12. Jahrhundert feststehende Grenze beschrieben. In Erfüllung der oft geäußerten Forderung enger Zusammenarbeit zwischen mittelalterlicher Geschichte und frühgeschichtlicher Archäologie folgt dann recht ausführlich (S. 10—28) ein in sich geschlossenes Kapitel von Joachim Hermann, das die

Besiedlungsgeschichte in ur- und frühgeschichtlicher Zeit behandelt, ergänzt durch die instruktive Karte der slawischen Besiedlung der Zauche vom 7. bis 12. Jahrhundert, abgeschlossen mit einem tabellarischen Überblick über die nachweisbare und wahrscheinliche Siedlungskontinuität von der slawischen zur deutschen Siedlungsperiode. Verhältnismäßig kurz sind die folgenden Ausführungen des Verfassers zur Geschichte der Zauche. Anschließend werden Forschungsstand, Aufgabe und Anlage der Arbeit sowie die Quellenfrage kurz umrissen.

Den größten Umfang nimmt Teil II (S. 37—138) ein, der die Deutung der Ortsnamen bringt und die Entwicklung bis zur heutigen Namenform darstellt. Steht auch das Interesse für die slawischen Anteile des Namenbestandes im Vordergrund, so werden doch die deutschen Teile in gleicher Weise behandelt. Erfreulich weit ist der örtliche Rahmen gespannt. Erfasst werden außer den Städten, Dörfern, Ortsteilen und Wohnplätzen die eingemeindeten ehemaligen Vorwerke und Gutssiedlungen, Kolonien und Ausbauten, ferner auch die Einzelsiedlungen wie Krüge, Forsthäuser und Etablissements, Fischerhäuser und Holzablagen, soweit sie einen eigenen Namen tragen, zeitlich gesehen bis in die jüngsten Jahrzehnte. Und damit sind auch jene besonders durch die Entwicklung des Verkehrs geförderten Neusiedlungen beachtet, die erst nach dem ersten Weltkrieg entstanden. Die Überschätzung der Ertragsfähigkeit des Bodens hat früh zu zahlreichen Wüstungen geführt, die mit gleicher Sorgfalt behandelt worden sind. In einem Anhang werden alle Wüstungen aufgeführt, deren Namen nicht überliefert sind, sowie die Flurnamen, die möglicherweise Wüstungen bezeichnen. Die eingehende Berücksichtigung der Wüstungen ist umso wichtiger, als eine Wüstungskunde der Zauche nicht existiert; es sind nur unzureichende Zusammenstellungen vorhanden.

Teil III (S. 139—168) bringt mit Ausführlichkeit die linguistische Auswertung, und zwar sowohl die lautliche als auch die morphologische und lexikalische, während Teil IV (S. 170 bis 173) besondere Probleme behandelt. Teil V (S. 174) bietet in kurzer Fassung die Auswertung der Namen für die Siedlungsgeschichte. Beachtlich ist das hierbei gewonnene Ergebnis. Die Verbreitung der slawischen Namen deckt sich mit der der slawischen Siedlungen, wie sie nach den Bodenfunden ermittelt wurden. Die slawisch-deutschen Mischnamen und die Namen mit dem Zusatz *Wendisch* zeugen von einem friedlichen Zusammenleben von Deutschen und Slawen nach dem Beginn der deutschen Kolonisation in der Mitte des 12. Jahrhunderts. Die aus den Niederlanden übertragenen Namen — es sind nur wenige — bekunden die Herkunft der flämischen Siedler. Die Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Untersuchung werden in Teil VI (S. 175) tabellarisch zusammengefaßt. Ein Anhang bietet Quellen- und Literaturverzeichnis und ein ausführliches Namenregister.

Schwerpunkt der Arbeit ist die sprachwissenschaftliche Untersuchung. Die Namenwissenschaft wird daher aus ihr den größten Nutzen ziehen und sicher zu einzelnen Problemen Stellung nehmen. Aber die Bedeutung des Buches geht weit darüber hinaus, denn auch der Landes- und Ortsgeschichte, besonders der Siedlungs- und Wüstungsforschung werden wichtige Hilfsmittel geboten; sie alle sind ja in mannigfacher Form verbunden. Mit dieser verdienstvollen Monographie, erwachsen aus der Dissertation des Verfassers, ist der Anfang zum brandenburgischen Namenbuch gemacht worden. Sie eröffnet die neue Reihe „Berliner Beiträge zur Namenforschung“. In ihr sollen vor allem die Ergebnisse der Arbeit der Gruppe für Namen- und Reliktwortforschung des Instituts für Slawistik der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ihren Niederschlag finden, gegliedert in Kreise nach dem Stand von 1900. Ein weites Feld ist hier zu bestellen. Die künftigen Fortsetzungen werden weitgehender Beachtung sicher sein.

Harry Methling

Karl Engelhard: Die Entwicklung der Kulturlandschaft des nördlichen Waldeck seit dem späten Mittelalter.

(= Geschichtsblätter für Waldeck, Bd. 58) Arolsen 1966. 269 S., 22 Abb., 10 Tabellen, 26 z. T. farbige Karten.

Es kann nicht Aufgabe unseres Jahrbuches sein, zu siedlungs- und agrargeographischen Fragen in der Entwicklung der Waldecker Kulturlandschaft Stellung zu nehmen. Aus anderem Grund wird das Buch hier genannt. Der an Brandenburgische Landeskunde interessierte Leser wird wiederholt feststellen: Eine derart fundierte, den neuesten Stand siedlungsgeographischer Forschung berücksichtigende Arbeit wie die Engelhardsche müssen wir leider für zahlreiche Landschaften unserer engeren Heimat vermissen. Nun konnte Engelhard die reichen Bestände des Staatsarchivs Marburg auswerten, während wir zu den entsprechenden Quellen keinen Zugang haben.

Nur einiges sei hier herausgehoben. Engelhard geht ausführlich auf den spätmittelalterlichen Wüstungsprozeß mit seinen umfangreichen Flurwüstungen ein, dessen Beginn in die Mitte des 14. Jahrhunderts fällt. Als wesentliche Merkmale dieses Vorganges stellt er die erheblichen Kulturlandverluste in Verbindung mit einem beträchtlichem Ortschaftenschwund heraus. Primäre Ursache ist für ihn der starke Bevölkerungsrückgang seit etwa 1350, wobei die in dieser Zeit auftretenden Seuchen und Pestepidemien zu einer erheblichen Minderung der Bevölkerungszahl beitragen. Die Tendenz zur Rückgewinnung aufgegebenen bäuerlichen Kulturlandes läßt sich seit 1480 erkennen, als die Waldecker Grafen die Antonten mit der Wiederbesiedlung der Wüstungen durch auswärtige Siedler beauftragten.

Eine ausführliche Darstellung der frühneuzeitlichen Bodennutzungssysteme gründet sich auf die Auswertung der Salbücher. Neben der Dreifelderbrachwirtschaft wird auch die Feld-Heidewirtschaft mit Branddüngung und Torfen behandelt. Ergiebig sind die Kapitel über die Waldverwüstungen des 16. bis 18. Jahrhunderts infolge Übernutzung durch Brenn- und Nutzholzeinschlag, durch den hohen Kohlholzbedarf der Hütten und Hammerwerke, durch Rodungen und vor allem durch die Waldweidewirtschaft, Eichel- und Eckernmast, Viehverbiss usw. Eingehend — und durch eine Fülle von Einzelheiten belegt — beschäftigen sich die folgenden Abschnitte mit den Bestrebungen der Landesherren, durch Forstordnungen, Hutbeschränkungen, Hegungen und Aufforstungen den Waldbestand zu erhalten, die Entflechtung der Wald- und Landwirtschaft durchzuführen und anstelle des Schlagwald- und Plenterbetriebes die Hochwaldwirtschaft durchzusetzen. Im Vergleich zu diesen der Land- und Forstwirtschaft gewidmeten Ausführungen sind die Darstellungen der Entwicklung des Städtewesens etwas knapp gehalten. Neben dem Einfluß der industriellen Entwicklung auf die Herausbildung der Kulturlandschaft wird besonders der Fremdenverkehr als Gestaltungsfaktor am Beispiel Willingens erläutert. Die statistisch belegte Entwicklung der Fremdenverkehrseinrichtungen läßt den Wandel der Berufs- und Sozialstruktur, die Veränderungen im agrarischen Besitzgefüge, in der Bodennutzung und im Siedlungsgefüge deutlich erkennbar werden.

Ein Vergleich zwischen Waldecker und Brandenburgischer Siedlungs- und Landschaftsentwicklung würde trotz mancher Parallelen — sie mögen sich zum Teil aus den ähnlichen absolutistischen und merkantilistischen Wirtschaftssystemen ergeben — hier zu weit führen. Aber das Engelhardsche Buch mit seinem in trefflicher Gliederung gebotenen reichhaltigen Stoff gibt Anregungen, die Themen Brandenburgischer Landeskunde zu erweitern oder schon behandelte Stoffe in neuer Sicht noch einmal zu durchdenken.

Arne Hengsbach

Edmund E. Stengel: Abhandlungen und Untersuchungen zur Geschichte des Kaisergedankens im Mittelalter.

Köln-Graz: Böhlau 1965. Leinen. 342 Seiten.

Der Kaisergedanke läßt sich durch fast ganz Europa verfolgen. Der Vf. hat seine bahnbrechenden Forschungen, vor 1914 zum ersten Mal veröffentlicht, immer aufs neue durchdacht und mit den Ergebnissen der jüngsten Zeit verglichen, so daß „beinahe ein Neubau“ daraus geworden ist. Das gilt vor allem vom ersten, dem Hauptteil, der die Hälfte des Bandes einnimmt: „Der Heerkaiser (Den Kaiser macht das Heer)“. Seit der Sachse Otto der Große das römische *imperium* mit dem deutschen *regnum* vereinigt hat, „wächst die Auffassung heran“, im deutschen Königtum liege — durch die Königswahl der deutschen Fürsten — das Kaisertum beschlossen. Vom Kampf Kaiser und Papst ist unsere Mark Brandenburg besonders in der Zeit der Wittelsbacher betroffen worden. Wenig bekannt ist jedoch, daß in der weltweiten gedanklichen Auseinandersetzung ein märkischer Ritter der Zeit beteiligt ist, der Altmärker Johann von Buch, der in Bologna studiert hat und seit 1335 als „gemeiner hofrichter“ für die Ritterbürtigen in der Mark auftritt (Johannes Schultze: Die Mark Brandenburg II, 58). In seiner Glosse zum Sachsenspiegel ist er einer der entschiedensten Verfechter des „romfreien“ Kaisertums. „Denkwürdig bleibt dieser Versuch ... eine unerhörte kühne Lehre“ (S. 119 ff.). Der Vf. setzt ihn in Verbindung mit dem Romzug Ludwigs des Bayern (S. 132—139), zu dem der süddeutsche Ludwig um ritterlichen Zuzug aus Norddeutschland wirbt; aus dem Text spricht ganz offenbar der Satz des Johann von Buch, daß das Kaisertum „erstritten“ werde.

Noch einmal begegnet unsere Landschaft in dem „Epilog: Neuzeitliche Nachklänge des Heerkaisergedankens“ (S. 140—146). Kurz vor der Kaiserwahl 1849 berichtet der Presse-Korrespondent der erbkaiserialen Casinopartei in Frankfurt am Main: ein auswärtiger Staatsmann habe ihm geschrieben: „Der deutsche Kaiser wird nicht in der Paulskirche,

sondern auf dem Schlachtfeld gemacht werden.“ Der Artikel sagt weiter: „Der Sinn ist kein anderer als: Preußen wird sich und seines Schwertes Macht für den Bestand Deutschlands einsetzen müssen“ und spricht von „hochgestellten Staatsmännern in Berlin“. Dem vierten Friedrich Wilhelm und seinen Freunden war der Gedanke fremd. Bismarck scheidet aus; am ehesten dürfte der Unterstaatssekretär Hans Graf von Bülow in Betracht kommen, der soeben wegen seiner kleindeutschen Haltung als Außenminister hatte zurücktreten müssen. Der Vf. verfolgt den Satz bis zur Kaiserproklamation in Versailles 1871 und in die Reichsverfassung; trotz des Bundesrats, „der kaiserliche Oberbefehl über die Heermacht des Reiches im Kriegsfall“ — und bis 1918.

Bewundernswert der Scharfsinn, mit dem hier das Fortwirken eines politischen Gedankens durch die ganze deutsche Geschichte erwiesen wird. Eberhard Faden

Bismarck in der Karikatur.

Eine Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg, und des Geheimen Staatsarchivs, Berlin-Dahlem. Katalog bearb. von Cécile Hensel. Berlin: Haude & Spener 1968 96 S., 5 Textabb., 12 Bildtafeln.

Anlässlich der noch bis Ende Januar 1969 laufenden Ausstellung „Bismarck in der Karikatur“ hat das Geheime Staatsarchiv einen umfangreichen Katalog herausgegeben. Direktor G. Zimmermann beleuchtet im Vorwort kurz Geschichte und Wesen der Karikatur. Daran schließt sich eine sehr knappe aber kritische Einführung von Hans Branig über „Bismarck im Widerstreit der Meinungen“. Vor allem für den historisch interessierten Laien gedacht, greift er aus der überwältigenden Fülle der Bismarck-Literatur eine kleine Zahl von Werken heraus, die auch dem Studenten und Geschichtslehrer Hilfe bei der Behandlung des Phänomens Bismarck bieten und jederzeit ein tieferes Eindringen in die Materie ermöglichen.

Die Bearbeiterin des Katalogs, Frau Dr. Hensel, deutet auf wenigen Seiten Bismarcks Stellung in seiner Zeit an, ergänzt durch eine kleine Zeittafel. Auf rund 65 Seiten stellt sie dann ausführlich die gezeigten Bilder vor. Nur der Fachmann vermag zu ermessen, welche intensive Bemühung nötig ist, um die karikierten Personen und oftmals längst in Vergessenheit geratenen Ereignisse richtig zu erkennen und zu interpretieren. Durch diese z. T. sehr ausführlichen Bilderläuterungen wird der Katalog auch über den Augenblick hinaus Bedeutung behalten.

Einige Bilder Bismarcks und gut 50 Autographen, teilweise noch ungedruckt, aus dem Besitz des Geheimen Staatsarchivs bilden eine wertvolle Ergänzung und runden das Bild etwas ab. Grundsätzlich muß sich der Betrachter dieser Bilder jedoch vor Augen halten, daß Bismarck hier im Zerrspiegel der öffentlichen Kritik erscheint und daher kein unmittelbarer Zugang zum Verständnis der Person und ihres Werkes gegeben wird.

Werner Vogel

Erich Borkenhagen: 125 Jahre Schultheiss-Brauerei.

Die Geschichte des Schultheiss-Bieres in Berlin von 1842 bis 1967. Berlin 1967. 230 Seiten, 32 z. T. farbige Zeichnungen. Nicht im Buchhandel.

Am 22. und 23. September 1967 feierte die Schultheiss-Brauerei AG ihr 125jähriges Jubiläum. Den Festtrubel mit 200 000 l Freibier für durstige Kehlen begleitete eine Festschrift. Der aufwendige Band wurde in großer Zahl an die Kunden des Unternehmens (an die Bierhändler, nicht Biertrinker), verteilt. Der Verfasser, Chefredakteur der Brauerzeitung, schildert lebendig die Entwicklung der Schultheiss-Brauerei aus kleinen Anfängen zur größten Lagerbierbrauerei der Welt, ihren Niedergang 1945 und ihren Wiederaufstieg in die Reihe der größten deutschen Brauereien der Nachkriegszeit. Hierbei ist besonders auf die Kapitel für die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen hinzuweisen. Die Darstellung und Beurteilung jener Zeit bringt manches interessante Detail. Die Nachkriegsgeschichte des Unternehmens haben wir ja zum größten Teil miterlebt, wenn auch mehr aus der Verbraucherperspektive, die eine andere ist, als die des Produzenten.

Unter dem Titel „Das Bier im alten Berlin“ führt die Festschrift in die Vergangenheit des altährwürdigen Brauergewerbes. Hier haben sich — durch Benutzung älterer Literatur — einige Irrtümer eingeschlichen. So sind z. B. Berlin und Cölln keine Fischerdörfer gewesen, wie es leider wieder auf Seite 12 heißt. Auch die Schlußfolgerungen auf wendische Einwohner der Doppelstadt und deren mindere Rechte gegenüber den deutschen Bewohnern sind hinfällig. Daß Berlin und Cölln unter der 1488 eingeführten Bierziese schwer ge-

litten haben sollen, ist nicht recht einzusehen (Seite 13), denn einerseits hatten alle märkischen Städte dieselbe Belastung zu tragen, andererseits hatten die Spreestädte als Residenz des Landesherrn manchen Vorteil auf wirtschaftlichem Gebiet. Auf einer Verwechslung beruht die Annahme, daß der Große Kurfürst das Berliner Brauwesen durch die Errichtung des späteren Königsbrauhauses in der Teltower Vorstadt gefördert habe (Seite 13). Berlin hatte niemals eine Teltower Vorstadt! Vielmehr handelt es sich hier um das 1716 durch König Friedrich Wilhelm I. in der Teltower Vorstadt Potsdam eingerichtete Königliche Brauhaus. 1830 entstand hier die Brauerei von Adelung & Hoffmann, welche 1919 stillgelegt wurde. — In den Text eingestreut sind die Zeichnungen Friedrich Dreyer-Tamuras. Sie zeigen die Braustätten des Unternehmens einschließlich der jetzt im Ostsektor liegenden, die neue Brauerei in Lomé/Togo, sowie Motive aus unserem Berlin, ohne das Schultheiss nicht Schultheiss geworden wäre!

Hans-Werner Klünner

Walter Hubatsch: Albrecht von Brandenburg-Ansbach.

(= Studien zur Geschichte Preußens, Bd. 8). Köln-Berlin: Grote (1960). Leinen, 354 S., 1 Karte, 7 Abbildungen.

Aufgrund seiner umfassenden Kenntnis der Quellen und der Literatur zeichnet der Vf. ein eindrucksvolles Bild der Persönlichkeit Markgraf Albrechts (1490—1568), der als Sohn der polnischen Königstochter Sophia schon herkunftsmäßig mit Brandenburg, Sachsen, Polen und Habsburg verbunden war. Es ist die persönliche Tragik dieses begabten und gebildeten jungen Fürsten, dessen weitreichende Pläne und Entschlußfreudigkeit oft den sicheren Blick für das Mögliche vermissen lassen, daß er in jener Übergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit und zwischen den europäischen Mächten wirken mußte.

Mit 20 Jahren bereits zum Hochmeister des Deutschen Ordens ernannt, trat er ein trauriges Erbe an. Der alte Glanz des Ordens war am Verlöschen, seine historische Aufgabe der Heidenmission erfüllt. Innerlich zerstritten und in der Auflösung begriffen, war der Orden selbst als Versorgungsanstalt des deutschen Adels kaum noch brauchbar, da die finanziellen Quellen langsam aber sicher versiegt. Vor allem aber mußte sich Albrecht sogleich als Hochmeister gegen die Ansprüche des polnischen Königshauses zur Wehr setzen, die auf dem vom Kaiser nie anerkannten 2. Thorner Friedensvertrag von 1466 fußten. Die verwandtschaftlichen Bindungen an König Sigismund von Polen nützten ihm dabei nichts. Ohne festen Hinterhalt bei Kaiser, Papst und Fürsten (mit Ausnahme Kf. Joachims I. von Brandenburg), immer tiefer verschuldet, mußte er sich auf eine kriegerische Auseinandersetzung mit Polen einlassen (1520/21), deren Ausgang beide Parteien nicht befriedigen konnte, zumal das Land von der Soldateska verwüstet darniederlag. Während des folgenden 4-jährigen Waffenstillstandes weilte Albrecht im Reich. Aus seiner Bekanntschaft mit Luther und dem dadurch bewirkten Wandel in seiner religiösen Haltung erwuchs der Plan, den Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum umzuwandeln und dieses von König Sigismund als Lehen zu nehmen. Diese Vorgänge fanden ebensowenig wie die folgende Heirat mit Dorothea von Dänemark die Zustimmung des Kaisers und des Papstes. Unbeirrt begann Albrecht als erster preußischer Herzog nach dem feierlichen Einzug in die Residenz Königsberg am 9. Mai 1525 seine Regierungstätigkeit und sorgte für die Einführung der Reformation. Sehr ausführlich geht H. sodann auf die religiösen Probleme und Streitigkeiten ein. In Oslanders Wirken sieht er „die nach Luther stärkste wahrhaft reformatorische Leistung aus der Freiheit des Wortverständnisses“ sich in Königsberg vollziehen.

Im 5. Kapitel behandelt Hubatsch Staat und Stände sowie deren Verhältnis zum Herzog. Dabei wird das beherrschende Moment vom Staatsgedanken des Deutschen Ordens und seiner Verwaltungspraxis vielleicht zu sehr in den Vordergrund gestellt. Denn andererseits räumt H. selber ein, daß sich der Herzog mit tüchtigen Mitarbeitern umgeben hatte. Darunter befanden sich der Würzburger Domherr und Studiengenosse Huttens, Dr. Friedrich Fischer, und Johann Freiherr von Schwarzenberg, der „größte deutsche Gesetzgeber der Reformationszeit“. Unter diesen Umständen ist der Schluß naheliegend, daß die Verwaltungspraxis sich nicht unwesentlich gegenüber der des Ordens geändert haben dürfte. Dementsprechend betont auch H., daß die kollegiale Oberratsstube nebst der zugehörigen Rent- und Kammerverwaltung die modernste der damals möglichen Verwaltungsformen gewesen sei, wobei nicht nur ein Vergleich zum nur wenig späteren brandenburgischen Geheimen Rat sondern auch zum österreichischen Hofrat gegeben ist.

Durch die jahrzehntelange Friedenszeit konnte sich die wesentlich agrarisch orientierte Wirtschaft erholen, aber auch die Städte erlebten eine neue Blüte in Handel und Gewerbe, insbesondere Königsberg. Schwere innere Kämpfe brachen im Herzogtum erst mit dem

Osianderstreit aus. Die ständische Revolution von 1566 brachte das staatliche Aufbauwerk in höchste Gefahr, weil sich die Stände um Entscheidung an den polnischen König gewandt hatten, der die Gelegenheit benutzte, um Albrecht zu demütigen. Albrechts rechtliche Stellung zu Polen war je nach der Auslegung des Krakauer Vertrages, dem persönlichen Wohlwollen des Polenkönigs und der politischen Gesamtkonstellation in Europa wechselnd. Im großen und ganzen aber hatte er bisher seine Souveränität zu wahren gewußt. Seine geschichtlich nachhaltigste Leistung war wohl die Aufnahme Kurbrandenburgs in den preussischen Lehnvertrag, wogegen sich Kf. Joachim I. wegen des religiösen Gegensatzes gewehrt hatte. Erst Joachim II., dessen Ehe mit Hedwig von Polen Albrecht vermittelt hatte, griff diesen Plan 1558 wieder auf. In seinem Auftrage verhandelten Sabinus, der frühere Rektor der Königsberger Universität, Prätorius und v. Bredow. Auf dem Petrikauer Reichstag erreichten sie vom polnischen König die Mitbelehnung. Die wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen des Herzogs förderten entsprechende Tätigkeiten im Lande, führten zur Gründung der Universität Königsberg (1544). Er veranlaßte eine Sammlung von Urkunden und Chroniken zur Geschichte Preußens und beauftragte Lucas David als Hofhistoriograph. Er selbst verfaßte u. a. ein Buch über die Kriegskunst (1555).

Alles in allem schildert Hubatsch die vielseitige Persönlichkeit Albrechts, hineingestellt in die europäische Staatengeschichte jener Zeit, in einer so eindringlichen und klaren Sprache, daß auch der Laie mit Gewinn und Freude das Buch zur Hand nehmen wird.

Werner Vogel

Johann Marker: Georg Engelbach (1817—1894), Maler und Turner.

Sonderdruck aus „deutsches turnen“ 6, 1968, S. 7—9, mit 2 Abbildungen.

Prinzipiell werden Sonderdrucke aus anderen Zeitschriften nicht besprochen. In diesem Fall sei eine Ausnahme gemacht, weil der Aufsatz für den Heimatkundler an sehr entlegener Stelle erschienen ist. — Engelbach hat sich um die Gründung des Vereins Berliner Turnerschaft verdient gemacht, kannte auch noch persönlich den Turnvater Jahn, der in der Hasenheide Berlins ersten Turnplatz angelegt hat. Neben Jahn hat er auch verschiedene andere Berliner porträtiert, desgleichen Kaiser Wilhelm I., Bismarck, Moltke, Roon u. a. Mit viel Liebe hat sich der Vf. dieses sonst wenig bekannten Künstlers und Wahlberliners angenommen.

Werner Vogel

Vorankündigung

Die Rezensionen für die nachstehend genannten Titel folgen im Jahrbuch 20/1969, da die Manuskripte nicht mehr rechtzeitig bei der Redaktion eingetroffen sind.

Otto Rückert: Zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Reichstagswahlkreis Potsdam-Spandau-Osthavelland (1871—1917) unter besonderer Berücksichtigung der Tätigkeit Karl Liebknechts.

(= Veröff. d. Bezirksheimatmuseums Potsdam, H. 8.) Potsdam: Bezirksheimatmuseum 1965. 400 S., mit Bildanhang.

Günter Vogler: Zur Geschichte der Weber und Spinner von Nowawes 1751 bis 1785. (= Veröff. d. Bezirksheimatmuseums Potsdam, H. 7) Potsdam: Bezirksheimatmuseum 1965. 102 S., mit Bildanhang.

Engel/Zientara: Feudalstruktur, Lehnbürgertum und Fernhandel im spätmittelalterlichen Brandenburg. (= Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, Bd. 7.) Weimar: Böhlau 1967. VIII, 431 S., 10 Karten.

Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte 42, 1967. Berlin: Christlicher Zeitschriftenverlag 1967.

Peter G. Thielen: Karl August von Hardenberg 1750—1822. Eine Biographie. Köln-Berlin: Grote 1967. Leinen 535 S., 1 Farbtaf., 13 einfarbige Taf., 1 Stammtafel.

Der Briefwechsel Friedrichs des Großen mit der Gräfin Camas und dem Baron Fouqué. Ausgewählt und übersetzt von Hans Droysen. (= Veröff. aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Bd. 1.) Köln-Berlin: Grote 1967. Leinen 87 Seiten, 2 Tafeln.

Walter Gerschler: Das preußische Oberpräsidium der Provinz Jülich-Kleve-Berg in Köln 1816—1822. (= Studien zur Geschichte Preußens, Bd. 12.) Köln-Berlin: Grote 1968. 295 Seiten. 3 Abbildungen.

Franz Lorenz: Die Musikerfamilie Benda. Franz Benda und seine Nachkommen. Berlin: de Gruyter 1967. Leinen, 189 S., 1 Tafel.

Eberhard Schmidt: Kammergericht und Rechtsstaat. Eine Erinnerungsschrift. (= Schriftenreihe d. Jurist. Gesellschaft e.V., Berlin, H. 31.) Berlin: de Gruyter 1968. 45 Seiten.

Berlin und die Provinz Brandenburg im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsgg. von Hans Herzfeld unter Mitwirkung von Gerd Heinrich. (= Veröff. d. Hist. Komm. zu Berlin, Bd. 25. Geschichte von Brandenburg und Berlin, Bd. 3.) Berlin: de Gruyter 1968. Leinen, XII, 1034 Seiten, 1 Karte.

Joachim Toeche-Mittler: Armeemärsche. Eine historische Plauderei zwischen Regimentsmusiken und Trompeterkorps rund um die deutsche Marschmusik. Neckargemünd: Vowinkel. Leinen 208 S., 124 Abb.

Aus dem Leben der Vereinigung

Wieder lebhaft und reicherfüllt war die Vereinstätigkeit im abgelaufenen Berichtszeitraum vom 1. September 1967 bis 31. August 1968. Die Aufgaben der Vereinigung sind zwar der Vergangenheit zugewendet, dennoch legen unsere aktiven Mitglieder in ihren Arbeiten und Forschungen an der brandenburgischen Landesgeschichte keinen Wert darauf, sie in der unpersönlich kühlen Distanz wissenschaftlicher Anforderungen darzulegen. Im Gegenteil: bewußt dem allgemeinen Verständnis in leicht aufnehmbarer Form dargeboten, sind geschichtliche Abhandlungen der Leser- oder Hörerschaft von tieferer und persönlicherer Wirkung.

Wir veranstalteten im Berichtszeitraum dieses Bandes folgende V o r t r ä g e :

1967

- | | |
|---------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1. September | Walter <i>Mahl</i> : Das historische Wartburgfest der Deutschen Studentenschaft — 18. Oktober 1817 |
| 22. September | Johannes <i>Gehrmann</i> : Das untergegangene Dorf Krummensee an der Krumpfen Lanke bei Zehlendorf |
| 6. Oktober | Jean <i>de Pablo</i> : Theodor Fontanes Beziehungen zur französischen Kolonie Berlin |
| 27. Oktober | Dr. Dietrich <i>Kurze</i> : Ketzer und Inquisition in der Mark Brandenburg |
| 17. November | Professor Dr. Walter <i>Delius</i> : 150 Jahre Preußische Union — gegr. 1817 |
| 8. Dezember | Dr. Hans <i>Saring</i> : Berlin-Brandenburgische Truppen in den Türkenkriegen |

1968

- | | |
|-------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 5. Januar | Dr. Gunther <i>Jahn</i> : Brandenburgisch-Preußische Zitadellenbauten |
| 26. Januar | Hans-Werner <i>Klünner</i> : Unsere Studienfahrt in die einst brandenburgischen Lande Kleve, Minden, Ravensberg |
| 16. Februar | Dr. Johann Karl <i>von Schroeder</i> : Streifzüge durch die Mindener Geschichte — mit Ausblick auf die brandenburgisch/preußischen Beziehungen |
| 8. März | Wolfgang <i>Ribbe</i> : Der märkische Adel im 14./15. Jahrhundert am Beispiel der Quitzows |
| 29. März | Gerhard <i>Küchler</i> : Zur Geschichte der deutschen, insbesondere Berliner Forschungen in Afrika |
| 5. April | Paul <i>Hirschberg</i> : Neuzelle bei Frankfurt/Oder — Stätte des Barocks |

26. April Gerhard *Küchler*: Zur Geschichte der Berliner Mode und Konfektion
17. Mai Herbert *Adam*: Filmvortrag „Der Philosoph von Sanssouci“

Zu folgenden *Besichtigungen* und ähnlichen Veranstaltungen führten wir unsere Mitglieder:

Führung zu Erinnerungsstätten an Walther Rathenau, Besichtigung des Neubaus Mies van der Rohe der Berliner Nationalgalerie (Vortrag Dr. Peter *Krieger*), Besichtigung der Fachschule für Optik und Fototechnik mit Vorführung eines historischen Films (Vortrag Gertrud *Zimmerer*), Besuch der Ausstellung „Großmähren — ein versunkenes Slawenreich im Lichte neuer Ausgrabungen“ (Vortrag Professor Dr. Adriaan *von Müller*), Besuch der Eröffnungsausstellung des Brücke-Museums (Vortrag Dr. Rudolf *Pfefferkorn*), Besuch unserer Fachvereinsbücherei und unseres Archivs (Vorträge Dr. Liselott *Ziegert-Hackbarth*, Harry *Methling*, Hans-Werner *Klünner*), Besuch der Ausstellung des Berlin-Museums „Die Künstlerfamilie Begas in Berlin“ (Vortrag Wilhelm *Zacher*), Besichtigung der Grabungsstelle am Behnitz in Spandau (Vortrag Professor Dr. O. F. *Gandert*), Besuch des Botanischen Gartens einschließlich des wiedereröffneten Großen Tropenhauses (Vorträge Professor Dr. Theo *Eckardt*), Besichtigung des Instituts für Tierzucht und Haustiergenetik (Vortrag Professor Dr. Joachim *Kliesch*), Führung durch das Gebäude der Landespostdirektion Berlin, Dernburgstr. 50 (Vortrag Gerd *Gnewuch*), Besichtigung der archäologischen Grabungen am Krümmen Fenn in Düppel (Vortrag Professor Dr. Adriaan *von Müller*).

Ferner boten wir in unserem umfangreichen Jahresprogramm eine Herbstliche *Busfahrt* durch Grünanlagen und Wälder nördlich der Spree und Havel, eine Busfahrt mit der Bewag durch das nächtliche Berlin (Straßenbeleuchtung und Anstrahlungen — Vortrag Jürgen *Beyer*), *9 Stadtwanderungen* und Spaziergänge, darunter eine Nachtwanderung und die traditionelle, nunmehr 83. Wanderung durch den weihnachtlichen Grunewald. In der Vorweihnachtszeit kamen wir zu unserem wiederum überfüllten Treffen im Spenerhaus der Königin-Luise-Gedächtnisgemeinde zusammen. Die *Ordentliche Hauptversammlung* vom 26. 1. 1968 beschloß einstimmig die Wiederwahl des Vorstandes unter Hinzuwahl von Gerd *Gnewuch* als Beisitzer für Büchereifragen und Dieter *Brozat* als Kassenprüfer.

Erneut führte uns zu Himmelfahrt eine *Exkursion* nach Süddeutschland, — Ausgleich für Fahrten in die uns politisch verschlossene Mark Brandenburg. Vom 1. bis 5. Mai 1968 weilten wir mit 50 Mitgliedern auf *Brandenburgischer Studienfahrt* in Franken, Schwaben und Hohenzollern. Die Busfahrt führte über Nürnberg zur Veste Wülzburg, über die Schlachtfelder Blindheim und Höchstädt nach Günzburg und Hechingen. Hier war unser Standort. Die Hohenzollernburg, Sigmaringen, Zwiefalten, Haigerloch und Bebenhausen und auf der Heimfahrt Pappenheim waren weitere Ziele. Dank sorgfältiger Vorbereitung und intensiver Vertiefung der zahlreichen Vortragenden in den jeweiligen Berichtsstoff über die Besichtigungsstätten wurde die Fahrt ein unvergeßliches, erfreuendes und belehrendes Erlebnis. Unser Dank gilt allen „Mitarbeitern“ an der Fahrt, besonders aber auch Herrn Oberst Wilhelm Volrad *von Rauchhaupt* auf Burg Hohenzollern und Herrn Hofintendant *Bader*, Sigmaringen.

Niederschlag unseres lebhaften landesgeschichtlichen Wirkens sind auch unsere *Veröffentlichungen*. Wir brachten im Berichtszeitraum heraus den Band 18/1967 unseres Jahrbuchs für brandenburgische Landesgeschichte sowie unsere Mitteilungsblätter 56, 57 und 58. Unser Schriftgut wird in steigendem Maße von historischen Institutionen außerhalb Berlins angefordert.

Die *Vereinsbücherei* und das *Archiv* — auch 1968 weiter ausgebaut — sind für die Mitglieder, wie auch durch die Einstellung in der Amerika-Gedenkbibliothek für die Öffentlichkeit und die Berliner Wissenschaft — wertvolle Hilfsmittel der Information und Forschung.

Für die abgeschlossene Berichtsperiode dieses Jahrbuchs haben wir herzlichen Dank auszusprechen an unsere Mitglieder und Freunde, an die Autoren und Herausgeber unserer Schriften, an alle Förderer unserer Arbeit an der Landesgeschichte der Mark Brandenburg und Berlins.

Im Berichtszeitraum haben wir den *Tod* folgender Mitglieder zu beklagen: Eduard *Grollmus*, Johannes *Müller*, Otto *Kaplick*, Hubert *Görke*, Herbert *Slota*, Bruno *Richter*, Dr. Waldemar *Kuhn*, Wilhelm *Hensel*. Nach Redaktionsschluß ging uns die betrübliche Nachricht zu, daß unser verehrter Alt-Bibliothekar Harry Methling nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief. Wir gedenken seiner im Nachruf dieses Bandes.

Gerhard Kückler

www.books2ebooks.eu